Reisebriefe

über

China, Japan und Siam.

Zweiter Theil.

Die preussische Expedition

nach

China, Japan und Siam

in den Jahren 1860, 1861 und 1862.

Reisebriefe

von

Reinhold Werner,
Lieutenant zur See I. Klasse.

Mit sieben Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1863.

Inhalt des zweiten Theils.

19.

Seite

Nachricht vom Untergange des Frauenlob. Abreise von Hongkong nach Japan. Die Fahrt unter Nordostmonsun. Aufenthalt an der Südostspitze der Insel Formosa. Besuch der Küste; Scharmützel mit den Eingeborenen. Lage, Beschaffenheit und Bedeutung der Insel. Geschichte der holländischen Colonie auf Formosa im 17. Jahrhundert 1

20.

Ankunft der Elbe vor Nangasaki. Die Naturschönheit der Bai. Benehmen und Verlegenheit der japanischen Behörden. Vereinigung der Elbe mit dem preußischen Geschwader zu Jeddo. Die Verhandlungen des Grafen Eulenburg mit der japanischen Regierung. Einzug des Gesandten in Jeddo und Audienz beim Minister des Auswärtigen. Ungünstige Lage der Dinge. Die geographischen und politischen Umrisse des Landes. Verkehr und Stellung der Fremden in Japan in früherer Zeit 17

21.

Die Bai von Jeddo. Aeußerer Charakter, Festungswerke, Umfang und Bevölkerung der Stadt. Die Jakonins als Beaufsichtiger der Fremden. Bau und Einrichtung der japanischen Häuser. Die Daimios und ihre Stellung als Feudalherren zum Volke. Die Vorbereitungen der socialen Revolution durch die Eröffnung

Seite

des Landes. Schwierige Lage der Regierung gegenüber der Adelspartei. Feuersbrünste nnd Feuerspolizei in Jeddo. Die Gärten und der Natursinn der Japanesen ... 36

22.

Die Tempelgebäude. Der Buddhismus in Japan. Die Sintoreligion, ihre Götterlehre, ihr Cultus. Die Sekte der Siobosie. Die Priesterschaft ... 57

23.

Die Abstammung der Japanesen. Die Volkstracht. Die Frauen. Die Reinlichkeit des Volks. Die Bäder. Die japanesischen Begriffe von Schamhaftigkeit. Die Theehäuser als Bordelle. Die Geschlechtsliebe und die Stellung der Frauen. Höflichkeit und Anstandsformen. Eine japanesische Hochzeit. Das Concubinat. Kinder und Kindererziehung. Der Schulunterricht ... 63

24.

Japanesische Bücher. Die Beamtenlaufbahn. Die wissenschaftliche Bildung. Die Heilkunde. Wißbegierde und Auffassungstalent der Japanesen. Die japanesische Sprache. Die Literatur. Das Theater. Kunstreiterei und Ringkämpfe. Schaulustigkeit des Volks. Gesellschaftliche Gelage und Unterhaltungen. Guitarrenmädchen und Tänzerinnen. Die Japanesen im Rausch ... 84

25.

Strenger Charakter der japanischen Strafpflege. Das System der Verantwortlichkeit und die geringe Zahl der Verbrechen. Die Hinrichtungen. Das Bauchaufschlitzen mit eigener Hand als Strafmilderung und Ehrenreparation. Das Spionensystem in der Landesregierung. Die Machtlosigkeit des Taikun. Das Gefolge der Daimios-Armee und Militärwesen. Die Einschränkung des Seeverkehrs vor Eröffnung des Landes. Die neue japanische Marine ... 101

26.

Japans Bedeutung in Handel und Industrie. Kohlen, Metalle und Thee. Das Porzellan und seine Fabrikation. Lack und Lackwaaren. Rapsöl und vegetabilisches Wachs. Miako als Mittelpunkt japanischer Industrie. Bereitung und Verwendung des

Seite
Papiers. Münzen und Münzwesen. Ackerbau und Viehzucht. Die Forstcultur und der reiche Baumwuchs des Landes 118

27.

Die Bai und die Stadt Nangasaki. Insel und Colonie Desima. Die Visite beim Gouverneur. Der Kompiraberg und das Drachenfest. Die Andacht im Sintotempel. Freundlichkeit und Geselligkeit der Japanesen. Das Drachenspiel. Eine Kunstreitervorstellung in Nangasaki. Ausflüge in die Umgegend. Naturromantik. Lieblichkeit der Gartenanlagen. Bild der japanischen Häuslichkeit. Die Friedhöfe. Ein Leichenbegängniß. Das Klima und der Gesundheitszustand in Japan 139

28.

Die Verhandlungen mit der preußischen Gesandtschaft. Anschläge der japanischen Adelspartei gegen die Fremden. Ermordung des amerikanischen Gesandtschaftssecretärs Heusken. Betragen und Intriguen der Regierung. Festes Auftreten des Grafen Eulenburg. Bestattung Heusken's unter Assistenz der preußischen Waffen. Abreise des englischen und französischen Geschäftsträgers nach Yokuhama. Endlicher Abschluß des Vertrags mit Preußen am 25. Januar 1861. Abgang der preußischen Schiffe nach Schang-hae. Charakter des japanischen Volks und Aussichten auf seine freiere sociale und politische Entwickelung 167

29.

Schang-hae und sein Theegarten. Ankunft der preußischen Gesandtschaft daselbst. Ungünstige Verhältnisse für die Abschließung des Handelsvertrags mit China. Die Elbe im Sandwirbelsturme. Chefu und die „Verzweiflungsinsel". Aufenthalt an der Peihomündung. Die Takuforts. Tientsin und seine Bedeutung als Handelsplatz. Das Städtchen Ning-hae. Besuch der chinesischen Mauer. Geschäfte, Bauart, Zweck und gegenwärtige Beschaffenheit dieses Wunderwerks. Die Ebene um Ning-hae. „Kieselack" in China 177

30.

Hohe Landescultur jenseit des Gebirges von Chefu. Amerikanische Missionare als Kaufleute. Politische Veränderungen in China im Sommer 1861. Der Tod des Kaisers Hienfung.

Seite

Der Prinzregent Kung, sein Charakter, seine aufgeklärte Politik. Die Rebellion der Taipings. Verhalten der Engländer zum chinesischen Bürgerkriege. Geschichte der Schantung-Rebellen. Vorrücken derselben gegen Chefu. Vertheidigungsanstalten und Feigheit der Chinesen. Admiral Protet mit wenigen Franzosen übernimmt die Vertheidigung des Platzes. Ueberraschung und Flucht der Rebellen durch einen Bombenschuß. Scheußliche Grausamkeiten der Rebellen wie der Kaiserlichen 196

31.

Unterzeichnung des Handelsvertrags zwischen Preußen und China am 15. August 1861. Ausdehnung desselben auf den Zollverein, Mecklenburg und die Hansestädte. Große Bedeutung des Vertrags für Deutschlands Industrie, Handel und Schiffahrt. Die Concurrenz mit England und Rußland. Der Begriff und die politische Macht des Welthandels. Gründungsgeschichte der deutschen Handelshäuser in Ostasien. Ihr bisheriges Verhältniß zum Vaterlande. Der Zollverein in Bezug auf den östlichen Verkehr. Die deutschen Schiffe in den chinesischen Gewässern. Freude der deutschen Kaufleute in China über den Abschluß des Vertrags. Nothwendigkeit eines preußischen Kriegsgeschwaders in den östlichen Meeren. Der Kostenpunkt und die Beschaffenheit der Schiffe. Der Neid der Engländer. Abreise nach Siam. Vereinigung des preußischen Geschwaders im December 1861 auf der Rhede von Bangkok 210

32.

Das Königreich Siam, seine Länder, sein Wassersystem. Geschichte des Landes. Der Mainamfluß. Die siamesischen Festungen. Die Stadt Bangkok. Bauart der Häuser und Aermlichkeit ihrer Einrichtung. Eine Dame von Stande. Die Buddhatempel, ihre Architektonik, ihre Pracht, ihre Götzen. Leben und Treiben der siamesischen Priesterschaft. Der Todtendienst und die Leichenverbrennung. Das Todtenfeld der Armen. Unterricht und Volksbildung 229

33.

Schlechte Beschaffenheit der Straßen in Bangkok. Die Boote auf dem Mainam. Schwimmfertigkeit der Einheimischen. Nationalität und Zahl der Bevölkerung von Bangkok. Körperbildung und Tracht des siamesischen Volks. Häßlichkeit der Frauen. Die

Seite
Abschließung der Ehen. Die Vielweiberei. Das Verhältniß der Frau zum Manne. Das Concubinencorps und die erste Frau des Königs. Die Sklaverei. Der Reisbau und die siamesische Faulheit. Betriebsamkeit der Chinesen in Siam. Musik und musikalische Instrumente. Ein nationales Concert. Ein siamesisches Feuerwerk. Die Industrie des Landes in den Händen der Chinesen. Der König als Kaufmann. Schiffahrt und Handel. Uebergewicht der Deutschen im siamesischen Verkehr. Teakholz als Ausfuhrartikel. Die Landesmünzen 257

34.

Das Zweikönigsystem in Siam. Die Thronfolge. Die Prinzessinnen. König Mongkut. Die siamesischen Astrologen. Prinz Kroom Luang Wong-sa. Die Prinzen des königlichen Hauses. Die Volksklassen. Die Einnahmen des Königs. Segnungen und Plagen des Tropenklimas. Der weiße Elefant. Ueberfluß an Nahrungsmitteln. Siam ein Handelsstaat. Die französische Annectirungslust in Hinderindien. Preußen und die Holländer. Hülflosigkeit Siams gegen französische Eroberungspolitik. Die Reichthümer König Mongkut's. Der Vertrag zwischen Siam und Preußen 273

35.

Abreise der Elbe von Bangkok am Weihnachtsabende 1861. Ankunft zu Anjer auf Java. Einladung und Reise nach Serang, dem Sitze der Regentschaft. Ueppigkeit und hoher Culturstand der Landschaft. Die blühenden Verhältnisse der Colonie Java. Die Holländer als Mustercolonisten. Die Agrarverhältnisse und die Behandlung der Eingeborenen. Der Ertrag Javas und die Vortheile, welche Holland aus der Colonie zu ziehen weiß. Die Stadt Serang. Das Schachspiel der japanischen Großen. Rückreise nach Anjer 287

36.

Ein neuer Weg durch den Indischen Ocean. Ankunft der Elbe am Cap der guten Hoffnung. Die Tafelbai und der Tafelberg. Die Capstadt, ihre Lage und Bevölkerung. Die „Afrikaner". Die holländischen Colonisten und die Engländer. Vernachlässigung der Communicationsmittel und ihre Folgen. Handel und Erzeugnisse der Capcolonie. Der Capwein. Das Dorf Constantia. Zwei große deutsche Firmen in der Capstadt. Warnung an die Deut-

Seite

schen. Die Kafferkriege. Gouverneur Sir George Grey. Das Kaffercollegium. Die Kaffertruppen. Die Hottentotten 296

37.

Die Heimreise. Naturbeschaffenheit, Bevölkerung und Verkehr der Insel St.-Helena. Das englische Geschwader an der westafrikanischen Küste. Verwendung der mit den Sklavenschiffen genommenen Neger. Die Insel Ascension. Ankunft der Elbe in Swinemünde am 29. Mai 1862. Die Opfer, welche die ostasiatische Expedition gekostet. Die Vortheile des Unternehmens für Gesammtdeutschland. Reellität, ein Haupterforderniß im Verkehr mit den Asiaten. Abschied vom Leser 305

Abbildungen zum zweiten Theil.

Japanesischer Jakonin .... zu S. 41
Japanesische Mädchen 67
Theegarten in Schang-hae 178
Erste Frau des Königs Mongkut von Siam 262
Phra Sombet Mongkut, Erster König von Siam 274

19.

Nachricht vom Untergange des Frauenlob. Abreise von Hongkong nach Japan. Die Fahrt unter Nordostmonsun. Aufenthalt an der Südostspitze der Insel Formosa. Besuch der Küste; Scharmützel mit den Eingeborenen. Lage, Beschaffenheit und Bedeutung der Insel. Geschichte der holländischen Colonie auf Formosa im 17. Jahrhundert.

Wir hatten mit der Elbe bereits einen Monat lang in Hongkong gelegen und vergeblich auf Nachrichten vom Geschwader gewartet, das drei Wochen vor uns aus Singapore nach Japan gesegelt war, als die mit den beginnenden Nordostmonsuns von Kanagava kommenden Schiffe die Ankunft der Arkona und Thetis in der Bai von Jeddo berichteten, zugleich aber die Trauerbotschaft von dem wahrscheinlichen Verluste des Schooners Frauenlob brachten, eine Kunde, die einen trüben Schatten auf die Expedition warf. Ein schrecklicher Teufun hatte am 2. September mit Tagesanbruch den Frauenlob von der Arkona, welche ihn im Schlepptau führte, getrennt. Es geschah dies in einer Entfernung von kaum noch 40 Meilen von der Jeddobai. Um 5 Uhr morgens ward das Schiff zuletzt gesehen, und seit jener Zeit hatte man nichts wieder von ihm gehört. Ein gleiches Schicksal theilte die englische Kriegsbrigg Camilla, und nach dem schrecklichen Wetter, das kaum eine so große und stark gebaute Fregatte wie die Arkona mit Hülfe der Dampfkraft auszuhalten vermochte, war nichts anderes anzunehmen, als daß

das preußische wie das englische Schiff der Wuth des Sturmes erlegen und beide total verunglückt seien. Mit dem Frauenlob gingen 4 Offiziere, 1 Arzt, 1 Verwalter und 38 Unteroffiziere und Matrosen verloren, ein Ereigniß, das nicht nur auf dem Geschwader, sondern auch in ganz Deutschland tief betrauert ward. Am 30. October erhielten wir vom Geschwaderchef den Befehl, mit unserm Schiffe nach Naugasaki zu gehen, um die Schiffe dort zu erwarten und sie mit Vorräthen zu versehen. Am 1. November verließen wir demgemäß das uns durch die außergewöhnliche Freundlichkeit unserer dortigen Landsleute so lieb gewordene Hongkong, segelten nach unserm Bestimmungsorte ab und machten uns auf eine mindestens vierwöchentliche und unangenehme Kreuztour gefaßt, da der Nordostmonsun sehr kräftig blies und wir die ganze Strecke von 400 geographischen Meilen ihm abzukämpfen hatten.

In frühern Zeiten hielt man es gar nicht für möglich, gegen diese halbjährigen Winde einen längern Weg anzukreuzen, und die Schiffe blieben oft 4—5 Monate in einem Hafen liegen, um den günstigen Monsun abzuwarten, wie es noch jetzt alle chinesischen Dschonken machen, die im October von China nach dem Süden gehen und im Mai von dort nach Hause zurückkehren. Die Fortschritte im Schiffbau und in den nautischen Wissenschaften, der Hydrographie und Meteorologie, haben es jedoch nicht nur ermöglicht, gegen die Monsuns anzukämpfen, sondern bestimmte Reisen auch in bestimmter Zeit zurückzulegen, und gegenwärtig bedenkt sich selbst das schlechteste Kauffahrteischiff nicht, mit Ausnahme der Teufunmonate August, September und October, im Sommer nach dem Süden und im Winter nach dem Norden zu kreuzen; ja, gute starke Fahrzeuge, deren Kapitäne mit genügender Fachkenntniß theoretische Bildung vereinen und den neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Meteorologie gefolgt sind, scheuen sich nicht, selbst Teufunen die Spitze zu bieten, wenngleich Muth

und Geschicklichkeit nicht immer sie vor dem Unterliegen in dem ungleichen Kampfe sichern können.

Wir befanden uns im November und hatten daher weniger von den Unholden zu fürchten, sondern nur eine stürmische Reise mit allen ihr Gefolge bildenden Unbequemlichkeiten zu erwarten, eine Aussicht, die sich auch zur Genüge verwirklichte. Vom Süden Chinas nach dem Norden oder nach Japan hat man bei ungünstigem Monsun zuvörderst ganz nahe unter der Küste bis zu den Namoa-Inseln auf 25° nördl. Breite aufzukreuzen, um den durch den Formosakanal fallenden südwestlichen Strom zu vermeiden. Dann hat man östlich nach der Südspitze von Formosa hinüber zu stechen und an der Ostküste dieser Insel nach Norden zu gehen, wo man den äquatorialen bis zur Behringsstraße reichenden Warmwasserstrom, der in der Nähe von Japan fast die Schnelligkeit und Temperatur des nordamerikanischen Golfstroms annimmt, findet und benutzen kann.

Die ersten Tage ging es trotz des scharfen Windes vortrefflich. Unser Schiff kreuzte bei der hohen See über Erwartung gut, und schon am 6. November bekamen wir die Südspitze von Formosa in Sicht. Zugleich aber wurde die Gegenströmung, die sich von dem erwähnten Golfstrome hier westlich abzweigt, so heftig, daß wir fast nicht von der Stelle kamen, und uns am 10. November noch auf demselben Fleck wie am 6. befanden, obwol wir seitdem 150 Meilen durch das Wasser gesegelt waren und ohne den Strom hätten mindestens 50 Meilen ostwärts kreuzen müssen. Ja, einmal hatten wir, als der Wind sich etwas legte, die merkwürdige Erscheinung, daß sämmtliche Segel rund voll standen, das Schiff aber, statt vorwärts zu gehen, mit ziemlicher Schnelligkeit rückwärts ging, eine Thatsache, die auf den ersten Blick unerklärlich erscheint, aber nur die Folge eines heftigen Unterwasserstroms ist. Dieselbe Sache hatte ich schon früher ein-

mal in der Straße von Florida im amerikanischen Golfstrom beobachtet, dort war jedoch die Strömung bei weitem nicht so heftig.

Am 10. November zog sich der Wind endlich ein bischen nördlicher, und wir erreichten die Spitze der Insel, deren Südseite von Westen nach Osten ungefähr 4 Meilen weit sich erstreckt. Im Schutze derselben ging es trotz des zunehmenden Windes nun besser. Wir kreuzten ganz nahe unter ihr hin, bewunderten die romantischen Landschaften, welche die prachtvolle und terrassenförmig aufsteigende Insel dem Auge in reicher Fülle bot, und bedauerten, daß diese schöne und fruchtbare Strecke Landes noch nicht von der Civilisation beleckt, namentlich aber, daß sie nicht deutsches Eigenthum sei. Die zunehmenden heftigen Bewegungen des Schiffes gaben jedoch unsern Gedanken bald wieder eine andere Richtung. Je mehr wir uns der Ostküste näherten, desto mehr fühlten wir den wachsenden Wind, und kaum traten wir ganz aus dem Bereiche der schützenden Küste, als uns der schönste Nordoststurm entgegenblies, der nicht allein eine himmelhohe See aufwühlte, sondern uns auch zwang, sobald als möglich unsere Segel auf ein Minimum zu kürzen. Da wir unter solchen Umständen nur die Aussicht hatten, zurückzutreiben und den mühsam erkämpften Boden wieder zu verlieren, zogen wir es vor, schleunigst umzukehren und in einer ringsum von hohem Lande geschützten Bucht, die uns schon vorher sehr einladend erschienen war, an der Südostseite der Insel vor Anker zu gehen.

Die Karten von Formosa sind sehr mangelhaft. Die erwähnte Bucht war gar nicht einmal darauf angegeben, und wir mußten uns vorsichtig heranlothen, fanden aber einen so schönen, bequemen Ankerplatz, wie wir nur wünschen konnten, nicht zu tief, haltbaren Grund, kaum tausend Schritt von der Küste und gegen alle nördlichen und östlichen Winde, die wir allein in dieser Jahreszeit zu fürchten hatten, so gesichert, wie in Abraham's Schos. Der Anker rauschte vom Bug in die

Tiefe, die Segel wurden festgemacht, und alsbald erwachte in uns auch ein sehnliches Verlangen, das mit einer so reizenden Außenseite geschmückte, fast gänzlich unbekannte, deshalb aber um so interessantere Land etwas näher zu betrachten. Die That folgte bald dem Entschlusse. Die Gig wurde in das Wasser gelassen, mit sechs kräftigen Leuten bemannt, und ihre Ruderschläge trugen uns in wenigen Minuten ans Land, das an einer Stelle einen prächtigen Sandstrand zum Anlegen bot. Wir hatten vom Schiffe aus hier einige Eingeborene bemerkt, wollten mit ihnen Verbindungen anknüpfen, um Früchte und Lebensmittel zu erhalten und einen kleinen Streif- und Jagdzug auf die nahe liegenden Plateaus zu machen. Dort hatten wir mit unsern Fernröhren merkwürdige Thiere herumspringen sehen, die wir bald für Bären, bald für Affen hielten, und allem Anschein nach konnten wir uns ergiebige Beute versprechen. Da wir jedoch bereits früher von der feindseligen Unnahbarkeit der Formosaner gegen Fremde gehört, trugen wir Sorge, uns gehörig zu bewaffnen, und außer uns vier Theilnehmern an der Partie, die wir unsere eigenen Büchsen besaßen, erhielten auch unsere sechs Bootsruderer jeder eine der vortrefflichen Zündnadelbüchsen, mit denen unsere Schiffe ausgerüstet sind.

Wir betraten den Strand, der hier 30 bis 40 Schritt breit sein mochte und von einem dichten, und wie es uns schien, kaum durchbringbaren Gehölz eingefaßt war. Wir theilten uns in zwei Parteien von je 4 Mann, während 2 Mann zur Bewachung des Bootes zurückblieben. Die Munition wurde ausgegeben und die Gewehre geladen, während dessen wir am Strande nach Muscheln suchten und uns nach verschiedenen Seiten hin zerstreut hatten.

Auf einmal fiel ein Schuß; keiner von uns achtete anfangs darauf, weil jeder glaubte, irgendeiner habe etwas Jagdbares entdeckt, und wir blickten von unserer Beschäftigung kaum auf.

Unmittelbar darauf knallte es jedoch drei-, viermal hintereinander und einer unserer Matrosen rief: „Wir werden angegriffen, ich bin getroffen." Zugleich sahen wir an verschiedenen Stellen den Pulverdampf aus dem Gebüsche aufsteigen und befanden uns in der gerade nicht erfreulichen Lage, kaum 30 Schritt vor den Gewehrläufen eines unsichtbaren Feindes zu stehen, ohne auf dem offenen Sandstrande selbst die geringste Deckung zu haben. Die Sache war kritisch; die Feinde anzugreifen und in das dichte Gestrüpp vorzudringen, wo man keine 3 Schritte weit sehen konnte, wäre ebenso gewagt als unklug gewesen, da wir keine Ahnung hatten, wie viele uns gegenüberstanden. Ebenso wenig konnten wir aber bleiben, und das einzige Vernünftige war, uns in unser Boot zurückzuziehen und den Rückzug so gut wie möglich zu decken. Während deshalb zwei Matrosen den Befehl erhielten, das Boot zu unserer Aufnahme fertig zu halten, bildeten wir übrigen acht eine Tirailleurlinie und warteten mit gespanntem Hahn auf den nächsten Schuß, um auf den Punkt eine Salve zu geben, wo wir den aufsteigenden Rauch bemerken würden. Daß von den fünf, auf kaum 30 Schritt Entfernung auf uns abgefeuerten Schüssen nur einer getroffen, gab uns keine hohe Meinung von der Geschicklichkeit unserer Feinde. Ueberdies war der getroffene Matrose nicht einmal verwundet. Ein sonderbarer Glücksfall hatte es gewollt, daß die sonst unfehlbar tödliche Kugel auf ein Messer traf, das er im Gürtel stecken hatte, daran abprallte und weiter keinen Schaden that, als durch das Hemd zu gehen und den Hosenbund durchzuschneiden. Wir hatten kaum eine Minute gestanden, als der erwartete Schuß fiel. Er war wiederum auf den erwähnten Matrosen gezielt; die Kugel ging hinten durch seinen Hemdenkragen, wunderbarerweise wieder ohne zu verwunden. Wir antworteten sofort mit einer vollen Lage, hatten jedoch noch nicht wieder geladen, als uns noch zwei Kugeln um die Ohren pfiffen, aber harm-

los hinter uns in das Wasser fielen. Wir blieben die Erwiderung nicht schuldig, und unsere acht Kugeln knatterten in das Gebüsch, daß es eine wahre Freude war. Jetzt hörte das feindliche Feuer auf, entweder hatten wir getroffen oder eingeschüchtert, genug, wir nahmen den günstigen Augenblick wahr, um unser Boot zu besteigen und einige 100 Schritt vom Strande abzurudern. Wir mochten kaum 500 Schritt davon entfernt sein, als vier braunrothe hohe Gestalten, mit langem schwarzen Haar und bis auf einen Schurz um die Hüften vollständig nackt, aus dem Gebüsch auf den Strand heraustraten und nach der Stelle hingingen, wo wir gelandet waren. Sie trugen jeder eine lange Luntenflinte in der Hand, und ein großer Hund begleitete sie. Wir hielten inne mit Rudern und nahmen sie auf das Korn; da jedoch die schwankenden Bewegungen des Bootes kein genaues Zielen erlaubten, trafen wir nicht, wenngleich die Kugeln in ihrer unmittelbaren Nähe einschlugen und dem Hunde ein Bein zerschmettert wurde. Diese Wirkung erschreckte sie jedoch so, daß sich sofort alle niederwarfen und so schnell wie möglich auf allen Vieren in das Gebüsch zurückeilten. Ein fünfter, der hinter ihnen hergekommen war und wahrscheinlich sich als besonders muthig zeigen wollte oder auch unser schnelles Wiederladen nicht voraussetzte, blieb kühn stehen. Wir nahmen diesmal genauer Ziel; es knallte, der Formosaner sprang hoch in die Luft und stürzte auf den Sand nieder; er hatte seinen Vorwitz mit dem Leben bezahlt.

Wir fuhren jetzt an Bord zurück, und da das Schiff mit seiner Breitseite gerade nach dem Platze zugewendet lag, wo wir durch die Zweige der Bäume die Dächer von Hütten schimmern und Rauch aufsteigen sahen, beschlossen wir die Hinterlist der Eingeborenen durch einige Kanonenkugeln zu bestrafen und damit zugleich noch unsere rückständige Schießübung abzuhalten. Schon nach dem dritten Schusse be-

merkten wir, daß wir das richtige Ziel genommen hatten. Eine Menge Menschen, darunter viele Weiber und Kinder, die sich hinter den Leibern von Ochsen, welche sie fortführten, zu schützen suchten, flohen auf die höher und weiter im Innern gelegenen Plateaux, zu denen sie jedoch nur gelangen konnten, wenn sie auf den Strand herauskamen und einige tausend Schritt auf ihm entlang gingen. Sie befanden sich demnach gerade in unserer Schußlinie, und wenn wir hätten unmenschlich sein wollen, konnten wir mit Kartätschen ein schreckliches Blutbad anrichten. Dies lag uns jedoch fern; wir richteten noch ein halbes Dutzend Kugeln auf das Dorf und begnügten uns mit dieser ausreichend erscheinenden Bestrafung, um so mehr, als wir selbst keine Verluste erlitten hatten.

Nach Dunkelwerden wurden wir noch einmal in eine kleine Aufregung versetzt; auf allen umliegenden Plateaux und Bergkuppen bis weit in das Innere flammten plötzlich Signalfeuer auf. Da wir am Strande Boote bemerkt hatten, glaubten wir eine Zeit lang an einen beabsichtigten nächtlichen Angriff auf unser Schiff und trafen alle nöthigen Vorbereitungen, um ihn mit der gehörigen Kraft abzuweisen. Es blieb jedoch alles ruhig, und obwol die Feuer die Nacht hindurch brannten, war während des ganzen nächsten Tags kein Eingeborener in der Nähe des Strandes zu sehen. Dagegen bemerkten wir sie weit im Innern auf den Plateaux, die wir vom Schiffe aus mit unsern Fernrohren recognosciren konnten.

So endigte dies kleine Abenteuer auf Formosa, das zwar ohne blutige Folgen für uns und deswegen interessant war, aber uns andererseits die seltene Gelegenheit abschnitt, die schöne, fast gänzlich unbekannte Insel näher in Augenschein zu nehmen. Wir mußten uns begnügen, sie von außen zu betrachten und ihre üppige Vegetation, ihre palmengekrönten Hügel und die majestätischen Höhenzüge zu bewundern, die weiter im Innern die Gipfel zu den Wolken emporsandten

und in jenen bläulichen Tinten schwammen, die den tropischen Gegenden allein eigenthümlich sind. Das Land erhob sich von der Küste an terrassenförmig aufsteigend, und die einzelnen Hochebenen glichen künstlich angelegten Parks mit Rasenplätzen, Boskets und Waldung. Auf einigen weidete Vieh der Eingeborenen, auf andern bemerkten wir Heerden der erwähnten Thiere, die uns gänzlich unbekannt waren, und die wir bald für Bären, bald für Affen hielten. Sie hatten die Größe eines Schlächterhundes, waren lang geschwänzt und bewegten sich schwerfällig auf der Erde. Sobald ein ungewohntes Geräusch ihr Ohr erreichte, sprangen sie im fliegenden Galop über die Ebenen und in ein paar Sätzen in die höchsten Bäume. Wie bedauerten wir, daß unsere schöne Jagdpartie so gestört worden war!

Formosa liegt auf der Grenze des nördlichen Wendekreises; es erstreckt sich in nordöstlicher Richtung zwischen 120 bis 122° östlicher Länge von 21° 55′ bis 25° 19′ nördlicher Breite, also in einer Längenausdehnung von 51, bei einer Breite von 29 geographischen Meilen. Sein Flächeninhalt beträgt ungefähr 1300 Quadratmeilen, ist jedoch nie festgestellt, da das Land nur einmal ein halbes Jahrhundert hindurch den Holländern zugänglich war, seit der Mitte des 17. Jahrhunderts aber allen Europäern verschlossen ist. Was man vom Innern der Insel weiß, ist sehr wenig. Die Holländer hatten nur den nächsten Umkreis ihrer Colonien an der Westseite im Auge, und der einzige Europäer, welcher Formosa besuchte und beschrieb, der polnische Graf Benjowski, der über Kamtschatka aus Sibirien entfloh, hat in seinen Schilderungen offenbar mehr Dichtung als Wahrheit gesagt. Man kann jedoch die Insel fast ganz übersehen, wenn man sie umsegelt, und daß sie ein schönes und fruchtbares Land einschließt, geht aus den kostbaren Artikeln hervor, die sie theils nach China als Tribut, theils als Ausfuhr zum Han-

del in das Ausland sendet. Reis, Reispapier, Kampher und Indigo nehmen unter ihnen die erste Stelle ein und sie gehen über den Hafen Keelung an der Nordspitze der Insel theils nach Japan, theils über China nach Europa.

Das sogenannte Reispapier, durch die auf ihm ausgeführten kostbaren chinesischen Malereien auch in Europa bekannt, wird lediglich auf Formosa gewonnen, nicht aber aus Reis, wie der Name andeutet, sondern aus dem Marke einer bambusähnlichen Staude gefertigt, das in seiner Structur viel Aehnlichkeit mit dem Marke unsers Hollunderbaumes hat. Die Staude wird ganz jung in Töpfe verpflanzt und, nachdem sie eine gewisse Stärke erlangt, gekocht und von der äußern harten Rinde befreit. Das oft 2—3 Zoll im Durchmesser haltende Mark wird dann in eine Drehbank eingespannt und, während es sich wie eine Walze dreht, vermittelst eines sehr scharfen, feinen und breiten Messers in Blätter geschnitten, die sich der Länge nach abheben oder vielmehr abrollen. Die größten Bogen, welche die Consistenz des Stoffes erlaubt, sind 18 Zoll lang und 9—10 Zoll breit. Das so gewonnene Papier ist außerordentlich weiß, zart, spröde und sieht aus, als ob seine Bestandtheile zerstampfter Reis seien, was wahrscheinlich den Grund zu seiner Benennung gegeben hat. Zum Schreiben ist es gänzlich unbrauchbar, dagegen eignet es sich vortrefflich zum Malen, und die Reisbilder sind mit Recht durch ihre ungemeine Farbenpracht berühmt, die wir in Europa vergebens zu erreichen trachten.

Alle Metalle und Kohlen sollen überdies reichlich in den Gebirgen vorhanden sein. Das Land ist durch einen Höhenzug, der sich an verschiedenen Stellen bis 12,000 Fuß erhebt, in eine östliche und westliche Hälfte geschieden. Die letztere ist flach, eben und mit China durch eine Menge kleiner Inselketten verbunden, deren bedeutendste die Pescadores bilden, die aber ebenso wie die ganze westliche Küste fast gar nicht näher be-

kannt und bestimmt sind. Der östliche Theil ist durchaus gebirgig, reich bewaldet und fällt sehr steil gegen das Meer ab. Von dem mittlern Höhenzuge laufen im rechten Winkel zu diesem und parallel untereinander in ziemlich gleichen Zwischenräumen Gebirgsrücken aus, in deren Thälern man überall reichcultivirtes Land, Dörfer und Städte erblickt. Die nördliche Spitze ist wieder ziemlich flach, ebenso die südliche, und beide erheben sich erst drei bis vier Meilen von der Küste bedeutender. Die ganze Ostseite besitzt keinen einzigen Hafen; nur eine kleine Bucht in der Mitte der Küste gewährt zweifelhaften Schutz gegen die Südwestmonsuns. Ebenso wenig haben wir dort ein Fahrzeug, sei es auch nur ein Fischerboot, entdeckt, und es ist daher wahrscheinlich, daß die Bewohner dieses Theils sich lediglich mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen. Der erwähnte Hafen Keelung ist gegen alle Winde gesichert, doch macht es Schwierigkeiten, ihn während des Nordostmonsuns, der eine schwere See vor ihm aufthürmt, mit Segelschiffen zu verlassen. An der Süd- und Westseite sollen nach nautischen Angaben keine Häfen sein. Ich bin jedoch anderer Ansicht und überzeugt, daß bei näherer Untersuchung sich nicht allein an der West-, sondern auch an der Südseite Häfen finden werden. Die Bucht, in der wir lagen, gewährte während des Nordostmonsuns vollständigen Schutz, war jedoch nach Süden offen und mithin weder gegen Südwestwind noch gegen Teufun gesichert; dagegen bemerkten wir zwei Meilen westlicher einen tief in das Land gehenden Einschnitt, der ein trefflicher Hafen zu sein schien, und den ich unter allen Umständen zu erreichen trachten würde, wenn mich einer der in dieser Gegend so häufigen Teufune hier überraschen sollte. An der Westküste besaßen die Holländer 50 Jahre lang eine Colonie, die jährlich von vielen großen Schiffen besucht wurde, und es ist kaum denkbar, daß dies praktische seefahrende Volk sich dort angesiedelt haben würde,

ohne einen guten Hafen zu finden. Jedenfalls hat aber die Westseite der Insel vor China, Japan und allen umliegenden Ländern den großen Vortheil voraus, daß sie nicht von Teufunen heimgesucht wird und bis jetzt noch keiner dort beobachtet ist. Im Chinesischen Meere wandern die Teufune fast immer von Südost nach Nordwest, also im rechten Winkel zur Lage Formosas. Wahrscheinlich werden sie durch den die Insel theilenden Höhenzug aufgehalten und abgeleitet. Mithin könnten an dieser Küste schon bloße Rheden die Häfen ersetzen, und es wäre wol der Mühe werth, in dieser Beziehung genauere Forschungen anzustellen, um ein so reiches Land in den Bereich des Weltverkehrs zu ziehen und seine Schätze auszubeuten.

Formosa wird von zwei verschiedenen Rassen bewohnt, von Eingeborenen und Chinesen. Erstere bevölkern die östliche Gebirgsgegend, letztere die westliche ebene Hälfte. Die Formosaner gehören zum großen malaiischen Völkerstamme, zeichnen sich aber durch hohe Statur und kräftige Muskelbildung aus. Benjowski schildert sie gerade im Gegensatz zu den Erzählungen späterer Reisender, die der Zufall oder das Unglück an ihre Küsten verschlug. Sie sollen jetzt ein durchaus ungastliches, jedem Europäer feindlich gesinntes Volk sein, das auf keine Weise Verbindungen mit Fremden anknüpfen will und vorläufig durch die Unzugänglichkeit seiner Küsten gegen jeden Zwang in dieser Beziehung geschützt ist. Man könnte nur von Keelung aus zu ihnen gelangen, denn der Höhenzug bildet gegen Westen eine unübersteigliche Schranke. Mit den Chinesen liegen sie ebenfalls beständig im Kriege und überfallen sie unvermuthet von den Bergen aus, sodaß diese nur in größerer Anzahl und bewaffnet ihre fern gelegenen Aecker bebauen können.

Die Chinesen sind nämlich die Usurpatoren der westlichen Hälfte von Formosa, und an ihre Erscheinung knüpft sich die

Vertreibung der Holländer. Zur Zeit als diese noch die Herrschaft der Meere allen andern Nationen streitig machten und namentlich die Portugiesen aus ihren ostindischen Besitzungen zu vertreiben suchten, zu Anfang des 17. Jahrhunderts, wollten sie ihren Handelsverkehr auch auf China ausdehnen und machten der Regierung des Kaisers darüber Eröffnungen; jedoch erst nach 10 Jahren, 1624, gelang es ihnen, ihren Zweck zu erreichen. Mit Hülfe von Batavia aus nahmen sie einen Theil der formosanischen Westküste in Besitz und gründeten eine Colonie, die durch eine starke Festung, Zeeland, geschützt wurde. Die neue Niederlassung gedieh ungemein und erweckte durch ihr schnelles Emporblühen nicht allein den Neid der Portugiesen und Spanier auf Macao und Manila, sondern auch der Chinesen, die, von jenen angereizt, den Holländern jetzt wieder die Handelsfreiheit entzogen. Letztere züchtigten indessen den Vertragsbruch durch ihre Flotten auf so energische Weise, daß China es gerathen fand, andere Saiten aufzuspannen. Gegen Aufgabe der Pescadores-Inseln, welche die Holländer besetzt hatten, wurde diesen unbedingte Handelsfreiheit zugestanden. Die Holländer begannen nun zunächst die Eingeborenen der Insel Formosa zu civilisiren und sich unterthänig zu machen. Sie gründeten Residenzschaften im Innern, wie auf Java, gingen mit den einheimischen Fürsten Bündnisse ein, und ohne die Unvernunft und die Starrköpfigkeit eines ihrer Admirale würde Formosa wahrscheinlich heutigentags ein zweites Java sein.

Im Jahre 1644 fiel Peking und mit ihm alle nördlichen und ein Theil der südlichen Provinzen in die Hände der Tataren, die, von Norden her eindringend, mit einer Hand voll Leute China eroberten. Infolge dessen wanderten 25000 chinesische Familien nach Formosa aus. Dieser Zuwachs an arbeitsamen und industriellen friedlichen Menschen war den Holländern anfangs sehr erwünscht, und sie ermuthigten sogar

die Einwanderung. Schließlich jedoch wurde es ihnen zu viel, obwol sie, jetzt aber vergebens, dem Strome Einhalt zu thun versuchten.

Ein christlicher Chinese aus Macao, Nikolaus mit Namen, und anfänglich ein bloßer Kuli, war durch Handel mit den Europäern einer der reichsten Leute in China geworden. Als die Mandschu sein Vaterland überschwemmten, rüstete er in edlem Patriotismus eine eigene Flotte gegen sie aus und bekämpfte sie mit entschiedenem Erfolge. Von allen Seiten strömten ihm Schiffe zu, und bereits nach einem Jahre stand er als Admiral an der Spitze einer 300 Fahrzeuge starken Flotte. Nach verschiedenen gewonnenen Schlachten wurde er mit dem Anerbieten eines hohen Ranges nach Peking an den Hof gerufen. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, nahm es an und übergab das Commando seinem Sohne Kuasching, von den Portugiesen Koschinga genannt, welcher der chinesischen Sache treu blieb. Nach drei bis vier Jahren wußten es indessen die Tataren durch Verrätherei so weit zu bringen, daß er die chinesischen Küsten verlassen mußte, und er zog sich 1650 mit seinen Scharen nach dem großen und fruchtbaren Formosa zurück.

Die Holländer machten sich jetzt auf Krieg gefaßt und verstärkten die Besatzung von Zeeland. Solange Kuasching seine Kämpfe gegen China fortsetzte, blieben sie noch unbelästigt, nachdem er jedoch 1660 vor Nanking eine totale Niederlage erlitten, blieb er gänzlich auf Formosa und gründete ein eigenes Königreich. Der Gouverneur hatte um Hülfe nach Batavia geschrieben. Die Besatzung von Zeeland ward darauf auf 1500 Mann gebracht, und die erbetene Flotte von 12 Schiffen traf in der Colonie ein. Kuasching heuchelte die freundschaftlichsten Gesinnungen, und obwol der Gouverneur ihm durchaus nicht traute, ließ sich doch der holländische Admiral vollständig durch seine Freundschaftsversicherungen täuschen. Ja,

der Admiral verklagte sogar den Gouverneur wegen Feigheit und falscher Rapporte, und dieser wurde deshalb 1661 zur Verantwortung nach Batavia citirt. Der Admiral selbst ging mit seinen Schiffen nach Amoy, um dort gegen die Portugiesen zu kämpfen.

Kurz nach Abgang der Flotte indessen erschien Kuasching mit 20000 Mann vor Zeeland, blokirte es und schnitt die Verbindung zwischen ihm und einer andern festen Position ab, welche die Mündung des Flusses beherrschte, an dem die Hauptfestung erbaut war. Die Holländer machten mit 400 Mann einen Ausfall, wurden jedoch zurückgeschlagen. Auch zwei Kriegsschiffe, die noch im Hafen lagen, litten sehr; das eine wurde durch Brand zerstört, dem andern gelang es jedoch zu entfliehen und mit den Nachrichten nach Batavia zu segeln.

Unterhandlungen führten zu nichts; das kleine Fort mußte sich nach 8 Tagen ergeben, das große hielt tapfer aus, und Kuasching mußte es regelrecht belagern. Die Holländer waren jedoch furchtbare Feinde; ihr Geschützfeuer richtete entsetzliche Verluste unter den Chinesen an. Kuasching wurde infolge dessen zur Aufhebung der Belagerung gezwungen und mußte sich nur auf eine enge Blokade beschränken. Er verwüstete jetzt die ganze Umgegend, machte alle Residenten und Beamte mit ihren Familien zu Gefangenen und behandelte sie sehr grausam. Einer der erstern, dessen Frau und Kinder sich gleichfalls in Feindesgewalt befanden, wurde in das Fort geschickt, um es zur Uebergabe aufzufordern, widrigenfalls mit der Ermordung sämmtlicher Gefangenen gedroht wurde. Ein zweiter Regulus, mahnte jedoch der kühne und patriotische Mann zur Ausdauer, kehrte zurück und wurde mit allen Uebrigen niedergemacht. Indessen langte Succurs von Batavia an; 700 Soldaten kamen an, und die Belagerten gingen zur Offensive über. Weiber und Kinder wurden nach Batavia geschickt, und Kuasching wäre wahrscheinlich vernichtet worden,

wenn nicht der neue Gouverneur im Einverständniß mit dem Admiral die Unklugheit begangen hätte, fünf der Schiffe dem tatarischen Vicekönig von Fukien gegen die Chinesen zu Hülfe zu schicken, wogegen dieser nach erfolgtem Siege seinerseits Hülfe gegen Kuasching versprach. Drei der Schiffe gingen in einem Teufun verloren, und die beiden andern kehrten schwerbeschädigt nach Batavia zurück. Kuasching war zufrieden, seine Feinde so geschwächt zu sehen; ein Deserteur verrieth einen schwachen Punkt der Festung, sie wurde dort von drei Batterien angegriffen. Bald war Bresche gelegt und von seiten der Chinesen der Sturm beschlossen. Der Kriegsrath der Holländer erklärte Zeeland für unhaltbar. Nach neunmonatlicher Belagerung und einem Verluste von 1600 Mann wurde Formosa aufgegeben, und 1662 kehrten die tapfern Vertheidiger nach Java zurück.

Kuasching wurde unabhängiger Fürst von der Westseite Formosas. Im Jahre 1683 erkannte jedoch sein Enkel die Oberherrschaft der Tataren an, und seit jener Zeit ist die Westhälfte der Insel eine tributäre Provinz von China. Seit dem Abzuge der Holländer ist keine fremde Macht mit Formosa in irgendwelche Verbindung getreten. Bei dem Umschwunge der Verhältnisse in China und der bevorstehenden Theilung des Reichs wird wol auch Formosa in den Vordergrund treten. Wie die Kohlenlager von Japan den Amerikanern den Vorwand für die Oeffnung jenes Reichs gaben, werden auch wol bald wegen der Kohlen sich Liebhaber für das harmlose Formosa finden. Rußland, England und Frankreich werden nicht säumen, seinerzeit Beschlag darauf zu legen. Versäume Deutschland nicht, gleichzeitig zuzugreifen. Eine Colonie von einigen hundert Quadratmeilen des fruchtbarsten Landes mit Kohlen und Metallschätzen dürfte für uns nicht zu verachten sein, wenn wir sie umsonst bekommen können!

20.

Ankunft der Elbe vor Nangasaki. Die Naturschönheiten der Bai. Benehmen und Verlegenheit der japanischen Behörden. Vereinigung der Elbe mit dem preußischen Geschwader zu Jeddo. Die Verhandlungen des Grafen Eulenburg mit der japanischen Regierung. Einzug des Gesandten in Jeddo und Audienz beim Minister des Auswärtigen. Ungünstige Lage der Dinge. Die geographischen und politischen Umrisse des Landes. Verkehr und Stellung der Fremden in Japan in früherer Zeit.

Nach zweitägigem Aufenthalt an unserm Ankerplatze legte sich endlich die Wuth des Sturmes und wir konnten unsere Reise fortsetzen. Der günstige Golfstrom half uns bedeutend vorwärts, und am 16. November sagten wir der Küste von Formosa, in deren unmittelbarer Nähe wir uns vier Tage aufgekreuzt hatten, Lebewohl. Je nördlicher wir kamen, desto schwächer wurde der Monsun, und am 20. November erblickten wir Cap Gotto, die westlichste Spitze Japans. Das Ziel war erreicht, wir hatten die Reise von Hongkong nach Japan in 20 Tagen zurückgelegt, drei Tage weniger als bisher irgendein Segelschiff die Tour gegen den Nordostmonsun gemacht hat. Von Cap Gotto erstreckt sich eine nach Norden gebogene Inselkette in Curvenform bis an das Festland von Japan und bildet eine schöne Bai, die gegen die fast immer hier herrschenden Nordwinde vortrefflichen Schutz gewährt. Sie ist der Tummelplatz für Tausende von Fischerbooten, die hier außerordentlich reiche Beute finden und Nanga-

saki, sowie alle westlichen Theile Japans und auch China mit Nahrung versorgen.

Wir steuerten ganz nahe unter Gotto hin, um das sich einige kleine Inseln gruppiren. Trotz der vorgerückten Jahreszeit prangten die Waldungen, welche alle Berge und Thäler überziehen, noch in vollem Blätterschmuck, und diese herbstliche Färbung des Laubes trug nur dazu bei, die Reize der Scenerie zu erhöhen. Einen eigenthümlichen Anblick gewährten die Kuppen aller Hügel und Berge, die, soweit das Auge reichen konnte, überall mit einer Reihe hochstämmiger Fichten bepflanzt waren. Anfangs glaubten wir, es führten Chausseen dort entlang; später bemerkten wir jedoch die Erscheinung in ganz Japan und brachten in Erfahrung, daß die Spitzen der Berge als Wohnsitze des Waldgottes betrachtet und deshalb mit der im Lande heilig gehaltenen Fichte zur Ehre des Gottes bepflanzt werden.

Ein günstiger Wind brachte uns bald vor die 15 Meilen östlich von Gotto gelegene Bai von Nangasaki. Um 4 Uhr kam ein Lootse an Bord, eine Stunde später befanden wir uns in der Bai, und um 6 Uhr ankerten wir bei einer von den Holländern Papenberg genannten, zuckerhutförmigen Insel, bei der die Bai eine rechwinklige Biegung nach Norden macht, und von der aus man ihre innere Hälfte mit der Stadt Nangasaki und ihren Umgebungen übersehen kann.

Wir hatten bereits viel von der Schönheit des Hafens gehört; unsere Erwartungen wurden aber bei weitem durch die Wirklichkeit übertroffen, und soviel ich auch in der Welt umhergekommen bin, erinnere ich mich nie etwas Aehnliches gesehen zu haben. Rio-de-Janeiro, Lissabon, Konstantinopel werden als die drei schönsten Häfen der Welt gerühmt, und ich habe bis jetzt auch diese Ansicht getheilt; aber die Einfahrt von Nangasaki übertrifft sie alle bei weitem. Es scheint als ob die Natur hier alles concentrirt habe, was sie an roman-

tischer Schönheit, Lieblichkeit und Großartigkeit hervorzubringen vermag, und menschliche Kunst hat, wenn auch unbewußt, die Harmonie des Ganzen vollendet.

Die Bai ist 2 Meilen lang und erstreckt sich, wie bereits bemerkt, in einem rechten Winkel, dessen Spitze der Papenberg bildet. Von außen geht sie bis zu diesem Punkte trichterförmig zu und wird bei der Insel nur etwa 1500 Schritt breit. Alsdann erweitert sie sich wieder zu einem kreisförmigen Becken, an dessen Basis Nangasaki erbaut ist. Rechts vom Eingange liegen verschiedene kleine Inseln, das linke Ufer bildet das Festland, und der ganze Hafen ist gleichfalls von dem letztern eingeschlossen. Die Ufer selbst sind hoch und erheben sich höher, je weiter man nach innen kommt, bis sie im Hintergrunde der Stadt zu 2—3000 Fuß emporsteigen und ihre Spitzen sich in den Wolken verlieren. Alle Berge und Hügel sind reich bewaldet. Zwischen ihnen öffnen sich liebliche Thäler, welche die reizendsten Fernsichten gewähren und durch ihre reiche Cultur, die bis zu einer Höhe von 1000 Fuß die Abhänge terrassirt und bepflanzt hat, ebenso den Blick fesseln, wie die einladenden und reinlichen Dörfer, die, zwischen gefiedertem Bambusgehölz, dem dunkelrothblätterigen Zuckerohre, dem saftgrünen Laube des Wachsbaumes mit seinen akazienähnlichen Blättern oder zwischen Obstbäumen theilweise versteckt, bald von einem Plateau auf uns herabschauten, bald in kleinen Buchten erbaut waren, welche ein goldgelber Sandstrand wie ein Gürtel umspannte. Auf den Spitzen der verschiedenen Hügel standen kleine Wachthäuser mit ihren Telegraphenstangen, die mit Signalen unsere Ankunft der Hauptstadt verkündeten. Von einer der den Eingang beherrschenden Batterien, die so von Bäumen eingeschlossen waren, daß wir sie gar nicht bemerkt hatten, donnerten zwei Schüsse; ihnen folgten bald darauf vier andere, deren Echo tausendfach in den Bergen und Schluchten widerhallte. Die

ersten beiden verkündeten, daß ein Schiff in die Bai laufe, die vier andern, daß das Fahrzeug einer fremden Nation angehöre, die noch keinen Vertrag abgeschlossen habe. Weiter nach Norden an der Basis der Bai wurden die Dörfer und Häuser gedrängter. Ganz hinten lag Nangasaki mit seinem Häusermeere in einem Thale zwischen zwei mächtigen Bergen, unmittelbar vor ihm die kleine Insel Desima, die Niederlassung der Holländer, die 200 Jahre lang ihr Gefängniß gewesen ist. Rechts wehten die Flaggen der Amerikaner, Engländer, Franzosen und Portugiesen über ihren verschiedenen Ansiedelungen, die ihnen vertragsmäßig zuerkannt sind, und die sich durch romantische Lage auszeichnen. Links von der Stadt befindet sich der innere Hafen mit den fremden Handels- und Kriegsschiffen und den Dschonken des Landes; weiterhin wehte die Flagge des russischen Consuls, und an sie schlossen sich die dampfenden Schornsteine der Maschinenfabrik, welche die japanesische Regierung seit zwei Jahren hat erbauen lassen.

Was an der Bai das Auge so besonders fesselt, ist die Lieblichkeit ihrer Ufer und ihre verhältnißmäßig geringe Ausdehnung. Ohne daß man sie klein nennen könnte, überschaut man auf einmal alle ihre Schönheiten und wohin man blickt, existirt kein Punkt, den man sich anders wünschte. Alles ist so zart, so zierlich geformt, daß man sich versucht fühlt, die ganze Landschaft für die plastische Nachbildung eines großartigen Modells zu halten und sie auf den Nipptisch zu stellen. Es kann nichts Schöneres geben als diese nahen Fernsichten, diese Miniaturhäuser mit ihren Feldern und Gärten, deren Fuß das tiefblaue Meer bespült, in dessen spiegelglatter Fläche die Uferhöhen ihr Bild reflectiren.

Wir hatten bereits erfahren, daß Graf Eulenburg während seines dreimonatlichen Verweilens in Jeddo noch keinen Schritt hätte vorwärts thun können, und daß es deshalb

sehr zweifelhaft erschiene, ob überhaupt ein Vertrag zu Stande kommen würde. Bei der schroffen Exclusivität des japanischen Charakters war zu fürchten, daß der Gouverneur von Nangasaki unter solchen Umständen wahrscheinlich unser längeres Bleiben nicht gestatten, besonders aber ein näheres Herankommen an die Stadt verbieten würde.

Um diesen Befürchtungen ein fait accompli entgegenzusetzen, das, wie überall in der Welt, so auch in Japan sich Geltung zu verschaffen weiß, fuhr der Commandant, als er ein Boot mit Regierungsbeamten auf das Schiff zukommen sah, nach Nangasaki, um für den nächsten Morgen einige dreißig Bugsirboote zu bestellen, welche die Elbe hinaufschleppen sollten. Er selbst aber blieb während der Nacht am Lande, um jeder Collision mit den Behörden aus dem Wege zu gehen. Die Beamten bestiegen indessen das Schiff, erkundigten sich durch einen holländisch redenden Dolmetscher mit inquisitorischer Genauigkeit nach allen möglichen Sachen und hinterließen vorläufig ein Hafenreglement, nach dem jede Communication mit dem Lande untersagt und die weitere Bestimmung über das Schiff von der Entscheidung des Gouverneurs abhängig gemacht wurde.

Am andern Morgen mit Tagesanbruch kamen indessen die Bugsirboote, und die überraschten Beamten, welche uns gegen 7 Uhr an unserm alten Platze aufsuchen wollten, sahen zu ihrem großen Schrecken uns in unmittelbarer Nähe der Stadt vor Anker. Sie kamen sehr entrüstet an Bord; wir begegneten ihnen jedoch mit einer so ausgesuchten Höflichkeit, daß die von Haus aus so wohlerzogenen Leute sich beschämt ansahen und ihre zornigen Aufwallungen sofort unterdrückten. Sie hatten vergessen zu sagen, daß das Schiff seinen Ort nicht verlassen dürfe und daher ihr anfänglicher Aerger. Jetzt kam eine Ordre vom Gouverneur, die Elbe habe den Hafen sofort zu verlassen, da Preußen mit Japan in keinem

Vertrage stehe. Der Commandant erwiderte, es thue ihm leid, dem Wunsche des Gouverneurs nicht nachkommen zu können, da er nach der Ordre seines Geschwaderchefs in Nangasaki dessen weitere Befehle abzuwarten habe und deshalb unter allen Umständen bis zu deren Eintreffen hier verweilen werde. Uebrigens sehe er keinen vernünftigen Grund für das Ersuchen des Gouverneurs, da doch der preußische Gesandte seit drei Monaten mitten in Jeddo wohne und das preußische Geschwader ebenso lange auf der Rhede der Hauptstadt vor Anker liege. Nach diesen Erörterungen, die übrigens bei einem Glase Wein und einer Cigarre freundschaftlichst abgehandelt wurden, ließen die Beamten den Gegenstand fallen, brachten dafür aber andere Forderungen auf das Tapet, die theils abgelehnt, theils bewilligt wurden. So z. B. wurde verlangt, daß niemand von der Besatzung mit dem Lande communiciren solle. Als dies entschieden verweigert wurde, bestanden die Beamten nicht weiter darauf; dagegen wurde unsererseits zugegeben, daß außer dem Boote des Commandanten kein anderes Schiffsboot ans Land fahren dürfte, sondern die Communication mit letzterm durch Regierungsfahrzeuge vermittelt würde. Zuletzt schieden die Beamten in freundschaftlichster Weise, und alle Meinungsdifferenzen waren zur beiderseitigen Zufriedenheit ausgeglichen. Wir gingen an das Land, und der Commandant war eben im Begriff, dem Gouverneur seine Aufwartung zu machen, als von Jeddo für die Elbe der Befehl des Geschwaderchefs eintraf, sofort dorthin abzugehen. Die beabsichtigte Visite wurde unter diesen Umständen aufgegeben und alles fertig gemacht, um andern Tags in See zu gehen. Niemand schien indessen diese Nachricht angenehm zu sein als den Beamten, die in unserer Abreise die Lösung vieler Schwierigkeiten erblickten, in welche sie die Ankunft des Schiffes und unsere Entschiedenheit, zu bleiben, zu verwickeln drohten. Wol drei- bis viermal erkun-

digten sie sich angelegentlich, ob wir noch nicht fort wollten, und als sie am Abend sahen, daß wir noch immer keine Anstalt zur Abreise trafen, wurde ein enger Cordon von Wachtbooten um die Elbe gezogen. Wir ignorirten dies jedoch vollständig, hörten weder auf die Anrufe der Boote, noch ließen wir uns abhalten, ferner mit dem Lande zu communiciren, und hatten durch diese Handlungsweise den Vortheil, daß uns niemand ernstlich anzuhalten oder zu behelligen wagte. Am andern Mittag verließen wir den Hafen; wir konnten wegen unsers kurzen Anfenthalts die Stadt nur im Fluge betrachten und sie in ihren allgemeinsten Umrissen kennen lernen. Wir glaubten nicht, daß wir noch einmal zurückkehren würden und benutzten die Zeit, um alle die Sachen und Sächelchen einzukaufen, welche in Nangasaki am besten zu haben sind. Porzellan und die berühmten Lackwaaren wurden ansgewählt, bis die vollständige Ebbe in der Kasse ein Veto einlegte, und unsere Kammern füllten sich mit den saubern Kistchen, in welche jeder wenn auch noch so geringfügige Artikel von den Japanesen verpackt wird.

Es war gerade die Zeit der Apfelsinenernte, und auch verschiedene Tausende dieser schönen Frucht wurden an Bord geschafft, um auf der bevorstehenden Reise unsere Mahle zu würzen. Bei schwachem nördlichen Winde sagten wir am 25. November mit traurigen Mienen der lieblichen Bai Lebewohl, von deren Umgegend wir uns bei der Ankunft so vieles versprachen, die wir aber nur von Bord hatten anschauen können.

Fünf Monate später, als alles im schönsten Frühjahrsschmuck prangte und blühte, kehrten wir nach dem paradiesischen Hafen noch einmal zurück, um vier Wochen dort zu verweilen und uns seiner Schönheiten im vollsten Maße zu erfreuen. Ich übergehe deshalb vorläufig hier die nähere Schilderung der Stadt, um sie später wiederaufzunehmen.

Seit Hongkong schien es das Schicksal der Elbe zu sein, mit widrigen Winden zu kämpfen. Sobald wir die Bai verlassen hatten, begann das Kreuzen wieder und die Tour nach Jeddo war nur eine Fortsetzung des schwierigen Wegs von China nach Nangasaki, die durch die Unzuverlässigkeit der Karten noch gefahrdrohender wurde. Am 27. November passirten wir die Südspitze Japans, Cap Tschitschakoff, liefen durch die Vandiemensstraße, sahen zu unserer Rechten des Nachts eine prachtvolle Feuersäule aus einem der Inselvulkane aufsteigen, und gelangten nach stürmischer Fahrt am 3. December vor die Bai von Uraga, die das äußere Becken der Bucht von Jeddo bildet. Mit anbrechender Nacht ankerten wir im Hafen von Yokuhama, einer seit wenigen Jahren mit californischer Schnelligkeit emporgewachsenen Stadt, die wegen ihrer für die Schiffahrt günstigern Lage statt des in den Verträgen stipulirten und zwei Meilen weiter nordwestlich gelegenen Kanagava als Handelshafen von Jeddo gewählt ist, bis das letztere im Jahre 1863 eröffnet werden wird. Das Geschwader befand sich auf der Rhede von Jeddo; unsern Befehlen gemäß gingen wir am nächsten Morgen dahin ab und trafen am zweiten Tage wohlbehalten bei den Schiffen ein.

Die Arkona war mit der Gesandtschaft am 4. September abends vor Jeddo eingetroffen, und die Thetis langte am 14. d. M. ebendaselbst an, ohne irgendwelche Stürme gehabt zu haben. Kurz nach der Ankunft der Arkona erschien ein Boot mit japanischen Beamten, um sich nach der Nationalität des Schiffes zu erkundigen, und am folgenden Tage ein zweites Boot mit einem Dolmetscher, um alle andern möglichen Erkundigungen über Gesandtschaft, Schiff, Zwecke der Expedition u. s. w. einzuziehen und anzufragen, ob die Arkona Kohlen und Wasser bedürfe. Zugleich stellten der amerikanische Geschäftsträger, Harris, und der französische, Duchesne de Bellecourt (der englische Ministerresident Alcock war ver-

reist), dem Grafen Eulenburg auf zuvorkommende Weise ihre Wohnungen zur Disposition. Der Gesandte lehnte dies Anerbieten jedoch ab und drückte in einem Schreiben an den japanesischen Minister des Auswärtigen den üblichen Wunsch aus, ihm eine passende Wohnung anzuweisen. Noch am selben Abend erfolgte durch einen Vicegouverneur der Stadt die mündliche Antwort, daß ein Haus zur Aufnahme des Gesandten und seines Gefolges eingerichtet und am nächsten Mittag in Ordnung sein werde. Da der Gesandte jedoch auf einer schriftlichen Benachrichtigung durch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten bestand, so erfolgte diese am nächsten Tage. Dem japanesischen Original des Briefs war eine holländische Uebersetzung beigefügt, beides in einer Holzschachtel befindlich. Der Einzug des Gesandten in Jeddo wurde auf den 8. September festgesetzt, und am Morgen dieses Tages erschien ein höherer Beamter, um Graf Eulenburg ans Land zu geleiten. Sein Abgang vom Schiffe wurde durch 17 Salutschüsse der Arkona begleitet, die außerdem mit Flaggen decorirt war. Am Landungsplatze, wo japanesische Offiziere zum Empfange des Gesandten bereit standen, bildeten die Seesoldaten und Matrosen der ihn begleitenden Boote Spalier, und Graf Eulenburg bestieg eins der Pferde, welche von den fremden Diplomaten der Gesandtschaft zur Verfügung gestellt worden. Nachdem auch die übrigen Mitglieder der Expedition beritten gemacht waren, setzte sich der Zug in Bewegung.

Voran ging die Musik, dann folgte ein Detachement von 40 Seesoldaten, hierauf der Gesandte mit dem Geschwaderchef, Kapitän Sundewall, sämmtliche Herren der Begleitung und mehrere Offiziere der Arkona; den Schluß bildete ein Detachement Matrosen. Der Zug ging eine einzige gerade Straße entlang durch einen Stadttheil, der zu den weniger schönen Jeddos gehört. Aus allen Häusern kamen Neugierige

herbei, und augenscheinlich machte auf die gaffende Bevölkerung die militärische Haltung der preußischen Seesoldaten mit ihren Helmen und Gewehren den lebhaftesten Eindruck.

Bei der Ankunft des Zugs vor Akabani, dem für die Gesandtschaft eingerichteten Hause, das sehr geräumig und reinlich gehalten war, marschirten die Seesoldaten und Matrosen durch die geöffneten Thore in den Hof, wo unter militärischem Salut an einer Flaggenstange die preußische Flagge aufgehißt wurde.

Nach einem im Empfangssaale eingenommenen Frühstück, das aus Obst, Thee und Kuchen bestand, erschienen die beiden Gouverneure Sakai-oki-no-cami und Hori-oribé-no-cami mit einem officiellen Spion, dem Dolmetscher Morijama Takitrigo, und zahlreichem Gefolge. Beide beglückwünschten den Gesandten im Namen der Regierung wegen der glücklichen Ankunft und überreichten demselben einen lackirten, reichvergoldeten Kasten mit Confituren zum Geschenke. Zugleich machten die Gouverneure dem Gesandten nach einer Menge Höflichkeitsphrasen den Vorschlag, mit ihnen sogleich wegen Abschluß eines Handelsvertrages in Unterhandlung zu treten, wozu sie bevollmächtigt seien. Der Gesandte erklärte jedoch, zuvor erst einem der Minister vorgestellt werden zu müssen. Die ganze Unterhandlung wurde von japanesischen Beamten, die hinter den Gouverneuren saßen, aufgezeichnet. Während des Abschieds der Gouverneure, denen von der im Hofe aufgestellten Mannschaft die militärischen Honneurs zu ihrer großen Befriedigung erwiesen wurden, zeigte man denselben auf ihren Wunsch ein Zündnadelgewehr. Die Leichtigkeit und Einfachheit des Ladens setzte sie in nicht geringes Erstaunen. Uebrigens hatten sie ein schnelles Verständniß für die Wirkung der durch Friction der Nadel hervorgebrachten Entzündung des Schusses; sie begriffen sogleich die Aehnlichkeit des Vorgangs mit dem Reiben und Entzünden eins Zündhölzchens. Nach

der Entfernung der Gouverneure kehrten die Matrosen und Seesoldaten, letztere bis auf eine Leibwache des Gesandten von 10 Mann, an Bord der Arkona zurück.

Am 9. wurde der Gesandtschaft ein japanesisches Bewillkommnungsdiner servirt. Am 10. brachten die beiden erwähnten Gouverneure Graf Eulenburg die Nachricht, daß er am 14. vom Minister des Auswärtigen werde empfangen werden, und am 13. waren beide Herren bei unserm Gesandten zum Diner. Sie erschienen mit ihrem Spion und dem Dolmetscher. Der eine derselben verrieth eine seltsame Wißbegierde, notirte sich mit großer Sorgfalt jeden auf dem Tische befindlichen Gegenstand, die Reihenfolge der Speisen, wickelte sich außerdem eine Probe von jedem Gerichte in Papier und steckte alles gravitätisch zu sich. Bei ihrer Ankunft hatten die Gouverneure ein Geschenk von Thee und Eiern mitgebracht. Letztere gelten als Geschenk für glückbedeutend und segenbringend, während ein Geschenk von Thee allein nur bei Todesfällen üblich ist. Am 14. September nachmittags 2 Uhr setzte sich vom Gesandschaftshause aus der Zug in Bewegung, um sich nach der Wohnung des Ministers des Auswärtigen zu begeben. Der Weg dahin wurde dem Herkommen gemäß in Sänften (Norimons) zurückgelegt. Acht Träger trugen den Gesandten, dem der amerikanische Ministerresident seine Sänfte statt der unbequemen japanischen zur Disposition gestellt hatte. Vor dem Zuge wurde die Sänfte eines den Weg zeigenden japanischen Offiziers getragen, dann folgten 2 Matrosen mit der preußischen Flagge, von 2 Seesoldten begleitet. Hiernächst kam die Sänfte des Gesandten, hinter dieser 2 Diener, dann das von einem Diener geführte Pferd des Gesandten. Den Schluß machte das aus 9 Personen bestehende Gefolge des Grafen, theils in Sänften, theils zu Pferde. Zehn Jakonins (Polizeioffiziere) begleiteten den Zug und sorgten für die Ordnung. Nachdem der Zug an dem

vornehmern, den kaiserlichen Palast umgebenden Stadtviertel angekommen, passirte er eine Brücke und gelangte durch ein bewachtes Thor unter einen mächtigen aus Riesenblöcken ohne Mörtel gebildeten Wall. Ein zweiter breiter Graben wurde hierauf überschritten, und hinter einem zweiten Wall und Thor zeigte sich ein dritter Wall nebst Graben. Dieser innerste Raum, der die Schlösser des Kaisers einschließt, durfte jedoch nicht betreten werden und ist jedem Europäer verschlossen. Der Zug langte endlich vor einem massiven Thore an — der Weg bis dahin war etwa eine Stunde lang — und die Preußen wurden zu Fuß in einen Hof und über einige Stufen in ein Haus geleitet. In dem Vorzimmer desselben empfingen die beiden Gouverneure den Gesandten und führten ihn nebst seiner Begleitung in das Audienzzimmer. Hier empfing ihn der Minister des Auswärtigen, Ando-Rusima-no-cami, von dem sogenannten jüngern Reichsrath umgeben. Nachdem das Gefolge vorgestellt war und sich dem Ceremoniell gemäß in das Nebenzimmer zurückgezogen hatte, begann die Audienz. Auf der einen Seite nahm der Gesandte, der Attaché du jour der Legation und der Dolmetscher des amerikanischen Residenten, auf der andern der Minister nebst dem Reichsrathe Platz. Vor jeder Person stand ein Tischchen mit Thee, Kuchen und Obst. Auf einem besondern Stuhle nahm abwechselnd einer der Gouverneure Platz, einige andere Gouverneure (Jeddo zählt deren mit den Vicegouverneuren 10 und außerdem einen für jede kaiserliche Stadt) befanden sich in der Entfernung; in der Mitte des Zimmers saß der japanische Dolmetscher, während hinter dem Minister 2 Personen auf dem Boden kauerten, anscheinend ohne alle Beschäftigung. Während des Gesprächs, das sich anfangs um allgemeine Gegenstände bewegte, wurde von Dienern, die feierlich und leise einer hinter dem andern herschritten, Thee in lackirten Tassen servirt, welche die Diener in der Höhe des Kinns

trugen. Aus Rücksicht auf europäische Gewohnheiten wurde auch Zucker gegeben. Der Anzug des Ministers und der Reichsräthe war sehr geschmackvoll. Ueber einem sehr schönen Oberkleide von Seide trugen sie eine Art Mantille von schwarzem Krepp. Das sichtbare Untergewand war gleichfalls in Stoff und Farbe sehr geschmackvoll. Nach einigen scherzhaften Wendungen des Gesprächs, worin die im übrigen ernsten und würdevollen Japanesen viel Gewandtheit und Leichtigkeit des Benehmens verriethen, kam man auf den eigentlichen Zweck der Gesandtschaft; die Unterhaltung dauerte etwa zwei Stunden, und man trat dann den Rückweg zu Pferde an.

Am 19. überbrachten die beiden mehrerwähnten Gouverneure dem Gesandten ein voluminöses japanisches Actenstück nebst holländischer Uebersetzung, welches eine Eröffnung des Ministers des Auswärtigen enthielt.

Darauf beschränkte sich jedoch drei Monate lang der ganze Fortschritt, welchen Graf Eulenburg in Bezug auf den Vertrag machte. Bei unserer Ankunft waren die Verhältnisse nicht sehr ermuthigend. Die zögernde und abwehrende Politik des kaiserlichen Hofes ließ noch nicht im entferntesten den Zeitpunkt des Vertragsabschlusses durchblicken, und die Unterhandlungen befanden sich genau auf demselben Punkte wie am 19. September, d. h. es war durchaus nichts Positives erlangt. Auf alle Anträge des Gesandten wurde ausweichend geantwortet, und es war klar zu durchschauen, daß man ihn durch beständiges Hinhalten zu ermüden und auf diese Weise sich seiner zu entledigen hoffte. Graf Eulenburg setzte indessen allen Winkelzügen und Machinationen, die vielleicht durch fremde Intrigue genährt werden mochten, eine unerschütterliche Ruhe entgegen. Gleich bei seiner Ankunft erklärte er den japanischen Behörden, er habe gar keine Eile, könne 8—10 Monate in Jeddo bleiben und erwarte ein Transport-

schiff, um das Geschwader für diese Zeit mit den nothwendigen Bedürfnissen zu versehen. Die Japaner beharrten trotzdem in ihrer angenommenen Stellung, bis etwa 14 Tage nach unserer Ankunft ein Umschwung der Verhältnisse erfolgte und die Sache auf einmal mit aller Energie, die einem so umständlichen Volke wie den Japanesen überhaupt möglich ist, in Angriff genommen wurde. Ob man aus der Ankunft der Elbe entnehmen zu müssen glaubte, daß die Geduld des Gesandten wirklich unerschöpflich sei, oder ob ein Ministerwechsel andern Ansichten Eingang verschaffte, vermag ich nicht zu entscheiden — genug die Sache ging vorwärts, und wenngleich sich noch manche Schwierigkeiten erhoben, war doch der Vertrag Mitte Januar 1861 fertig und am Ende desselben Monats von den beiderseitigen Contrahenten unterzeichnet. Leider konnte Graf Eulenburg nur einen Abschluß für Preußen und nicht, wie er beauftragt war, für den Zollverein und die Hansestädte erlangen. Um die Verhandlungen nicht ganz und gar scheitern zu lassen, mußte er sein Programm modificiren, da die japanesische Regierung von einem Vertrage mit einem Staatenverbande, der kein sichtbares und machthabendes Oberhaupt aufzuweisen vermochte, durchaus nichts wissen wollte.

Von dem Personal des Geschwaders wurde indessen der fünfmonatliche Aufenthalt der Schiffe auf das beste benutzt, um Land und Leute nach allen Richtungen hin zu erforschen und über das seit 200 Jahren abgeschlossene Reich möglichst genauen Aufschluß zu erhalten. Wir waren die erste Nation, der es gestattet wurde, Jeddo in so großer Anzahl und auf so lange Zeit täglich zu besuchen. Die Amerikaner und die übrigen Vertragsmächte waren nur bis Kanagava gekommen, die Preußen befanden sich oft wochenlang in der Hauptstadt. Die Offiziere der Arkona vermaßen die Bai von Jeddo und fertigten eine genaue Karte davon an. Die Naturforscher, Gelehrten und Civilcommissare wohnten theils in Jeddo, theils

in Yokuhama, und der Freundlichkeit des Gesandten verdankten es die Offiziere des Geschwaders, daß sie abwechselnd vier bis fünf Tage in Akabani wohnen konnten. Dies war äußerst angenehm, da das flache Wasser in der Bai die Schiffe fast eine Meile vom Ufer entfernt hielt und die Communication mit dem Lande sehr weitläufig und beschwerlich wurde.

Zugleich erhielten wir dadurch Gelegenheit, Japan gründlicher und besser als irgendjemand vor uns kennen zu lernen. Ein jeder von uns beobachtete, und die einzelnen Wahrnehmungen wurden späterhin ausgetauscht und besprochen. Es fiel dadurch die subjective Auffassung weg, und das sich unserm Geiste einprägende Bild wurde ein möglichst objectives und wahres. Daß wir nur Jeddo und seinen Umkreis von einigen Meilen kennen lernten, beeinträchtigte das Bild nicht. In Japan ist alles schematisirt; in der Hauptstadt concentrirt sich alles Eigenthümliche des Landes und seiner Bewohner, und es bleibt in dieser Beziehung wenig hinzuzufügen oder zu ändern, ob man auch das Reich seiner ganzen Ausdehnung nach durchreist. Davon kann man sich hinlänglich überzeugen, wenn man von Jeddo nach Nangasaki kommt. Was nicht zufällig durch territoriale Verhältnisse nuancirt wird, ist eine genaue Copie der Hauptstadt; Menschen, Sitten, Gewohnheiten, Tracht, Häuser — alles ist genau dasselbe.

Ich will daher im Nachstehenden versuchen, dem Leser unsere gemeinschaftlichen Beobachtungen in möglichst systematischer Weise vorzuführen, muß aber zugleich bevorworten, daß sie für denjenigen, der Kämpfer gelesen, wenig Neues, wenn auch vielleicht manches von andern Gesichtspunkten aufgefaßt, bieten werden. Kämpfer, ein Deutscher von Geburt, der 1690 in Nangasaki als Arzt der holländischen Factorei lebte, verweilte zwei Jahre in Japan und machte zweimal die Gesandtschaftsreise nach Jeddo mit. Ueber seine Er=

fahrungen gab er nach seiner Rückkunft in seiner Heimat ein größeres Werk heraus, das zwar sehr selten geworden ist, aber jedenfalls bis zu diesem Augenblicke die beste Arbeit über Japan bildet. Wir, die wir so lange und unter so günstigen Umständen im Lande waren, können dies am besten beurtheilen. Fast alles, was der Autor in seinem Buche sagt, haben wir genau so gefunden, und wenn dieser Umstand einerseits einen Beleg für die jahrhundertlange Stabilität der Verhältnisse Japans gibt, liefert er andererseits einen Beweis für die scharfe und unparteiische Beobachtung des Verfassers, dessen Werk mit der Gründlichkeit eines deutschen Gelehrten geschrieben ist. Wollte man jetzt ein Werk über Japan schreiben, so könnte man nichts Gescheidteres thun, als die Sache in dem Kämpfer'schen Buche unserm Geschmacke noch etwas mundgerechter zu machen, sonst aber nur in Anmerkungen dasjenige hinzuzufügen, was die einer Gefangenschaft ähnliche Freiheitsbeschränkung Kämpfer's sowie überhaupt der Holländer auf Desima diesen nicht zu sehen oder genauer zu beobachten gestattete.

Japan (im Lande selbst Nipon ausgesprochen und von dem chinesischen Jih-pun — östliches Land — abstammend) ist ein Archipel von größern Inseln, deren drei bedeutendste Jesso, Nipon und Kiusiu zwischen 45 und 31° nördl. Breite und zwischen 126 und 145° östlicher Länge von Greenwich sich in einer perpendikulären Ausdehnung von über 200 Meilen erstrecken. Alle drei Inseln sind mit einer Menge hoher Vulkane besetzt, und Nipon wird seiner ganzen Länge nach von einer mächtigen Gebirgskette durchschnitten, welche die Wasserscheide der Insel bildet und deren Spitzen von ewigem Schnee bedeckt sind. Unter diesen Gipfeln nimmt der circa 25 Meilen von Jeddo gelegene Fusinoyama, der Berg von Fusi, von 14,000 Fuß Höhe, den ersten Rang ein, da er, wie der Pic von Teneriffa, den Seeleuten durch sein schneegekröntes Haupt

30 Meilen weit als vortreffliche Landmarke dient und den Weg zum Hafen zeigt. Die Flüsse, welche das Land durchströmen, sind weder zahlreich noch für die Schiffahrt wichtig. Ich kann mich daher ihrer Aufzählung und nähern Beschreibung füglich enthalten und will nur den in die Bai von Jeddo fallenden Todagawa erwähnen, dessen Kanäle die Hauptstadt speisen. Ueber einen dieser Kanäle führt die berühmte Brücke von Japan, Niponbas, welche als Ausgangspunkt für alle Entfernungen im ganzen japanischen Reich gilt.

Japan zerfällt in acht größere Landstriche, die Do oder Wege heißen und zusammen 68 Provinzen enthalten, welche ihrerseits wieder 622 Districte bilden. Von den erstern ist Goknai-Do als Domäne des geistlichen Kaisers mit der Hauptstadt Miako hervorzuheben.

Das Land besitzt zwei Herrscher, einen geistlichen, den Dairi oder Mikado mit der scheinbaren, und den Siogun, Teukun oder Taiko, d. h. den weltlichen Kaiser, mit der wirklichen Macht, die jedoch durch die Vasallenfürsten oder Daimios so beschränkt wird, daß er nur in einem kleinen Theil des Landes, zu denen die Städte Jeddo, Hakodade, Simoda, Osaka und Nangasaki gehören, wirklich als Herrscher zu befehlen hat. Das Verhältniß der Daimios zum Teukun läßt sich am besten mit den feudalen Zuständen des mittelalterlichen Deutschland vergleichen. Die Vasallenfürsten sind dem Kaiser scheinbar unterthan, thun aber was sie wollen, setzen ihn ab, ermorden ihn auch wol, wie dies während unserer Anwesenheit mit dem Regenten (der gegenwärtige Teukun ist minderjährig) auf offener Straße geschah, und einzelne, wie z. B. der Fürst von Satzuma, erscheinen auf ihrer jährlichen Huldigungsreise in Jeddo mit einer Escorte von 40,000 Mann bei Hofe.

Ueber die Geschichte Japans will ich mit kurzen Worten hinweggehen, da dieselbe in den betreffenden Werken viel

besser nachgelesen werden kann. Die ersten Nachrichten von der Existenz des Landes haben wir durch Marco Polo, einen italienischen Kaufmann, der zu Ende des 13. Jahrhunderts fast ganz Asien durchreiste, von China auch nach Japan gegelangte und dieses in seinem Reisewerke mit dem Namen Zipangu belegte, eine Corruption des chinesischen Sih-bun-quo, Königreich des Ostens. Der Mongolenherrscher Kublai-Khan, an dessen Hofe Marco Polo 17 Jahre lebte, ein Enkel des berühmten Dschingis-Khan, hatte ganz Asien mit seinem Heere überflutet und wollte auch Japan erobern, wurde aber mit seiner 600 Schiffe starken Flotte, wie einst die spanische Armada, durch einen Sturm zurückgeschlagen. Dies geschah 1275. Bis 1545 versank Japan wieder in gänzliche Vergessenheit. Dann wurde es aufs neue durch Portugiesen entdeckt, und diese knüpften mit Japan Handelsverbindungen an, an denen sich bald andere europäische Nationen betheiligten. Francis Aspilcota Xavier, ein Freund Loyola's und Mitbegründer des Jesuitenordens, ging von Goa als Missionar nach Japan und fand gute Aufnahme. Der König von Satzuma erlaubte durch ein Edict allen seinen Unterthanen die Annahme des neuen Glaubens, und das Christenthum faßte schnell Wurzel. Der Prinz von Ximo räumte den Christen 1568 Nangasaki ein, das damals noch ein kleines Fischerdorf war, sich aber in kürzester Zeit zu einer bedeutenden christlichen Stadt mit Kirchen, Klöstern und Schulen emporschwang und zugleich ein blühendes Emporium des Handels mit China wurde.

Der übertriebene Glaubenseifer der Missionare, die auch nach weltlicher Herrschaft strebten, die Intriguen der übrigen Mönchsorden, welche die Jesuiten verdrängen wollten, hatten jedoch in Japan dieselben Resultate wie in China. Zuerst wurden die Christen ausgewiesen, dann begann eine Priesterverfolgung und schließlich wurde das Christenthum auf die grausamste Weise ausgerottet. Gleichzeitig verschloß die Regierung das Land

im Jahre 1638 gegen alle Ausländer mit Ausnahme der Holländer, die bei Belagerung der Festung Ximabara bei Nangasaki, dem letzten Bollwerke der einheimischen Christen, Hülfe geleistet und zu deren Zerstörung ihre Geschütze geliehen hatten. Aber auch sie wurden auf die kleine Insel Desima verwiesen, wie Gefangene gehalten und den größten Demüthigungen ausgesetzt, die nur die schnödeste Gewinnsucht zu ertragen vermochte. Man bewachte und behandelte sie wie Verbrecher und zog mit der Zeit die Schranken immer enger. Anfänglich war ihnen gestattet, jährlich mit 4 Schiffen Handel zu treiben, zu Kämpfer's Zeit nur noch mit 2, und seit Anfang dieses Jahrhunderts durfte nur 1 kommen. Ebenso wurde die Gesandtschaft, welche früher jährlich nach Jeddo ging, nur alle 4 Jahre befohlen, und wahrscheinlich hätten die Holländer, deren Handelsgewinn schließlich kaum die Kosten der Factorei deckte, alle Verbindungen selbst aufgegeben, wenn nicht die amerikanische Expedition in den Jahren 1853 und 1854 Japan der Welt geöffnet und einen neuen Zustand der Dinge herbeigeführt hätte. Die Geschichte dieser Expedition ist dem gebildeten Publikum so bekannt, daß ich sie nicht weiter zu berühren brauche.

Ich führe die Leser nun nach Jeddo, der japanischen Kaiserstadt, die wir durch einen monatelangen Aufenthalt daselbst genau kennen lernten, und an deren Beschreibung ich alles das knüpfen werde, was dazu dienen kann, ein getreues und möglichst vollständiges Bild des merkwürdigen Landes zu geben.

21.

Die Bai von Jeddo. Aeußerer Charakter, Festungswerke, Umfang und Bevölkerung der Stadt. Die Jakonins als Beaufsichtiger der Fremden. Bau und Einrichtung der japanischen Häuser. Die Daimios und ihre Stellung als Feudalherren zum Volke. Die Vorbereitungen der socialen Revolution durch die Eröffnung des Landes. Schwierige Lage der Regierung gegenüber der Adelspartei. Feuersbrünste und Feuerspolizei in Jeddo. Die Gärten und der Natursinn der Japanesen.

Jeddo liegt an der Südküste der Insel Nipon, an der Basis einer Meeresbucht, der Bai von Jeddo, die ihrerseits wieder der Einschnitt einer größern Bucht, der Bai von Uraga ist. Die südwestliche Spitze dieser letztern bildet das Cap Idzu, die südöstliche Cap Awa, und während von hier aus die Küste sich in nördlicher Richtung und ziemlich geradlinig bis Jeddo erstreckt, biegt das gegenüberliegende Ufer sich ebenfalls erst nördlich, aber dann wieder südöstlich und bildet das Cap Sagami, eine Landspitze, die den westlichen Eingang der Bucht von Jeddo bezeichnet. Die letztere hat am Eingange eine Breite von 1½ geographischer Meile, erweitert sich aber später zu einer Kreisform von 3 Meilen Durchmesser, und an der Basis derselben liegt Jeddo. Bis 2 Meilen von der Stadt ist das Fahrwasser für jede Art von Schiffen tief genug, es wechselt zwischen 8 und 10 Klaftern. Weiter nördlich flacht es jedoch bedeutend ab, und größere Schiffe können sich Jeddo nur bis auf 1 Meile nähern. Fahrzeuge von nicht mehr als 10—12 Fuß Tiefgang können zwar eine Viertelmeile weiter herankommen, die Stadt

selbst aber ist nur mit ganz flach gehenden Booten zu erreichen. Die Oeffnung Jeddos als Handelshafen ist für das Jahr 1863 stipulirt, aber meiner Ansicht nach dürfte, abgesehen von andern Unbequemlichkeiten, das seichte Wasser sowie der Umstand, daß die Rhede nach Süden zu ganz offen und gegen Teufune nicht geschützt ist, Jeddo nie zu einem bedeutenden Handelshafen werden lassen; vielmehr wird Yokuhama am westlichen Ufer der Bai der Hafen der Hauptstadt bleiben.

Das Aeußere der Stadt entspricht durchaus nicht den Vorstellungen, die man sich von einer Metropole von 5 Millionen Einwohnern macht, und wie man sie aus den übertriebenen Schilderungen früherer Reisenden gewonnen hat. Jeddo liegt in einer Ebene, die nur durch niedrige Hügel unterbrochen wird und welcher der Hintergrund fehlt. Im Nordwesten sieht man bei gutem Wetter in weiter Ferne den Höhenzug schimmern, der Nipon der Länge nach durchschneidet; aber seine Conturen sind so matt, daß sie nichts zur Hebung der Landschaft beitragen, und der einzig schöne Punkt ist der erwähnte und westlich gelegene Fusinoyama, der heilige Berg der Japanesen, der in allen ihren Büchern, auf allen Lacksachen und auf ihrem Porzellan abgebildet erscheint. Der Berg hat die Form eines abgestumpften Kegels, dessen schneebedeckter Gipfel, trotz der Entfernung von 25 Meilen, sich uns fast täglich unverschleiert zeigte und, in den Strahlen der Sonne leuchtend, einen überaus prachtvollen Anblick gewährte.

Jeddo besitzt außer einer mehrstöckigen Pagode, die den kaiserlichen Palast überragt, und einigen Tempeln, die auf Hügeln erbaut sind, keine hervorspringenden Punkte. Sämmtliche Häuser sind, wie überall in Japan, wegen der häufigen Erdbeben von Holz und einstöckig aufgeführt. Eigentlich haben sie zwei Etagen, die zweite ist aber unbewohnbar, weil so niedrig, daß man nicht aufrecht darin stehen kann,

Deshalb läßt sich die Stadt trotz ihrer angeblichen 5 Millionen Einwohner mit den größten Städten Europas nicht vergleichen. Von unserm Ankerplatze aus wurde uns ihr Anblick überhaupt durch eine Reihe von fünf Forts entzogen, die auf aufgeschütteten Inseln in einer Ost- und Westlinie quer vor der Stadt liegen, jeden Angriff von seewärts abwehren sollen und noch nahe genug an der Stadt stehen (3000 Schritt), um nöthigenfalls diese selbst zu bombardiren. Diese Forts sind zusammen mit circa 300 Geschützen armirt und decken sich gegenseitig. Sie bestehen aus Mauerwerk mit einer Brustwehr von Erde ohne Schießscharten, d. h. die Geschütze schießen über Bank und alle fünf sind kreisförmig und fast gleich groß. Nach ihrem Aeußern zu urtheilen sind sie nicht über 50 Jahre alt, jedoch habe ich nicht erfahren können, wann sie erbaut wurden. Man sagt, die Japanesen haben russische Ingenieure dabei gehabt. Dies bezweifle ich; aber wenn es wahr ist, so haben die Russen bei dem Bau daran gedacht, daß sie über kurz oder lang selbst in den Fall kommen könnten, die Forts zu erobern und haben sie für diesen Zweck eingerichtet. Von außen sehen sie furchtbar genug aus; hat man sie jedoch in der Nähe betrachtet, so wird ein muthiger Mann sich keinen Augenblick besinnen, sie mit ein paar Hundert Leuten anzugreifen und alle fünf in wenigen Stunden zu nehmen. Die Eingänge zeigen sämmtlich nach Norden, ein hölzernes Thor verschließt sie, und sie führen ohne Zugbrücke oder Graben direct in das Innere. Vom Thore leitet ein circa 50 Fuß langer und 12 Fuß breiter bequemer Steindamm in das Wasser, an dem 10 Boote zu gleicher Zeit anlegen und mehrere 100 Mann nebst Artillerie ausschiffen können. In dunkler Nacht kann dies geschehen, ohne daß es von den Forts bemerkt wird, und sollte es bemerkt werden, so läßt es sich von seiten der Besatzung nicht hindern, da die Angreifer bis unmittelbar unter die hohen Mauern rudern können

und dann sowol gegen Geschütz= als Gewehrfeuer geschützt sind, während eine ihrer zwölfpfündigen Bootskanonen sofort den schwachen Kehlverschluß zu sprengen und ihnen den directen Marsch ins Innere der Forts zu erzwingen vermag. Als während unserer Anwesenheit sich eine Zeit lang die Verhältnisse für die Fremden so drohend gestalteten, daß alle Gesandten, mit Ausnahme des preußischen und amerikanischen, Jeddo verließen und man nach der Ermordung des amerikanischen Legationssecretärs Heusken, unsers Dolmetschers, eine allgemeine Massacre der Europäer erwartete, lag es im Plane der auf der Rhede liegenden Kriegsschiffe, bei dem Eintritte eines solchen Ereignisses sofort auf diese Weise die Forts zu erstürmen und dadurch ganz Jeddo in die Hand zu bekommen.

Ist man durch die Forts gerudert, so bekommt man zuerst eine Totalansicht der Stadt, d. h. man sieht zwei, drei Meilen weit die ganze Basis der Bucht mit einer ununterbrochenen Reihe von Häusern besetzt, und ebenso zeigt sich dem Blicke nordwärts ein unabsehbares Meer von grauen Dächern, das hier und dort durch Hügel, welche mit Tempeln gekrönt sind, oder durch Gärten, Baumgruppen, terrassirte Felder eine Abwechselung erhält, welche das Auge angenehm berührt. Allein etwas Großartiges liegt in der Scenerie nicht, und es fehlt, wie ich schon bemerkt, Jeddo ganz und gar der Eindruck einer großen Stadt. Man glaubt einen Complex von großen wohlhabenden Dörfern vor sich zu haben, und das einzige, was städtisch aussieht, ist der auf einer Anhöhe gelegene, von Steinen aufgeführte und von hohen Festungswerken umgebene Palast des Teukun, aus dessen Mitte eine luftige Pagode in die Ferne schaut. Dieser Palast hält mit allem Zubehör ungefähr eine Meile im Umfange, und wer plötzlich unbewußt nach Jeddo käme, würde ihn für eine Stadt, die verschiedenen Theile von Jeddo aber für Vorstädte oder herumliegende Dörfer ansehen. Nach alten geographischen Angaben soll Jeddo 3 Meilen

lang, 2½ Meilen breit sein und, wie schon erwähnt, 5 Millionen Einwohner haben. Wir gebrauchten circa 3 Stunden, um im Trabe die ganze Stadt zu umreiten, sodaß ihr ganzer Umfang höchstens 3—4 Meilen beträgt, und obwol sie ungemein dicht bevölkert ist, dürften 2½ Millionen Einwohner der Wahrheit näher kommen als 5.

Unser Gesandtschaftshotel befand sich in Akabani, einem Hause unweit der „Brücke von Japan" und etwa 3000 Schritte vom Landungsplatze entfernt. Dieser letztere lag beim Zollhause in einem kleinen, durch Pfähle gebildeten Bootshafen, und man stieg von diesem in einen geräumigen Hof, der durch eine Mauer von der Stadt abgetrennt und für gewöhnlich verschlossen gehalten war. Ueber diesen Hof hinauszugehen wurde unsern Matrosen nicht gestattet; nur wenn ein Offizier etwas zu tragen hatte, konnte er einen oder mehrere von den Leuten mit in die Stadt nehmen. Bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, wie beim Ein- und Auszuge unsers Gesandten oder dem Begräbnisse des Dolmetschers Heusken, wo unsere Leute zu Hunderten und bewaffnet erschienen, machte man jedoch keine Schwierigkeiten, sie in die Stadt zu lassen, und ich glaube, daß sich auf dem Geschwader kein einziger Mann befindet, der nicht Jeddo kennen gelernt hätte.

Wir Offiziere konnten gehen, wo wir wollten, aber nie ohne Begleitung von zwei bis drei Beamten, die man vorgeblich uns zum Schutze octroyirte. In Wirklichkeit jedoch waren diese Leute nur Spione der Regierung, die uns auf Schritt und Tritt überwachten, sich vollständig an unsere Fersen hefteten und uns durch ihre Unverschämtheit bisweilen so in Wuth brachten, daß wenig daran fehlte, ihnen zu begegnen, wie die Amerikaner es gemacht hatten, d. h. sie mit Fußtritten oder der Reitpeitsche zu tractiren und von uns fern zu halten.



Zu II, 41.

Japanesischer Jakonin.

Diese lästigen Menschen waren für uns das einzige Störende in Japan oder vielmehr in Jeddo, da sie in Yokuhama und Nangasaki uns nicht behelligten, und ich kann mir lebhaft vorstellen, wie sie die polizeifreien Yankees zur Verzweiflung gebracht haben. Gleich beim Zollhause war eine Station dieser doppelt beschwerterten Jakonins, wie sie heißen, und nicht eher wurde die Thür nach der Straße geöffnet, bis diese Herren ihre Pfeifen eingepackt, ihre Strohsandalen angezogen und Toilette gemacht hatten. Anfänglich waren wir bescheiden und warteten auf sie, später fiel jedoch die Rücksicht fort; wir gingen direct und mit schnellen Schritten auf das Thor los, und die Jakonins stürzten wie Habichte hinter uns her. Bei schlechtem Wetter fiel ihnen dies sehr schwer, und wir konnten uns die kleine Rache nicht versagen, mit unsern großen Stiefeln so schnell als möglich durch den Schmuz zu gehen, wo dann die armen Polizisten auf ihren stelzenartigen Holz-Galoschen nur auf einige 100 Schritt Entfernung und in steter Gefahr hinzufallen uns zu folgen vermochten. Dieselben Jakonins geleiteten uns immer nur eine kurze Strecke bis zur nächsten Polizeistation, und wir hatten damit Gelegenheit, die Vielfältigkeit dieser Institute zu bewundern, deren es bis zu unserm Gesandtschaftshotel, einer Strecke von 3000 Schritt, nicht weniger als acht gab. Nach dem System des Mistrauens und Spionirens, das die ganze japanische Regierung von oben herab charakterisirt, begleiteten uns stets zwei, ja oft drei Jakonins pro Person, und wenn wir eine Partie machten, hatten wir bisweilen 20 — 30 dieser Herren in unserm Gefolge, die uns mit Argusaugen bewachten und alles Auffällige notirten, um es höhern Orts zu rapportiren. Das nebenstehende Bild stellt nach einer Photographie einen der Jakonins dar, welche vom Gesandtschaftshotel aus unsere täglichen Begleiter waren. Anfänglich höchst unliebenswürdig, zeigte derselbe später ein großes In-

teresse für die Preußen und hat uns während der letzten Monate unsers Aufenthalts manchen freundschaftlichen Dienst geleistet.

Als ich zum ersten mal die Straßen von Jeddo betrat, drängte sich mir unwillkürlich eine Vergleichung mit Kanton auf, und, wie schon in Nangasaki, lehrte auch hier ein einziger Blick auf Straßen, Menschen, Häuser, daß Japanesen und Chinesen weder demselben Menschenstamm angehören, noch daß sie auf derselben Culturstufe stehen. Japan hat China bei weitem überflügelt, darüber kann kein Zweifel bestehen und es würde sich ebenbürtig den civilisirtesten Staaten Europas an die Seite stellen, wenn es während der letzten 200 Jahre oder auch nur so lange wie China mit diesen in Berührung gewesen wäre.

Jeddo ist nach einem bestimmten Plane angelegt und hat fast nur gerade, sich in gewissen Zwischenräumen und rechtwinklig durchschneidende Straßen. Was an den letztern, namentlich wenn man von China kommt, frappirt, ist ihre Breite und die in ihnen herrschende Reinlichkeit. Sie sind 30—40 Fuß breit, in der Mitte 8—10 Fuß mit Fliesen, zu beiden Seiten mit Trottoirs belegt und werden täglich zwei bis dreimal von den Hausbesitzern gefegt. Das findet man in keiner asiatischen, ja nicht einmal in einer europäischen Stadt, und dieser Umstand allein läßt schon auf eine vorgeschrittene Culturstufe des Volks und auf eine für das Wohl ihrer Unterthanen bedachte Regierung schließen.

Die Häuser befinden sich in vollständiger Harmonie mit den Straßen, d. h. sie sind geräumig, luftig, außen und innen höchst sauber und nett. Fast alle sind, wie schon erwähnt, einstöckig, genau nach demselben Modell aufgeführt und auch ziemlich von gleicher Größe. Ihre Form ist äußerlich die unserer Schweizerhäuschen mit weit überragendem und bisweilen durch Säulen gestütztem Dache. Der circa 2—3 Fuß über der Erde

gelegene Fußboden ist über die Seitenwände hinausgeführt, sodaß dadurch eine 6—8 Fuß breite Veranda entsteht, die, durch das Dach gegen Sonne und Regen geschützt, einen höchst angenehmen und kühlenden Aufenthalt abgibt. Die Curven- und Zeltform des Daches, wie sie in China allgemein ist, fehlt bei japanischen Gebäuden gänzlich; alles ist hier geradlinig, und nur in den Tempeln der aus China früher eingewanderten Buddhisten hat sich der chinesische Baustil unverändert erhalten. Die Gebäude sind ungemein leicht construirt, aber mit einem verhältnißmäßig schweren Dache versehen. Ein Fachwerk von kaum dreizölligen Planken wird mit Bambus durchflochten und dieser mit Lehm oder Schlamm, der mit Pferdedünger durchknetet ist, beworfen, außen mit Muschelkalk geglättet und geweißt und innen, nach derselben Procedur, mit Tapeten von reizendstem Muster überzogen, auf die ich später bei Gelegenheit des Papiers näher zurückkommen werde. Eine solche Wand hat daher kaum 3 Zoll Dicke, ist aber ungemein zäh und elastisch, was ich öfter bei Abbruch eines Hauses bewundert habe. Die Balken, welche das Dach tragen, sind dagegen sehr schwer und letzteres bei allen bessern Häusern mit starken halbcylinderförmigen Dachziegeln gedeckt, deren Gewicht das des ganzen Unterhauses bei weitem übersteigt. Der Grund dieser sonderbaren Bauart sind die Erdbeben, von denen Jeddo und die mittlern Gegenden Japans so häufig heimgesucht werden. Das schwere Dach soll die leichten elastischen Wände durch sein Gewicht vor dem Zusammenbrechen bei heftigen Erdstößen schützen. Die ärmlichern Wohnungen sind mit Holzschindeln gedeckt und diese häufig durch Steine beschwert. Feste Abtheilungen im Innern der Häuser gibt es nicht; alle Zwischenwände sind beweglich, können ebenso leicht hingesetzt als fortgenommen werden und bestehen aus leichtem hölzernen Gitterwerk, das mit dem transparenten und starken Papier überzogen ist, welches die Japanesen aus dem Bast eines Maul-

beerbaums bereiten, und das überall die Stelle des dort unbekannten Fensterglases vertritt. Diese gegitterten Rahmen laufen zwischen Leisten auf Porzellanrollen, und man kann mit ihrer Hülfe ebenso schnell Zimmer schaffen, als das ganze Haus durch ihr Zurückschieben in einen einzigen Raum verwandeln. Vorder- und Hinterfronte haben eben solche Papiergitter als Fenster, die nach dem Zustande des Wetters geöffnet oder geschlossen und nachts durch hölzerne Schiebläden ersetzt werden. Diese Vorrichtungen erlauben dem Zuge und der frischen Luft stets freien Zugang zu allen Theilen des Gebäudes, ein Umstand, der nur vortheilhaft für die Gesundheit der Bewohner sein kann, bei uns jedoch wegen des strengern Klimas nicht wohl zur Anwendung kommen könnte. Zugleich gestattet diese Einrichtung aber auch dem Vorübergehenden, das ganze Haus mit Einem Blicke zu übersehen, und bei der Ungenirtheit der Japanesen, die dem Europäer anfangs sehr befremdend erscheint, wird man oft Augenzeuge von Familienscenen, die man bei uns weniger öffentlich zu behandeln geneigt ist, wie Toilette machen, Baden, u. s. w.

Der Fußboden eines jeden Hauses, er mag dem Reichsten oder Aermsten angehören, ist unveränderlich mit Binsenmatten bedeckt. Diese haben in ganz Japan genau dieselben Formen und Dimensionen; sie sind 6 Fuß lang, 3 Fuß breit und 2 Zoll dick. Eine solche Matte heißt ein Kin, und alle Verhältnisse der Häuser sind nach diesen Kin fixirt. Will ein Japanese ein Haus bauen, so bestellt er beim Baumeister nur so und so viel Kin. Wünscht er eins von 30 Matten, so nimmt es einen Flächenraum von $30 \times 6 \times 3 = 540$ Quadratfuß ein und demgemäß erhält das Gebäude so und so viel Stuben, wird so und so viel Matten breit, lang und hoch nach einer bestimmten und von der Regierung vorgeschriebenen Regel. Das Flechtwerk dieser Matten ist sehr sauber, fein und weiß, und die Japanesen suchen es sorgsam zu erhalten.

Sie werden die Matten nicht anders als in Strümpfen betreten; ihre Sandalen legen sie regelmäßig auf der Veranda ab, und will man als Fremder gut empfangen sein, so muß man sich hüten, in das Innere eines Hauses mit schmuzigen Stiefeln zu treten. Mobiliar und Hausgeräth existirt in den Wohnungen fast gar nicht. Es gibt weder Tische, noch Stühle, noch Schränke oder Bettstellen, gerade im Gegensatz zu den Chinesen, die dies alles in großer Anzahl besitzen. Der Japanese sitzt, ißt und schläft auf seinen Matten. Das Eßgeschirr ist aus Holz gefertigt und mit dem berühmten Lack überzogen, der weder durch Hitze noch Kälte leidet. Die Gefäße sind viereckig oder rund und so construirt, daß sie alle ineinander passen und dadurch ein Minimum von Platz einnehmen, wenn sie fortgestellt werden. Die Betten bestehen lediglich aus Baumwollenmatratzen zum Zudecken und aus Kopfkissen, die uns ebenso originell und unbequem erscheinen wie die früher von mir erwähnten Porzellankopfkissen der Chinesen. Als wir anfänglich diese sonderbaren Dinger in den Läden sahen, wußten wir gar nicht, was wir aus ihnen machen sollten. Man nehme einen hölzernen Stereoskopenkasten und denke sich oben einen halbkreisförmigen Ausschnitt, sehr dünn und hart gepolstert, so hat man ein japanesisches Kopfkissen, das bei uns gewiß sehr wenig Liebhaber finden würde. Die Familie wohnt, ißt und schläft in dem hintern Theile des Hauses. Vorn befindet sich gewöhnlich das Empfangszimmer oder bei Kaufleuten der Laden, den man von der Seite durch eine Thür betritt, die ebenfalls unverändert die Kinform hat, d. h. 6 Fuß hoch und 3 Fuß breit ist. Schornsteine gibt es nicht; der Rauch muß seinen Weg anderweitig finden, was ihm übrigens wegen der Bauart nicht schwer fällt. In bessern Häusern befindet sich jedoch gewöhnlich die Küche in einem eigenen Hinterhause, während sie in den gewöhnlichern einen Theil des Wohnzimmers einnimmt.

Trotz Eis, Schnee und der oft empfindlichen Kälte gibt es in Japan weder Oefen noch Kamine, was wir während des viermonatlichen Winters bitter empfunden haben. Die ihre Stelle vertretenden Kohlenbecken erschienen uns nur als eine sehr unzureichende Aushülfe bei den dünnen Papierwänden, wenn ein Nordsturm sie schüttelte und pfeifend durch alle Spalten der mangelhaft schließenden Thüren und Fenster fuhr oder der Schnee einige Zoll hoch auf den Straßen lag Die Japanesen klapperten zwar auch mit den Zähnen vor Frost, wußten sich indessen durch fünf bis sechs übereinander gezogene dickwattirte Röcke besser dagegen zu schützen als wir.

Die Häuser der Daimios und hohen Beamten haben einen Unterbau von behauenen Quadersteinen, die jedoch ohne Mörtel aufeinander gelegt sind, um bei Erdbeben nachzugeben. Aus demselben Grunde sind sie an der Basis viel breiter als oben. Sie haben gewöhnlich eine Höhe von 15—20 Fuß, und es führt eine breite steinerne Freitreppe zu ihnen hinauf. Ein massives hölzernes Thor verschließt den Eingang zu dem Vorhofe, um den sich im Viereck die Wohngebäude gruppiren. Diese letztern unterscheiden sich vor allen andern Häusern der Stadt durch nichts, als daß sie eine größere Fläche bedecken. Ich hatte Gelegenheit, bei einer Visite, die wir dem Gouverneur von Nangasaki später machten, das Innere einer solchen Wohnung zu sehen; außer daß vielleicht der zweite Stock etwas höher war wie bei den Bürgerhäusern, konnte ich keinen Unterschied wahrnehmen. Dieselbe innere Einrichtung mit verschiebbaren Gittern und Papierfenstern, dieselben Matten von vorgeschriebener Größe, dieselben Tapeten wie überall.

Das Gouvernementsgebäude in Nangasaki sowie einige Daimiowohnungen in Jeddo erhalten durch die Massivität und Höhe ihrer Untermauern ein burgähnliches Ansehen, das noch durch ihre Lage auf Anhöhen vermehrt wird. Viele der-

selben waren jedoch nicht so imponirend. Die Höhe der Untermauer betrug nur einige Fuß, und die fensterlosen, oft 3—400 Fuß langen Seitengebäude, welche den innern Hofraum umschlossen und bisweilen die Fronte einer ganzen Straße bildeten, sahen eher Scheunen oder Schafställen als den Wohnungen der höchsten Landesaristokratie ähnlich. Das Innere dieser Gebäude hat noch kein Europäer betreten, ebenso wenig wie seit 200 Jahren jemand das Innere des kaiserlichen Palastes gesehen hat, außer dem Director der holländischen Factorei auf Desima auf seinen Gesandtschaftsreisen. Was daher über dessen Großartigkeit und beispiellose Pracht erzählt wird, kann man in das Reich der Fabel verweisen, wenn es nicht mit Kämpfer's oder seiner Nachfolger Thunberg und von Siebold Beschreibung übereinstimmt, die, soweit wir es haben beurtheilen können, in ihren Schilderungen durchaus bei der Wahrheit geblieben sind. Die Daimios sind die Feudalen des Reichs, die Träger des bisherigen Abschließungssystems und daher die Feinde der Europäer. Es existiren mehrere Hunderte im Lande, und 362 von ihnen haben Paläste oder Wohnungen in Jeddo, die ihre Absteigequartiere bilden, wenn sie dem Teukun ihren jährlichen Ergebenheitsbesuch machen und ihre Frauen und Kinder besuchen, die der Kaiser als Unterpfand für die Treue ihrer Männer innerhalb seines Palastes gefangen hält. Einzelne derselben sind sehr reich und besitzen ein Einkommen von 6—7 Millionen Thalern. Wie ich schon früher erwähnte, erscheint der Fürst von Satzuma und der von Kwanga, ersterer der kriegerischste und letzterer der mächtigste Landesherr, mit einem Gefolge von 40,000 Mann in Jeddo. Bis zur Eröffnung des Reichs waren die Daimios fast allmächtig. Ihnen gehörte der Grund und Boden, sie fixirten die Preise der Lebensmittel wie aller Industrieerzeugnisse, nahmen von allem ihre Rente und ließen dem Producenten gerade genug, um eine dürftige Existenz zu

führen. Die Bevölkerung Japans (25 Millionen Einwohner) ist nicht so dicht wie in China; sie steht in keinem Misverhältnisse zu dem von ihr bewohnten fruchtbaren Boden, und da kein Export stattfand, waren alle Producte sehr billig. Die Landesherren konnten mit geringem Aufwande ein großes Heer von Vasallen und Dienern halten. Ein Jakonin z. B. erhielt außer einem Quantum Reis einen jährlichen Gehalt von 40 Itzebu oder nach unserm Gelde ungefähr von 20 Thalern. Für diese Summe unterhielt er sich und seine Familie und mußte sich außerdem in Seide kleiden.

Der eröffnete Verkehr mit den Fremden hat indessen die Verhältnisse bedeutend geändert. Soviel Schwierigkeiten auch von der Regierung dem Handel in den Weg gelegt werden, steht es doch außer ihrer Macht, die Ausbreitung des Handels zu hindern, und wenn auch die Ausfuhr des Hauptnahrungsmittels für das Volk, des Reis, verboten ist, so werden dafür andere Sachen exportirt. Im Jahre 1860 wurden z. B. von Yokuhama 6000 Ballen Seide nach Europa verschifft. Die Nachfrage der Europäer nach dieser Seide, die besser als die chinesische sein soll, ist so stark, daß sie seit 1856 um das Doppelte im Preise gestiegen ist. Natürlich wirkt dies auf alle übrigen Verhältnisse zurück. Wenn auch dem Japanesen das dem Chinesen angeborene Talent für kaufmännische Transactionen abgeht, so ist er doch klug genug, seinen eigenen Vortheil zu begreifen. Während früher die Bauern ihre Aecker nur mit Reis bebauten und davon nicht mehr erzeugten, als nöthig war, um die ihnen auferlegten Zehnten und ihren eigenen Unterhalt zu bestreiten, verlocken die hohen Seidenpreise sie jetzt, Seide zu bauen und allen möglichen Gewinn aus ihren Ländereien zu ziehen. Der Reisbau nimmt ab, und die einfache Folge ist die Vertheuerung der Frucht und aller übrigen Lebensmittel. Das Volk leidet hierunter wenig oder gar nicht; der erhöhte Gewinn setzt die Produ-

centen in den Stand, auch ihre Bedürfnisse theuerer zu bezahlen und dem gewöhnlichen Arbeiter mehr Lohn zu geben. Der nicht producirende Adel mit seinem nur consumirenden Gefolge dagegen wird von dieser Veränderung der Verhältnisse empfindlich betroffen. Neue Steuern aufzulegen, dürfte bei den conservativen Institutionen des Landes ein sehr gewagtes Experiment sein und leicht Revolutionen herbeiführen, deren Ausbruch unvermeidlich scheint, aber so gefürchtet wird, daß man ihn wenigstens nicht durch eigene Anregung beschleunigen will. Die von der japanesischen Regierung nach Europa abgeschickte Gesandtschaft hat darum auch bei den Vertragsmächten alles aufgeboten, um die Oeffnung der Häfen von Jeddo und Osaka noch einige Jahre hinauszuschieben.

So despotisch die Regierung ist, kann sie sich doch nicht verhehlen, daß ihr Herrschsystem nicht länger bestehen kann, wenn sich neue Ideen und Anschauungen beim Volke Bahn brechen, die bei dem regern Verkehr mit dem Auslande unfehlbar kommen müssen. Außerdem begegnen wir in Japan derselben merkwürdigen Erscheinung wie in China. Es besteht nämlich auch hier eine Macht im Staate, die sowol der Kaiser als seine Vasallen fürchten, die öffentliche Meinung, und das Individuum hat im absolut despotisch regierten Japan bisweilen mehr Rechte als in constitutionellen Staaten Europas. Dafür mag ein Beispiel als Beleg dienen. Während unserer Anwesenheit in Nagasaki beabsichtigte die Regierung ein Hospital zu bauen. Der in japanischen Diensten stehende holländische Oberarzt Dr. Pompe hatte einen geeigneten Platz dazu ausgesucht und der Gouverneur seine Zustimmung ertheilt. Es war die Spitze eines Hügels, auf der sich ein armer Bauer angesiedelt und etwa einen halben Morgen Feld besäet hatte. Der Gouverneur ließ ihn ersuchen, das Land gegen den Werth des Bodens und der Ernte an die Regierung abzutreten. Er lehnte es ohne weiteres mit dem Bemerken ab, daß er erst

ernten wolle, was er gesäet. Man bot ihm das Doppelte und Dreifache; vergebens, er verharrte bei seinem Eigensinn und erklärte schließlich, das Land unter keiner Bedingung abzutreten. Der Gouverneur sah sich außer Stande, den Platz zu erzwingen. Ein Expropriationsgesetz existirt in Japan nicht, und die Regierung war genöthigt, einen andern und viel weniger geeigneten Platz für das Hospital anzukaufen.

Dieser Fall zeigt die Schwierigkeit, irgendeine Neuerung einzuführen, und die Daimios dürfen also nicht so leicht wagen, ihr Einkommen auf Kosten ihrer Unterthanen zu erhöhen. Es bleibt ihnen daher nichts übrig, als die Zahl ihres Gefolges sehr zu beschränken. Dies ist bereits mehrfach geschehen. Während unserer Anwesenheit entließ z. B. der Fürst von Mito 500 seiner Jakonins, die dadurch brotlos wurden und sämmtlich nach Jeddo kamen. Der Regierung erwuchsen auf diese Weise große Schwierigkeiten; der Kaiser oder vielmehr sein Ministerium — denn dieses allein regiert — bekam dadurch so viel Feinde mehr, da die Daimios nicht verfehlten, alle Schuld auf die Oeffnung des Landes und die Verträge zu wälzen, durch welche ihre Einkünfte beschränkt oder vielmehr ihre Ausgaben vermehrt und sie gezwungen seien, ihren Hofhalt zu vermindern. Fast wäre unser Vertrag daran gescheitert, und nur einem Ministerwechsel, der Männer an das Ruder brachte, die der Gesandtschaft nach Amerika beigewohnt und die Welt gesehen, außerdem Energie besaßen, hatten wir wahrscheinlich den Abschluß der Verhandlungen zu danken. Auch der Mord des amerikanischen Legationssecretärs Heusken wurde diesen entlassenen Jakonins in die Schuhe geschoben, und die Besorgniß der Regierung war so groß, daß die Gouverneure den fremden Gesandten dringend abriethen, sich an der Leichenfeier zu betheiligen, weil sie einen Angriff der Daimiopartei fürchteten. Die furchtlose Haltung der Gesandten und eine militärische Escorte von 120 preußischen

Seesoldaten und Matrosen nebst 30 holländischen Seesoldaten, erstere sämmtlich mit Zündnadelbüchsen und Revolvern bewaffnet, bewog wahrscheinlich die Daimios, den Zug ungehindert passiren zu lassen und einen geeignetern Zeitpunkt für die Ausführung ihrer Umsturzpläne abzuwarten.

Es ist aber noch ein anderer Umstand infolge der Verträge, der die Daimios und Beamten auf das tiefste erbittert, ihren Stolz am empfindlichsten verletzt und nothwendig zu einer Revolution führen muß. Vor Ankunft der Amerikaner hegte das gemeine Volk vor allen Höhern, vor den Daimios sowol wie vor den Jakonins, eine Ehrfurcht, die an tiefste Knechtschaft streifte. Ja diese Unterthänigkeit hat sogar zwei verschiedene Sprachweisen geschaffen, die man verschiedene Sprachen nennen könnte, von denen die eine, von Höhern zu Niedern gesprochen, hart, scharf und rauh, die andere, von Niedern gegen Höhere oder zwischen Gleichgestellten gebraucht, sanft, angenehm und melodisch ist. Wenn ein Untergebener einem Vorgesetzten begegnete, stand er auf der Straße still, hockte nieder, legte die Hände auf den Boden und beugte das Haupt, bis es fast die Erde berührte. In dieser Stellung verharrte er so lange, als der Höhere mit ihm sprach oder bei ihm vorbeipassirt war. Kam aber ein Daimio mit einem Zuge von Hunderten oder Tausenden an, so mußte sich alles auf die Erde werfen und mit dem Kopfe auf den Boden gedrückt bleiben, bis der Zug vorüber war. Hätte jemand gewagt, diesen Tribut der Ehrfurcht zu verweigern, nicht auf die Seite zu treten oder wol gar durch den Zug zu gehen, er wäre unfehlbar sofort niedergehauen worden, und sein Körper hätte als Probe für die Säbelschärfe aller Jakonins gedient. Die Europäer natürlich nahmen von den Zweibeschwerterten, mochten sie auch dem höchsten Adel angehören, nicht die geringste Notiz. Sie grüßten weder noch traten sie auf die Seite, und einzelne begingen sogar absichtlich die Ungezogenheit, mitten durch einen solchen Zug

zu reiten. Die Jakonins, welche, wie überall, als kleine Herren das gemeine Volk am meisten knechteten und für sich womöglich noch mehr Verehrung forderten als für die Fürsten des Landes, wurden sogar verächtlich behandelt und womöglich mit Fußtritten regalirt. Sie rächten sich zwar durch einzelne Morde, und in Yokuhama fielen binnen kurzem zwei holländische und zwei russische Offiziere durch ihre Hand, allein das durch die Drohungen der fremden Regierungen eingeschüchterte Gouvernement setzte diesen nächtlichen Ueberfällen bald ein Ziel, und die Revolver der Fremden thaten das Ihrige, um die Jakonins gleichfalls zurückzuschrecken. Sie wurden fortan nur noch wegwerfender behandelt. Dies verfehlte nicht, auf die gemeinen Japanesen Wirkung auszuüben. Das Volk gewöhnte sich allmählich daran, dies mit anzusehen, ohne, wie anfangs, in ein stummes Entsetzen zu gerathen; es begann das Entwürdigende seiner eigenen Knechtschaft zu fühlen, und das Einziehen eines neuen Geistes machte sich bald bemerkbar. Das Ansehen der Jakonins sank von Tag zu Tag, während das der bisher verachteten Kaufleute und Handwerker in gleichem Verhältnisse stieg. Waren doch fast alle in Japan ansässige Europäer Kaufleute! Jene wurden ärmer, weil ihr Gehalt bei den wachsenden Preisen der Bedürfnisse dasselbe blieb, diese von Tag zu Tag wohlhabender, und da Geld, wie überall, auch in Japan, wenn auch bei dem Kastengeiste etwas weniger, seinen Einfluß übt, fühlten die Jakonins ihre Stellung täglich mehr zusammenschrumpfen. Das einmal erweckte Selbstgefühl des Volks blieb jedoch hierbei nicht stehen, und nicht allein in Yokuhama, sondern auch in Jeddo sahen wir in den letzten Monaten die Leute nicht nur nicht ihr Haupt bis in den Staub beugen, wenn ein Daimio durch die Straßen zog, sondern sich schleunigst in die Häuser begeben, um sich ganz und gar der Verpflichtung zu entziehen.

Die Aristokratie müßte blind sein, um nicht überall durch-

zufühlen, daß ihre absolute Herrschaft sich ihrem Ende nähert. Es ist daher leicht erklärlich, daß sie mit verbissener Wuth auf die Fremden als die erste und einzige Ursache ihres Verfalls blickt und alle Anstrengungen macht, um die Regierung zu stürzen und den alten Zustand der Dinge wieder herbeizuführen. Sie hat jedoch bereits zu lange damit gezögert, und sollte sie den Kampf wagen, so kann er nur mit einer Niederlage der feudalen Partei endigen, da sich die Vertragsmächte auf Seite der Regierung stellen werden und müssen. Aber, auch ohne daß sie die Initiative gibt, wird sie unterliegen. Durch den wachsenden Handel und den beständigen Zustrom von Fremden bereitet sich mit schnellen Schritten eine sociale Revolution vor, und selbst ohne äußern Anstoß ist die Zeit nicht mehr fern, wo die geistig so weit vorgeschrittenen Japanesen die Fesseln der Knechtschaft ganz abschütteln und die Freiheit beanspruchen werden, welche sie nach Maßgabe ihres Culturzustandes ein Recht zu fordern haben.

Wie ich schon dargethan, sind die Häuser in Japan leichte, sehr feuergefährliche Bauwerke von Holz und Papier, sodaß eine Feuersbrunst ungemeinen Schaden anrichten muß. Zugleich aber hat die Besorgniß vor solchem Unglück zu sehr guten Löschvorrichtungen geführt, die zwar meistens privater Natur, aber nichtsdestoweniger wirksam sind. Vor jedem Hause oder auf dessen Flur stehen stets 10—12 große Kübel mit Wasser gefüllt, und in jeder Straße befindet sich ein 40 Fuß hohes Gerüst, zu dem eine Leiter hinauf führt und in dem eine Feuerglocke hängt. Sobald es irgendwo zu brennen anfängt, klettert ein Straßenwächter auf das Gerüst, schlägt die Glocke an und verkündet, da er die ganze Umgegend übersehen kann, dem Publikum, wo das Feuer ist. Die nächsten Straßen sind dann verpflichtet, sofort mit ihren sämmtlichen Kübeln dorthin zu eilen und zu löschen. Feuerspritzen gibt es zwar nicht in Japan, dagegen ist an Wasser kein

Mangel; überall in den Straßen sind Brunnen und fast jedes Haus hat eine Cisterne. Wie geschickt die Japanesen als Feuerleute sind, habe ich in unserm Gesandtschaftshotel zu bewundern Gelegenheit gehabt, in dessen Küche Feuer ausbrach. Sobald der Ruf ertönte, waren die Kulis auch schon mit Katzengeschwindigkeit auf dem Dache, hatten es theilweise abgedeckt, eine Wand eingeschlagen, und das Feuer war bereis gelöscht, als wir ankamen. Bei ruhiger Luft beschränken sich die Brände daher meistentheils auf ein oder zwei Häuser, bei Stürmen brennen jedoch häufig vier bis fünf Straßen nieder. Wir selbst erlebten am Neujahrsabend eine Feuersbrunst, die 600 Häuser in Asche legte, und vor 35 Jahren wurde fast ein Sechstheil von Jeddo ein Raub der Flammen, in denen nicht weniger als 1200 Menschen umkamen. Indessen ist eine solche Feuersbrunst in Japan nicht von so nachtheiligen Folgen begleitet wie bei uns, und kommt man nach vier Wochen an eine solche Brandstelle, so ist kaum noch eine Spur von der Verwüstung übrig. Die häufige Wiederkehr dieser Ereignisse, sowie die Erdbeben, haben die Industrie auf Abhülfe bedacht sein lassen, und die Zimmerleute haben auf ihren Plätzen dutzendweise Häuser fertig liegen. Da man ein Haus nur nach so und so viel Kin bestellt, kann man hier mit Recht sagen, sie werden nach der Elle verkauft. Das bischen Schutt, welches von einer solchen niedergebrannten Wohnung übrig bleibt, ist bald weggeräumt, das leichte neue Gebäude aber fast ebenso schnell hingestellt und mit seinen Matten ausstaffirt. In Yokuhama, das in einem Zeitraume von vier Jahren von einem Fischerdorfe zu einer Stadt von 20000 Einwohnern gewachsen ist, haben wir oft mit Staunen ganze Straßen erblickt, wo vor acht Tagen noch Sumpf war.

Was den japanesischen Häusern außer ihrer ungemeinen Sauberkeit und Zierlichkeit noch einen weit höhern Reiz gibt, ist der bei keinem fehlende Garten, und sei er auch nur so

groß wie ein Tisch. Wo Raum ist, liegt er hinter dem Hause, wo dieser mangelt, ist irgendein Plätzchen auf dem Hofe dafür ausgewählt und mit bewunderungswerther Sorgfalt und Zierlichkeit in Ordnung gehalten. Zierlichkeit ist überhaupt ein hervorstechender Charakterzug des Volks, der überall hervortritt in seinen Gebäuden, seinen Gärten, dem Hausgeräth, wie auch in seinen Manieren, und der den Fremden höchst angenehm berührt. Die Gärten sind Miniaturschöpfungen, plastische Modelle, aber mit so unendlicher Kunst der Natur nachgebildet, daß man in eine Liliputwelt einzutreten glaubt. Alles ist verzwergt, aber auch hier tritt der Contrast mit China lebendig hervor. Die Chinesen verzwergen die Bäume, um eine Spielerei zu haben und um zu künsteln. Es liegt dabei durchaus kein tieferes Gefühl zu Grunde. Ihr verdorbener oder vielmehr noch ganz unentwickelter Geschmack findet an allem Außergewöhnlichen und Unnatürlichen Gefallen, und je verzerrter die Formen, desto höhern Werth besitzt der Gegenstand in ihren Augen. Das ist der Grund, weshalb sie Bäume verzwergen, aber diese Bäume sind Krüppel, Kinder mit einem Greisenantlitz, und ihre Unnatur beleidigt unsern Schönheitssinn.

Der Japanese dagegen bezweckt mit seinen Gärten ganz etwas anderes. Sein kindlicher Sinn findet Freude an der Natur, und weil seine Geschäfte und andere Verhältnisse ihm nicht gestatten, sie täglich zu genießen, sucht er auf dem kleinen ihm vergönnten Raume sich ihr Abbild zu verschaffen. Er verzwergt die Bäume, um möglichst viel Platz zu gewinnen und Abwechselung in seine Schöpfungen zu bringen, aber er ist mit größter Aengstlichkeit bestrebt, der Natur ihre Schönheiten abzulauschen und sie in seinem kleinen Paradiese nachzuahmen. Seine angeborene Imitationsgabe kommt ihm dabei ungemein zu statten, und man weiß nicht, was man in den Gärten mehr bewundern soll, jenes Nachbildungstalent

oder den künstlerischen Schönheitssinn in der Zusammenstellung, oder die feine durch tiefes Gefühl bedingte Beobachtungsgabe. Die letztere ist wirklich ungemein groß und tritt nirgends frappanter hervor, als in den bildlichen Darstellungen von Thieren, namentlich Vögeln. Ich bin im Besitze mehrerer Bilderbücher aus Jeddo, deren Zeichnungen anfänglich ungemein roh erscheinen und nur mit wenigen Strichen auf das Papier geworfen sind. Bei näherer Betrachtung erstaunt man jedoch unwillkürlich über ihre außerordentliche Naturtreue. In dieser Beziehung sind es Kunstwerke, wie kein Volk sie so vielfältig producirt, und alle, die wir in Japan gewesen, haben die Ueberzeugung gewonnen, daß dies Volk bei einiger Anregung und weiterer Entwickelung eine ungeahnte Vollkommenheit in der Malerei erlangen wird. Während unsers Aufenthaltes in Jeddo im Winter konnten wir nur die Zierlichkeit und künstliche Anlage dieser Miniaturgärten bewundern; in Nangasaki jedoch, im schönen Monat Mai, prangten sie im Frühjahrschmucke in ihrer ganzen bezaubernden Lieblichkeit, und ich muß gestehen, daß mich später ein ordentliches Heimweh nach diesen wonnigen Plätzen beschlich, in denen ich täglich stundenlang zubrachte, um mich an ihrer Schönheit zu erfreuen.

22.

Die Tempelgebäude. Der Buddhismus in Japan. Die Sintoreligion, ihre Götterlehre, ihr Cultus. Die Sekte der Siodosie. Die Priesterschaft.

Die Gebäude, welche in japanischen Städten durch ihre romantische Lage stets die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich ziehen, sind die Tempel. Nach einer japanesischen Karte des ganzen Reichs gibt es deren nicht weniger als 149280, von denen 27000 auf die Sinto- oder ursprüngliche Landes-Religion und die übrigen auf den aus China eingeführten Buddhacultus kommen. Jene werden Mias, diese Tiras genannt und von letztern existiren vier verschiedene Arten nach den vier buddhistischen Sekten. Alle haben das miteinander gemein, daß ihre Erbauer die schönsten Plätze aussuchten, welche die Gegend bot und daß jedem Mangel in der Harmonie der Umgebung durch Kunst abgeholfen wurde. Was von den Gärten im kleinen gesagt ist, gilt im großen von den Umgebungen der Tempel; nur ist hier nichts verzwergt, sondern alles in natürlicher Größe belassen, weil keine Raumbeschränkung jenes nöthig machte. Eine Anhöhe mit einer schönen Aussicht auf das niedriger liegende Land oder das Meer, Gebüsche und Alleen von prachtvollen und durch Kunst zur üppigsten Blütenfülle gebrachten Ziersträuchern, Dickichte

von Bäumen mit verschieden gefärbten Blättern, Bambusgehölze, mächtige Fichten mit weit sich hinstreckenden horizontalen Zweigen, hoch emporstrebende Cedern, ein rieselnder Bach, sauber mit einfarbigen Kieseln belegte Pfade, fruchtbare Aecker, ländliche Einsamkeit und Stille — das sind die unerlaßlichen Eigenschaften, welche die Tempel beanspruchen. Die buddhistischen zeichnen sich dabei besonders durch ihre stattliche Bauart, ihre Höhe und Geräumigkeit, ihre Verzierungen mit kunstvollen Schnitzereien und Vergoldungen vor allen andern Gebäuden vortheilhaft aus.

Die japanesischen Buddhatempel unterscheiden sich wenig von den chinesischen, und ich kann mich deshalb ihrer nähern Beschreibung enthalten; nur sind sie viel freundlicher und sauberer. Die japanischen Buddhisten haben wol den Cultus, aber nicht den Schmuz ihrer chinesischen Nachbarn übernommen. Die Fußböden sind mit weißen Binsenmatten belegt, Altäre, Götzenbilder auf das brillanteste geschnitzt und vergoldet, und wenn schon in China eine große Aehnlichkeit zwischen katholischen und buddhistischen Observanzen auffiel, tritt sie in diesen Tempeln noch viel mehr zu Tage. Man denke sich statt der Götzen Heiligenbilder und setze ein Crucifix hinein, so hat man das Innere einer katholischen Kirche.

Der Buddhismus wurde 552 n. Chr. in Japan eingeführt und verbreitete sich bald so stark, daß er in wenigen Jahrhunderten nicht allein ein tolerirter, sondern ein anerkannter Cultus und Staatsreligion wurde. Das geistliche Haupt des Buddhismus ist der Sakia Hako. Er residirt in Miako und hat eine ähnliche Gewalt wie der Papst, nur daß er keine Heiligen kanonisirt. Der Hako ernennt die Tundie oder Aebte der Klöster, in denen alle buddhistischen Priester vereinigt sind, jedoch müssen diese Tundie von der Regierung bestätigt werden, die besondere Sorge trägt, daß sie sowol als der Hako ihren Einfluß lediglich auf geistliche Sachen beschränken.

Die Mias oder Sintotempel haben nur die schönen Umgebungen mit den buddhistischen Tempeln gemein; sonst sind sie weit unansehnlicher, kleiner und bedeutend weniger ausgeschmückt. Götzenbilder haben sie gar nicht, sondern über oder vielmehr hinter dem Altare hängt nur ein Spiegel, das Symbol des Kami oder Gottes, dem der Tempel geweiht ist. „Wer in diesen Spiegel sehen kann, ohne zu erröthen", lehrt die Sintoreligion, „der allein ist würdig, vor die Gottheit hinzutreten und ihr seine Verehrung darzubringen."

Sinto heißt Götterlehre und ist synonym mit Kami. Sin und Kami sind „Bewohner des Himmels" und bezeichnen die beiden mythologischen Götter- und Halbgötter-Dynastien, welche dem ersten weltlichen Herrscher und Civilisator Japans, Sin Mu, vorhergingen, von dem die Dairi oder geistlichen Kaiser abstammen. Sin Mu's Vorgänger war Tensio Daidsin, eine Halbgöttin. Sie wurde in Isje, einer Provinz an der mittlern Südküste Nipons, geboren, verrichtete viele wunderbare heroische Thaten und starb auch dort. Man errichtete ihr in ihrer Vaterstadt einen Tempel, der als genaues Modell für sämmtliche Sintotempel in ganz Japan dient, die deshalb einer wie der andere aussehen. Der Sintocultus ist in Bezug auf die Creirung von Halbgöttern überhaupt durchaus nie engherzig gewesen. Alle Heroen und Heiligen wurden als solche gastfrei aufgenommen, und auch Buddha genoß diese Ehre; ja er wurde oft mit Tensio Daidsin identificirt, und daher rührt die allgemeine und kaum trennbare Vermischung der religiösen Ideen in Japan, aber auch die Thatsache, daß bis zur Ankunft der Portugiesen nie religiöse Verfolgungen stattgefunden hatten. Jeder Halbgott hat nach japanesischen Ideen die Oberaufsicht über ein bestimmtes Paradies. So residirt einer in der Luft, der andere auf dem Meeresgrunde, der dritte in der Sonne, andere im Monde, in den Sternen u. s. w., und jeder Gläubige sucht

sich denjenigen aus, der ihm am besten zusagt. Daher rührt auch die große Menge der Tempel, die sonst gar nicht erklärlich wäre.

Der Gottesdienst besteht in Gebeten und Niederwerfen mit dem Gesicht auf die Erde. Beides ist aber sehr schnell abgethan. Der Gläubige hält eine Waschung in einem großen Wasserbecken, das sich bei jedem Tempel befindet, tritt vor den Tempel und schlägt dreimal an eine Glocke, um die Aufmerksamkeit des Gottes zu erregen. Dann klatscht er dreimal in die Hände, wirft sich auf das Gesicht nieder, betet in dieser Stellung einige Secunden, steht auf, wirft einige Kupfermünzen in den Almosenkasten, und ist fertig. Ueberhaupt ist die Sintoreligion heiterer und fröhlicher Art und betrachtet alles von der Lichtseite. Wahrscheinlich ist dies auch der Grund, daß der ernstere Buddhismus bald so großen Anhang gefunden hat. Die Sintoreligion macht aus ihren religiösen Feiertagen Freudenfeste und betrachtet Menschen in Sorge und Noth als ungeeignet zur Verrichtung ihrer Andacht. Der Buddhacultus dagegen wendet sich mehr an die bekümmerten Seelen, deren es überwiegend viele gibt, und diese fliehen Trost suchend zu ihm und seinen Tempeln.

Die Sintopriester leben nicht wie die buddhistischen in Klöstern und im Cölibat. Sie sind verheirathet und wohnen mit ihren Familien neben den Tempeln. Das Haar lassen sie lang wachsen und binden es zu einem Schopfe zusammen. Ihre Kleidung weicht von der der übrigen Japanesen nur bei Festlichkeiten oder religiösen Handlungen ab; dann tragen sie eine Art Talar mit gestickten Kragen und Aermeln und im Haar verschiedene Zierathen. Sie leben theils von den Almosen, welche die Andächtigen in den Tempeln opfern, theils von dem, was sie durch Wahrsagen oder Bettelei gewinnen. Auf ihren Bettelzügen legen sie eine besondere Tracht aus grobem weißen Baumwollenzeug an und setzen einen Hut

von Bambusflechtwerk mit sehr breitem Rande auf. Auf dem Rücken tragen sie einen offenen Schrank, in dem sich entweder das Modell eines Tempels oder das Bild eines Gottes befindet, und an einem um den Leib geschnallten Gurte führen sie eine Glocke, mit der sie vor den Thüren ihre Anwesenheit bekunden, indem sie zugleich Gebete absingen. Oft betteln sie so familienweise, und an einem bestimmten Feste, wo ihnen wahrscheinlich besondere Erlaubniß dazu gestattet ist, wimmeln die Straßen vollständig von ihnen.

Oefter begegnet man auch Processionen, wobei Götter mit Musik umhergetragen werden. Dieselben haben jedoch nicht das geringste Feierliche an sich, und wie es mir schien, machten sie auch auf die Japanesen keinen feierlichen Eindruck. Die Musik bestand aus einer großen Trommel, die in regelmäßiger Pause dreimal hintereinander angeschlagen wurde, und drei Clarinetten, die in schrecklichster Disharmonie eine unerkennbare Melodie spielten. Jeder dieser Clarinettenbläser hatte einen cylinderförmigen Korb über den Kopf gestülpt, der bis an das Kinn reichte und sein Gesicht verdeckte, während er selbst durch das Geflecht alles sehen konnte. Diese Menschen hatte ich schon mehrmals bemerkt, wie sie bettelnd umherzogen, und mir ihre sonderbare Tracht nicht erklären können. Auch gingen sie in Seide gekleidet, was durchaus nicht zu ihrer Beschäftigung paßte. Späterhin erfuhr ich, daß es degradirte Jakonins seien, die vom Dairi die Erlaubniß zum Betteln erhalten, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, und jenen Korb tragen, um nicht erkannt zu werden. Sie werden vorzugsweise zu solchen Processionen sowie zu Hochzeiten und Begräbnissen genommen, und ebenso wie man bei uns verschämten Armen gewöhnlich am reichlichsten Almosen spendet, scheint auch für diese Bettler das Mitgefühl am größten zu sein.

Außer den Bekennern des Sinto und Buddha gibt es

in Japan noch eine dritte Sekte: die Siodosin, Rationalisten, welchen fast alle hohe und gebildete Klassen angehören und die auf den Götzendienst mit Verachtung herabblicken. Da sie jedoch gesetzmäßig einer der beiden Staatsreligionen angehören müssen, beobachten sie äußerlich die Form des Sintocultus.

Die Priester des Buddha sowol wie die des Sinto stehen beim Volke in keiner höhern Achtung als in China und nehmen in Bezug auf wissenschaftliche Bildung auch keinen höhern Rang ein. Ihre ganze Beschäftigung besteht in der Ableierung von Gebeten zu bestimmten Tageszeiten oder bei bestimmten Gelegenheiten, und derselbe blödsinnige Gesichtsausdruck mit dem geistlosen Auge ist mir hier wie dort aufgefallen, bei den Buddhisten jedoch weit mehr als bei den Sintopriestern, die wenigstens doch ein Familienleben kennen und somit einen Lebenszweck haben, der einigermaßen ihre Geisteskräfte wach hält.

23.

Die Abstammung der Japanesen. Die Volkstracht. Die Frauen. Die Reinlichkeit des Volks. Die Bäder. Die japanesischen Begriffe von Schamhaftigkeit. Die Theehäuser als Bordelle. Die Geschlechtsliebe und die Stellung der Frauen. Höflichkeit und Anstandsformen. Eine japanesische Hochzeit. Das Concubinat. Kinder und Kindererziehung. Der Schulunterricht.

Auf den ersten Anblick scheinen die Japanesen demselben Volksstamme anzugehören wie die Chinesen, bald überzeugt man sich jedoch, daß man es mit einer ganz andern Rasse zu thun hat, wenngleich viele aus China eingeführte Sitten sie ihren Nachbarn sehr ähnlich machen. Den sichersten Beweis für die gänzlich verschiedene Abkunft der beiden Völkerschaften gibt aber die vergleichende Philologie. Die Sprachen zeigen weder in ihrem Bau noch in ihren Wurzeln die geringste Aehnlichkeit miteinander, vielmehr steht das japanesische Idiom einzig in der Welt da, und man hat bisjetzt keine Verwandtschaft mit irgendeiner andern Sprache entdecken können. Dieser Umstand läßt darauf schließen, daß der japanische Archipel trotz seiner Nähe am Festlande Asiens von diesem entweder nicht bevölkert wurde oder, wenn dies der Fall war, daß ein fremdes Volk ihn später eroberte und den besiegten Landesbewohnern seine Sprache aufzwang. Diese letztere Annahme ist die wahrscheinlichere, denn es ist nicht zu verkennen, daß die Bevölkerung aus zwei ganz verschiedenen

Rassen besteht, deren eine der Adel und deren andere das Volk vertritt. Wol überall übt Beschäftigung, Nahrung und Bildung einen bedeutenden Einfluß auf den Körper, und fast in jedem Lande unterscheidet sich die Aristokratie von dem niedern Volke durch feinere Körperformen und edlere Gesichter; jedenfalls erstreckt sich aber der Einfluß einer höhern Bildung und günstigern Lebenslage nicht so weit, daß er einem Gliede eine ganz bestimmte und unveränderliche Form gäbe. Dieser Erscheinung begegnen wir bei den Japanesen, und man kann hier in der eigensten Bedeutung des Wortes sagen, man sieht es ihnen an der Nase an, zu welcher Klasse, der höhern oder niedern, sie gehören. Die Nase des Adels ist nämlich eine Art römische, die zwar etwas breit, aber eine scharf ausgesprochene und abwärts gebogene Spitze hat, wogegen die des Volks stumpf aufgeworfen und dick ist. Die Backenknochen treten bei beiden Klassen weit hervor, der Mund ist groß, dagegen sind die Lippen bei dem Adel lange nicht so wulstig, und sein Gesicht gewinnt dadurch an Feinheit. Die Augen sind bei beiden geschlitzt und schräg liegend, aber nicht so stark wie bei den Chinesen; die Hautfarbe ist jedoch dunkler als bei diesen, wahrscheinlich durch den Einfluß der Sonne. Die Gestalt des Adelichen ist im allgemeinen fein geformt und übersteigt nicht die Mittelgröße, während man unter dem niedern Volke sehr große und ungemein muskulös gebaute Körper findet, die an ein Athletengeschlecht erinnern. So zeigt sich in allem ein Unterschied zwischen den beiden Volksklassen, welcher groß und zu stereotyp ist, um zufällig oder das Resultat einer verschiedenen Lebensstellung zu sein. Vielmehr kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß der Adel das Land erobert hat, indem er aus einem andern Welttheile, nicht aus Asien, einwanderte. Man schwebt bisjetzt im Dunkeln über seinen Ursprung, aber wahrscheinlich würde eine genauere Vergleichung mit den nordamerikanischen Indianern westlich vom

Felsengebirge herausstellen, daß letztere mit dem japanesischen Adel einerlei Stammes sind. Vor der Abschließung des Landes waren die Japanesen als kühne und unternehmende Seeleute bekannt. Sie beunruhigten als gefürchtete Freibeuter den ganzen Indischen Archipel, erschienen auf Java und setzten Könige von Siam ein und ab. Wie leicht möglich ist es, daß die Eroberer des Landes auch von Amerika nach Japan herüberkamen. Jene Indianer sind ebenso kühne Seeleute, wenn sie sich jetzt auch nur auf Fischerei beschränken. Ihr hohes Selbst- und feines Ehrgefühl finden wir auch bei den Japanesen. Die gebogene Nase, die geschlitzten Augen und die Hautfarbe stimmen bei beiden überein, und ebenso findet sich viele Uebereinstimmung in ihren Sitten und Gebräuchen sowie in ihrem ganzen Charakter. Bei jenen Indianern wird die Schönheit ihrer Frauen im Vergleich zu denen der andern Stämme gerühmt, und ebenso ist bekannt, daß diese bei vorgerücktem Alter eine Neigung zum Fettwerden haben. Ganz dasselbe findet man in Japan, und es dürfte für die Wissenschaft wol von Interesse sein, auch die Sprachen zu vergleichen.

Die Tracht der Japanesen ist sehr einfach. Die der Männer besteht aus einem bis auf die Knöchel reichenden Rocke, der sich von unsern Schlafröcken nur durch kürzere, bis an die Elnbogen reichende Aermel unterscheidet. Dieser wird vorn übereinander geschlagen und mit einer Schnur zusammengehalten. Er ist je nach der Lebenslage des Besitzers von Baumwolle oder Seide und fast immer dunkel und einfarbig oder ganz fein carrirt. Ebenso wird er der Jahreszeit angemessen leichter oder dicker wattirt getragen. Die Beinkleider sind beim niedern Volke gesetzmäßig eng anschließend und stets von Baumwolle, bei dem Adel und allen Beamten von Seide und weit. Ueber dem Rocke wird von den Wohlhabenden stets eine auf die Hüften fallende Jacke

getragen, deren sehr weite Aermel mit Taschen versehen sind, in denen die kleinen Bedürfnisse, wie Papier zu Taschentüchern u. s. w., aufbewahrt werden. Hemden sind unbekannt. Die Füße stecken in baumwollenen weißen Strümpfen, über die jedoch das Beinkleid bis auf den Knöchel fällt. Diese Strümpfe haben eine besondere Abtheilung für die große Zehe, um zwischen dieser und den übrigen Zehen den Bügel der Strohsandalen festzuhalten, die unveränderlich von jung und alt, reich und arm, Adel und Volk, Kaiser und Bettler getragen werden. Sie sind äußerst kunstlos und billig und werden unterwegs ohne weiteres weggeworfen und durch neue ersetzt, die man für einen Groschen in verschiedenen Läden jeder Straße kaufen kann. Bei schmuzigem Wetter werden statt der Sandalen Holzgaloschen getragen. Diese sind ebenso einfach, bestehen aus einem horizontalen Fußbret und zwei daruntergenagelten perpendikulären Bretchen von 3—4 Zoll Höhe. Es gehört nicht wenig Geschicklichkeit dazu, auf diesen hohen Dingern zu gehen, immer aber bleiben sie unsicher, und man muß stets balanciren, was der Figur ein groteskes Ansehen gibt. Da alles diese Galoschen benutzt, so denke man sich eine Compagnie Soldaten damit versehen und militärische Evolutionen machend.

Die Japanesen tragen ebenfalls einen Zopf, aber dieser ist von dem chinesischen sehr verschieden. Sie scheren nur den Vorderkopf bis an den Scheitel, während sie das übrige Haar lang wachsen lassen. Dieses wird von hinten nach dem Scheitel gekämmt und, zu einem Zöpfchen von der Form und Größe eines Fingers gebunden, mit Pommade sehr glatt gemacht und nach vorn übergelegt. Hüte werden im allgemeinen nur bei officiellen Gelegenheiten getragen, und dann sind sie wie die chinesischen von Bambusgeflecht und konischer Form.

Die Kleidung der japanischen Frauen unterscheidet sich wenig von der der Männer. Ihr Hauptkleidungsstück ist der



Zu II, 67.

Japanesische Mädchen.

erwähnte Schlafrock aus Seide oder Baumwollenzeug und wattirt. Er wird übereinander geschlagen und mit einem breiten Seidengürtel zusammengehalten. Um den Oberkörper ziemlich lose hängend, zieht man ihn unten straff um die Glieder, sodaß die freie Bewegung der Füße gehemmt wird und die Schönen einen watschelnden Gang annehmen. Statt der Beinkleider tragen die Frauen einen Rock oder vielmehr ein dünnes Tuch, das um den Unterkörper geschlagen wird und alle Unterröcke vertritt. Während die Männerröcke stets einfarbig und dunkel sind, gefallen sich Frauen und Mädchen in den lebhaftesten Farben und Mustern, in deren Auswahl sie großen Geschmack zeigen. Aermel und Kragen sind vielfach gestickt. Ebenso kostbar wie oft der Rock ist auch der über einen Fuß breit getragene Gürtel. Bei jedem jungen Mädchen wird die Schleife dieser Schärpe hinten, bei Frauen vorn getragen. Die nebenstehende Zeichnung, nach einer Photographie gefertigt, zeigt drei japanesische Mädchen des untern Bürgerstandes in gesellschaftlicher Kleidung.

Die Natur hat alle Japanesinnen mit einem prachtvollen Haarschmuck beschenkt. Dies wird von ihnen auch dankend anerkannt, und der Aufputz des Kopfes bildet ein Studium und eine Kunst des schönen Geschlechts. Mag eine Japanesin noch so arm, mit Lumpen bedeckt oder häßlich sein, begegne man ihr früh morgens oder spät abends, in den Straßen der Hauptstadt oder in der ärmlichsten einsamen Hütte am Bergabhange, stets wird sie ihr Haar sauber gekämmt, mit Blumen oder einem Stückchen Krepp verziert und zu jenem eigenthümlichen Knoten geschürzt haben, der ebenso hübsch als geeignet ist, die Schönheit und reiche Fülle des Haares auf das vortheilhafteste zur Schau zu tragen.

Weder Männer noch Frauen machen sich das Haar selbst. Bei jenen besorgt es der Barbier, bei diesen entweder die Dienerin oder ein anderes weibliches Wesen. Da die Her-

stellung der Coiffüre jedoch stets eine Arbeit von mehreren Stunden ist, so wird sie nicht täglich erneuert, und um sie während der Nacht keinen Fährlichkeiten auszusetzen, hat man jene sonderbaren Kopfkissen erfunden, von denen ich weiter oben gesprochen und in denen nur der Nacken ruht.

Eine Unterscheidung in der Haartracht wie in China zwischen Frauen und Jungfrauen wird in Japan nicht gemacht. Die fünfjährige Enkelin trägt das Haar wie ihre Großmutter, die Gemahlin des Gouverneurs wie die Frau des Kuli, nur mit dem Unterschiede, daß die unendlich vielen Spangen, Nadeln, künstlichen Blumen u. s. w., von welchen das Haar starrt, dort von Gold, Silber und Schildpatt, hier von Rauschgold, Zinn und Knochen gefertigt sind.

Eine Kopfbedeckung haben die Japanesinnen nie; sie würde die zarte Structur des Haarschmucks bedrohen. Bei der Trauer sollen die Frauen von Kopf bis zu Fuß in grobe Leinwand gehüllt, überdies auch der Kopf mit einer Mütze bedeckt sein; diese wird jedoch nur ganz leise aufgelegt.

Die verheiratheten Frauen erkennt man an zwei Merkmalen, durch welche sie sich nach der Hochzeit auszeichnen und entstellen: sie rasiren die Augenbrauen ab und färben ihre Zähne schwarz. Das Färben der Zähne mag vielleicht in frühern Zeiten, als die Japanesen noch mit andern Ländern verkehrten, aus dem Indischen Archipel überkommen sein, jedoch ist es wahrscheinlicher, daß es ebenso wie das Rasiren der Augenbrauen nur vorgenommen wird, um zu entstellen.

In Japan hat jeder Vorgesetzte das Recht, sich die Frau seines Untergebenen zu nehmen, wenn sie ihm gefällt. Um diesem Gefallen vorzubeugen, haben die armen Männer jene Moden erfunden. Einen Vorzug behalten die Japanesinnen aber doch vor den malaiischen Weibern, sie kauen keinen Betel, und da lassen sich die schwarzen Zähne schon eher ertragen. Dagegen sind sie aber wie ihre Männer leidenschaft-

liche Raucher. Doch die eleganten Miniaturpfeifen mit Metallspitzen und Köpfen, nicht größer als der Nagel am kleinen Finger, haben nichts Widerliches. Die Tabackstasche von gepreßtem lederartigen Papier und das Futteral aus gleichem Stoff sind zierlich und elegant wie die Pfeife selbst, und das Rauchen wird auch gerade nicht übertrieben. Zwei, drei Pfeifen und aus jeder nur zwei, drei Züge, damit ist dem Drange Genüge geschehen. Die Pfeife wird sorgfältig in ihren Behälter zurückgebracht und dieser an einen ebenso fein als bizarr geschnitzten Knopf aus Elfenbein oder hartem Holz an den Gürtel gehängt oder bis auf weiteres in diesen selbst gesteckt.

Ich glaube, es gibt kein Land in der Welt, wo sich die Frauen und Mädchen nicht schminken oder bemalen, und Japan macht keine Ausnahme. Bei uns trägt man gemeinlich roth auf; in den tropischen Colonien ist Blässe anständig, und die Europäerinnen und Halbblutdamen schminken sich da weiß. Die Chinesinnen malen ihre Lippen roth, die Japanesinnen dagegen schminken ihr ganzes Gesicht, Hals und Nacken bis über die Schulter weiß und die Backen und Lippen roth. Von weitem macht das einen sehr guten Effect, in der Nähe ist es oft störend, weil die Farben gewöhnlich zu stark aufgetragen werden. Ein außergewöhnlicher Schmuck bei jungen Mädchen ist noch das Vergolden der Lippen, nach japanischen Begriffen wahrscheinlich bezaubernd, nach unsern häßlich und entstellend. Da läßt man sich noch eher die goldenen Zähne gefallen, die malaiische Stutzer sich einsetzen. Aber man denke sich einen schwellenden Mädchenmund mit goldenen Lippen!

Sind schon die japanesischen Männer kein häßlicherer Menschenschlag als die Chinesen, so dürfen die Frauen sich dreist mit ihren Nachbarinnen in die Schranken stellen. Während man in China lange nach einem hübschen Gesicht zu suchen hat, sieht man in Japan wenig häßliche, und wir haben

in Nangasaki zwei junge Mädchen kennen gelernt, die selbst in europäischen Salons als Schönheiten allgemeine Bewunderung erregt haben würden. Beide waren gewöhnliche Bürgerstöchter. Die eine wurde bei einer Spaziertour in einem Fischerdorfe, Mogi, entdeckt, hieß fortan „das schöne Mädchen von Mogi", und alles wallfahrtete nach dem Dorfe, um das reizende Kind zu sehen und zu bewundern, zu nicht geringer Freude der Mutter, die nicht nachließ, jedem mit Stolz zu erzählen, daß sie die Mutter sei. Daß es in den höhern Kreisen nicht an Schönheiten fehlt, sahen wir an einer Photographie von einer der Töchter des Gouverneurs von Nangasaki, die von einem Japanesen aufgenommen war und uns gezeigt wurde. Gegen diese frischen, blühenden Gesichter kommen einem die meisten Chinesinnen mit ihren eingefallenen farblosen Wangen wie Todtenköpfe vor. Ich habe hier nämlich noch zu bemerken, daß die Japanesinnen von Natur einen viel weißern Teint als jene und, selbst ungeschminkt, schöne rothe Backen besitzen, was man in China nie findet. Dabei ist alles so sauber, reinlich und appetitlich, d. h. im Durchschnitt, daß man sich in das ganze Land verliebt. Freilich gibt es auch Ausnahmen, und ein Fischerdorf in der Nähe Nangasakis modificirte meine Ansichten in etwas. Bis dahin war ich von der allgemeinen Reinlichkeit der Japanesen aufs höchste entzückt; hier fand ich es jedoch tout comme chez nous unter ähnlichen Verhältnissen. Erbärmliche Hütten, wie ich sie kaum schlechter in China gesehen, zerlumptes schmuziges Volk, ungewaschen und ungekämmt, voll von Ungezièfer. Ob vielleicht eine Calamität, Erdbeben oder Brand die Leute so zurückgebracht hat? Jedenfalls war dies aber das einzige Dorf, welches ich in einem solchen Zustande sah, und ich muß im allgemeinen dabei stehen bleiben, daß die Japanesen so reinlich sind wie kein zweites Volk der Erde.

Allabendlich, Winter oder Sommer, wird ein warmes Bad

genommen und der ganze Körper gründlich abgeseift. Jedes einigermaßen anständige Haus besitzt eine Badeanstalt mit kalten, warmen und Dampfbädern, und für Fremde und diejenigen, welche kein eigenes Haus haben, gibt es eine große Zahl öffentlicher Bäder. Die Privatbäder liegen im Hofe, sind 4 Fuß hohe gemauerte Cylinder, von ungefähr 3 Fuß Durchmesser, unter denen ein Herd sich befindet. Oft sitzt die ganze Familie darin, und das Wasser wird so heiß genommen, daß sie roth wie gekochte Krebse herauskommen. Da jedoch, wie schon bemerkt, die Häuser mit ihrem ganzen Innern von der Straße übersehen werden, so wird der Vorübergehende unwillkürlich Augenzeuge dieser Familienscenen, und zwar aus nächster Nähe, ohne daß irgend Vorkehrungen dagegen getroffen wären. Ebenso baden in den öffentlichen Bädern Männer, Frauen, Kinder, Greise, junge Mädchen und Jünglinge, alles ungenirt mit- und durcheinander. Die Frauen werden von männlichen Badewärtern bedient und abgewaschen und es ist weder von Schwimmhosen noch Bademänteln die Rede. Ueberhaupt zeigt sich nach dieser Richtung hin die Kehrseite des japanesischen Charakters. Es ist das liebenswürdigste, freundlichste, wohlerzogenste und höflichste Volk; aber Scham und Sittsamkeit sind Begriffe, die sie nicht kennen und wofür wahrscheinlich ihre Sprache nicht einmal einen Ausdruck besitzt.

Man sagt zwar, naturalia non sunt turpia, aber alles hat seine Grenzen. Obwol wir durch frühere Reisebeschreiber schon etwas vorbereitet waren, wurden unsere Vorstellungen von der Wirklichkeit doch weit übertroffen. Oft waren wir ganz erstarrt, und selbst wenn die Delicatesse es erlaubte, einzelne Scenen, die wir erlebt, wiederzugeben, würde man mich geradezu der Unwahrheit bezichtigen, ohne daß ich es jemand übel nehmen könnte. Ich selbst würde es nicht glauben, wenn ich es nicht gesehen hätte. Anfänglich waren wir

wirklich in Zweifel, was wir davon denken sollten, und sehr geneigt, hier eine paradiesische Unschuld zu suchen, aber freilich überzeugten wir uns später, daß es in Japan überhaupt keine Unschuld in unserm Sinne gibt. Die Naturalia und ihr Studium scheinen einen Theil der Schulbildung auszumachen; die obscönsten Gegenstände, bildlich und plastisch dargestellt, hängen als Spielzeug öffentlich in allen Läden. Der Vater bringt diese Dinge seinen Töchtern, die Mutter ihren Söhnen, der Bruder seinen Schwestern, und das Kind von 10 Jahren ist schon mit allen Mysterien der Liebe so vertraut wie bei uns kaum eine Matrone. Man müßte die Japanesen als verworfenes Gesindel bezeichnen, wenn man sie einseitig nach diesem Maßstabe beurtheilen wollte. Das darf man jedoch nicht; die Japanesen sind schamlos, aber nur weil sie nicht wissen, was Scham ist. In Japan verstößt es z. B. nicht gegen die Sitte, wenn ein junges Mädchen in die nach der Straße mündende Thür eines Badehauses tritt und sich mit einem Vorübergehenden unterhält, während sie sich abtrocknet oder Kühlung zufächelt. Niemand findet etwas darin, und ich glaube, man hat dabei nur aus der Noth eine Tugend gemacht. Die ganze arbeitende Klasse der Handwerker und Kuli geht bis auf einen schmalen Gurt um die Hüften im Sommer vollständig nackt, und ebenso zwingt die Hitze die Frauen, sich im Hause oder bei der Arbeit des nationalen Rocks zu entledigen, wo dann nicht viel übrig bleibt. Scham ist ein Begriff, der nicht nur durch feineres Gefühl, sondern ebensowol durch das Klima modificirt wird; je wärmer das Klima, desto weniger genirt man sich und kann man sich in der Kleidung geniren. Man würde in Deutschland und England ein schönes Geschrei erheben, wenn uns die Dame vom Hause bei einer Morgenvisite nur mit einem Sarong und einer Kabaie bekleidet und barfuß in Pantoffeln empfinge, wie dies in den tropischen Colonien bei allen Europäerinnen

Sitte ist. Die Japanesen haben sich daher wahrscheinlich gesagt: „Wozu sollen wir eine Sitte forciren, die nicht zum Klima paßt?“ So denke ich es mir wenigstens, und die Richtigkeit dieser Annahme geht mir eben aus der so ganz und gar ungenirten Behandlung der Naturalia hervor. Die Oeffentlichkeit, mit der man in allen diesen Sachen zu Werke geht, ist der beste Beweis, daß hier Sitte ist, was bei uns Unsitte. Ueberhaupt aber frappirt es uns nur darum so sehr, weil die Japanesen uns an Körper und Geist näher stehen als z. B. Neger, Indianer, Malaien, deren Nacktheit und moralische Zustände wir von vornherein mit ganz andern Augen betrachten. Befinden wir uns jedoch in Gesellschaft von Menschen, deren Umgangsformen fast europäisch sind, und die sich überhaupt durch feines, taktvolles Benehmen — nach unsern Begriffen — auszeichnen, so legen wir unwillkürlich unsern Bildungsmaßstab in jeder Beziehung an, und es muß uns ebenso fremd als unangenehm berühren, plötzlich auf etwas zu stoßen, was sich von unsern gewohnten Anschauungen so weit entfernt.

Man kann sich aber darauf verlassen, die Japanesen sind darum nicht schlechter als andere Menschen, weil sie andere Begriffe von Sittsamkeit und Schamhaftigkeit haben. Niemand, der das liebenswürdige Volk näher kennen gelernt, wird ihm ein Verbrechen daraus machen, etwas Natürliches öffentlich zu behandeln, was bei uns die Sitte zu verschleiern trachtet.

Ganz im Einklange mit jenen Ansichten steht die Einrichtung der Theehäuser in Japan. Die Theehäuser sind Restaurationen und stets Bordelle, in denen man 20—40 und mehr Mädchen findet. Nur ist zwischen diesen und ähnlichen Anstalten bei uns der bedeutende Unterschied, daß jene sämmtlich unter genauer Controle der Regierung stehen, und die Mädchen durch ihr Gewerbe durchaus nicht entehrt werden, während diejenigen Frauenzimmer, welche außerhalb der

Theehäuser Prostitution treiben, bei den Japanesen gerade so verachtet sind wie bei uns. Man sieht also, auch in Japan gibt es Sittsamkeit und Scham, nur sind die Grenzen dieser Begriffe sehr enge gezogen. Die Theehäuser darf man, so paradox dies manchem auch klingen mag, als Pensions- und Erziehungsanstalten für junge Mädchen aus unbemittelten Bürgerfamilien betrachten. Arme Aeltern, die eine Menge Kinder haben und voraussichtlich sie nicht gut ernähren können, geben ihre Töchter vom neunten oder zehnten Jahre an auf eine bestimmte Reihe von Jahren, gewöhnlich zehn oder zwölf, in ein Theehaus. Dies geschieht contractlich unter Aufsicht des Staats, der die den Aeltern zu gewährende Entschädigung bestimmt und gewissermaßen die Vormundschaft der Kinder übernimmt. Die Theehäuser sind Restaurationen und die Clubs der jungen Männer, die sie der Mädchen wegen besuchen. Es liegt deshalb im Interesse der Wirthe, nicht allein hübsche Mädchen zu halten, sondern sie auch so gut als möglich zu erziehen, ihre etwaigen Talente auszubilden und durch sie Gäste anzulocken. Es wird daher auf die Erziehung der Mädchen alle Sorgfalt verwandt. Sie lernen nicht nur alle weiblichen Fertigkeiten und werden zu guten Hausfrauen herangebildet, sondern man unterrichtet sie auch in Musik, Tanz, Lesen, Schreiben, wie sie es im älterlichen Hause nie würden erlangt haben. Mancher Bürger der Mittelklasse holt sich Frauen aus diesen Theehäusern, und diese stehen unter ihren Mitmenschen fortan ebenso geachtet da, als ob sie als Jungfrauen das Haus ihres Bräutigams betreten hätten.

In Yokuhama hat die Regierung allein für die Fremden ein Theehaus, das sogenannte Gankyro, bauen lassen, das, auf prachtvolle Weise eingerichtet, fast an europäische Städte erinnert. Es enthält nicht weniger als 300 Zimmer und ebenso viele Mädchen, die in drei verschieden taxirte Klassen

zerfallen. Regierungsbeamte leiten die Verwaltung dieser Anstalt, und in ihren Händen ruht der geschäftliche Theil des Etablissements. Gewiß steht diese Sache auch einzig in der Welt da, die Regierung als Bordellwirth! Was läßt sich darüber sagen? Es ist einmal so Sitte, man findet nichts darin, und ihr Ansehen beim Volke leidet nicht darunter.

Trotz alledem zeichnen sich die Japanesinnen, mögen sie in einem Theehause oder in einer Familie erzogen sein, durch ein sittsames Aeußere und feines Benehmen aus. Ein Frauenzimmer ohne Scham bei uns wird gemein, ekelhaft und verräth ihren Charakter durch ihr Benehmen. Den Japanesinnen ist Takt und Grazie angeboren, sie verleugnen sie nie und werden nie gemein. Ob die Ehen, deren Bräute die Theehäuser liefern, sehr glücklich werden, lasse ich dahingestellt sein; es ist schwer, darüber richtig zu urtheilen. Allein nach allem, was ich vom Gemüthsleben der Japanesen in Erfahrung habe bringen können, ist Liebe selten oder nie das Motiv einer Ehe, und oft machten die Frauen und Mädchen den Eindruck, als wäre Liebe ihnen ein unbekanntes Gefühl. Ich habe wol Aeltern ihre Kinder und diese umgekehrt ihre Aeltern liebkosen sehen, aber nie dergleichen bei Eheleuten wahrgenommen, und die Europäer, die in Kanagava und Nangasaki jahrelang mit Japanesinnen wie Mann und Frau lebten, also wol ein Urtheil darüber haben konnten, waren auch der Ansicht, daß Japanesinnen Liebe in der edlern Bedeutung des Wortes gar nicht kennen. Man kann ihnen jedoch keinen Vorwurf daraus machen. Aeltern- und Kindesliebe pflanzt die Natur auch den Thieren ein. Was aber die Geschlechtsliebe an edlen Regungen und feinem Gefühl besitzt, ist Resultat der Erziehung, der Bildungsstufe, der Gesetzgebung und der Religion. Wahre Liebe ist undenkbar ohne feines Schamgefühl; ein Mädchen, das aus irgendwel-

chen Gründen dies nicht besitzt, kann weder Liebe fühlen noch geben, und ein Ehegesetz, das dem Mann gestattet, beliebig viel Frauen zu nehmen, kann Liebe nicht wecken. Die japanischen Frauen nehmen in der Familie nicht die bedeutende Stellung ein wie in China, sind jedoch keineswegs die Sklavinnen des Mannes, wie es im übrigen Orient der Fall ist, sondern stehen ihm in der Häuslichkeit und bei der Erziehung der Kinder helfend zur Seite, und wenn auch Liebe nicht die Gatten bindet und Glück in das Haus zieht, scheint die Ehe doch beiderseitig hoch genug geachtet zu werden, um sie nicht durch jene Ausbrüche von Roheit und Gemeinheit zu beflecken, die man in unsern civilisirten Staaten leider so häufig findet. Daß ein Mann seine Frau mishandelt, kommt nie vor, ja nicht einmal Zank oder Schimpfworte verletzen die Anstandsformen, die Erziehung und Herkommen zum Gesetze erhoben haben und die im äußerlichen Leben auf eine Weise beobachtet werden, wie man es wol nirgends anders findet. Sie sind allen Schichten der Gesellschaft eigen, und zwei bekannte Straßenkehrer oder Dienstmädchen begrüßen sich auf dieselbe höfliche und originelle Art wie Personen aus den höhern Ständen. Begegnen sich z. B. ein paar Bekannte auf der Straße, so bleiben sie einige Schritte voneinander entfernt stehen, bücken sich, legen die Hände auf die Knie und reiben, unter beständigen Verbeugungen und dem japanischen „Oheio anneta“ und „Saginada“ (Guten Tag und Leben Sie wohl!), ihre Schienbeine auf und nieder. Dabei ist der Ton der Sprache leise, sanft und von einem wiederholten Einziehen des Athems durch die Zähne begleitet, das ein zischendes Geräusch macht und stets von Gleichgestellten gegeneinander oder von Untergebenen gegen Höherstehende beobachtet wird. Wollen die Betreffenden dagegen miteinander sprechen, so hocken sie beide nieder, stützen sich auf die flach auf den Boden gelegten Hände und halten in dieser Lage, mit dem Kopfe nieder- und

etwas seitwärts gebogen, ihre Unterredung, ohne sich jedoch anzusehen. Die Männer halten die Hände dabei auswärts, die Frauen nach innen gelegt. Natürlich wird diese Ceremonie in gewissen Fällen, wenn es z. B. geregnet hat, beschränkt, um sich nicht die Hände zu beschmuzen, aber bei trockenem Wetter kann man derartige Begrüßung in jeder Straße häufig wahrnehmen.

Die Heirathen in Japan sind unter den höhern Ständen stets Convenienzheirathen; bei den Mittelklassen waren sie es bis vor nicht langer Zeit ebenfalls, und der Bräutigam sah seine Braut zum ersten male, wenn sie am Hochzeitsabend sein Haus betrat, es sei denn, daß er sie sich aus einem Theehause gewählt hätte. Jetzt sieht er sie zwar schon früher, aber die Heirath bleibt eigentlich immer noch das Resultat kluger Berechnung, und Neigung spielt dabei nur eine untergeordnete Rolle.

Die meisten Sitten der Japanesen sind auf die chinesischen begründet und als solche reich an Etikette. Je höher die Person in gesellschaftlicher Beziehung steht, desto weitläufiger ist das Ceremoniell, während man bei der bürgerlichen Klasse etwas weniger Umstände macht. Ich habe keine Gelegenheit gehabt, eine Hochzeit mit anzusehen; die nachstehende Beschreibung habe ich jedoch von Augenzeugen und gebe sie, wie sie mir erzählt ward, mit der Bemerkung, daß hier von der Mittelklasse die Rede ist, zu der Kaufleute und Handwerker gehören.

Wie in China, wird die ganze Verhandlung durch Mittelspersonen eingeleitet, die entweder die Sache geschäftsmäßig treiben oder aus dem Kreise der Verwandten dazu gewählt werden. Jedoch fallen alle Wahrsagerförmlichkeiten fort, denn die Japanesen sind viel zu aufgeklärt, um sich von diesen Gaunern das Geld aus der Tasche locken zu lassen. Ist die Sache abgemacht, so schickt der Vater des Bräutigams dem

Vater der Braut Geschenke, die der Vermittler überbringt und dafür Gegengeschenke empfängt.

Alsdann wird die Aussteuer der Braut bereitet, die genau vorgeschrieben ist, und aus folgenden Sachen besteht: Ein weißes Hochzeitskleid mit gold- und silbergestickten Kragen und Aermeln; vier andere Kleider, roth, schwarz, gelb und weiß; verschiedene andere vollständige Anzüge; ein dicker mit Pelz gefütterter Rock, als Nachtkleid; Matratzen, Kopfkissen, Handschuhe, Teppiche, Handtücher, ein Mantel, ein Sänftenüberzug; ein Sack mit getrockneten Kräutern, die in das Waschwasser gestreut werden, ein Beutel mit Zahnstochern, ein Bund Haarschnüre, ein Handspiegel, eine kleine Kiste mit Medicin, ein Kästchen beste Schminke für die Lippen, mehrere Rollen Packpapier, ein Packet Briefpapier, eine Art Harfe, Kollo genannt, eine Guitarre, ein Schreibzeug, ein Nadelkissen mit verschiedenen Arten Nadeln, ein Kasten mit Kämmen, eine Kruke mit Mixtur, um die Zähne schwarz zu färben, Zangen zum Brennen der Haare, Scheren, ein Briefkasten, ein Kasten mit Rasirmessern, ein Platteisen, einige Körbe und Gefäße, ein kleiner Dolch mit weißer Scheide in einem Futteral (ein Talisman gegen böse Geister und Ausdünstungen), Höflichkeitskarten von buntem Papier mit Gold oder Silber brochirt, die um Geschenke gewickelt werden, Nosi oder eßbares Seegras, von dem ebenfalls jedem Geschenke ein Stückchen angeheftet wird, Seidenzwirn, Bambusstangen, um Zeug darauf zu trocknen, verschiedene Sorten Fächer und — eine Bank, um die Elnbogen darauf zu stützen, wenn die Hausfrau nichts zu thun hat. Dazu kommen noch verschiedene Bücher, Erzählungen, Gedichte, ein Buch über die Pflichten einer verheiratheten Frau und ein anderes über die Etikette bei der Hochzeitsfeierlichkeit.

Wenn diese Aussteuer fertig ist, werden der Vermittler und seine Frau in das Haus des Brautvaters geladen und

ihnen zu Ehren ein Mahl angerichtet. Ein glücklicher Tag wird bestimmt und an ihm die Aussteuer nebst einem Verzeichniß der Gegenstände gegen Quittung in das Haus des Bräutigams geschickt.

Am Hochzeitstage wird ein gewandtes Dienstmädchen zweiter Klasse zum Hause der Braut geschickt, um diese zu bedienen. Es gibt nämlich in Japan drei Klassen von Dienstmädchen: die Mädchen erster Klasse, unsere Kammerjungfern, machen die Kleidung und das Haar ihrer Herrin und halten ihr Zimmer in Ordnung; die zweite Klasse bedient sie bei Tisch, begleitet sie bei Ausgängen und sorgt für die Kinder; die dritte Klasse besorgt die Küche und sonstige schmuzige Arbeit. Alle drei Klassen dürfen nur aus den Theehäusern genommen werden.

Bevor die Braut das älterliche Haus verläßt, gibt ihr Vater allen seinen Verwandten ein Festmahl. Der Brautzug begibt sich dann in Sänften zum Hause des Bräutigams; zuerst die Frau des Vermittlers, dann die Braut, dann die Brautmutter und zuletzt ihr Vater; der Vermittler selbst ist schon vorausgegangen. Die Braut ist weiß (Trauerfarbe) gekleidet, da sie fortan als todt für ihre Aeltern betrachtet wird uud wie in China als Tochter von ihres Mannes Aeltern gilt.

Im Hause des Bräutigams ist an der rechten Seite der Thür eine alte Frau und links ein alter Mann aufgestellt, deren jedes einen Mörser mit etwas Reiskuchen darin hält. Wenn die Sänfte der Braut vor der Thür anlangt, beginnen sie den Inhalt des Mörsers zu zerstoßen, indem der Mann sagt: „Tausend Jahr“ und die Frau „Zehn Tausend“ — Anspielungen auf die angenommene Lebensdauer der in Japan heiligen Kraniche und Schildkröten, die zu Gunsten der Braut angerufen werden. Die in den Mörsern gestoßenen Kuchen werden dann zu Einem verbacken und dieser auf dem Toko, dem Ehrenplatz für Fremde, aufgestellt.

Beim Eingange in das Haus wird die Brautsänfte vom Bräutigam in Empfang genommen, während ihm gegenüber eine Frau mit einer Laterne sitzt. Bei dem Lichte dieser Laterne sah früher der Bräutigam seine Zukünftige zum ersten mal, und er hatte, wenn sie ihm nicht gefiel, das Recht, jetzt die Ceremonien abzubrechen und die Heirath rückgängig zu machen.

Die Braut reicht darauf ihr Marmori, eine Art Amulet von Holz, Metall oder Stein, durch das Sänftenfenster dem Verlobten zu, der es durch ein Dienstmädchen nach dem Hochzeitszimmer bringen und dort aufhängen läßt. Sie selbst wird von ihren Begleiterinnen dahin geführt und erwartet dort den Bräutigam. Außer vier Brautjungfern, wenn man sie so nennen will, wohnt niemand der Trauungsceremonie bei als der Vermittler und dessen Frau.

Die eheliche Verbindung wird dadurch vollzogen, daß die Verlobten auf eine besondere Weise Saki miteinander trinken. Der Saki wird durch zwei der Brautjungfern servirt, von denen die eine der männliche, die andere der weibliche Schmetterling genannt wird, weil ihre Sakiflaschen mit Schmetterlingen verziert sind. Da diese Insekten meistens paarweise fliegen, sollen sie das neuvermählte Paar daran erinnern, wie jene zusammenzuhalten.

Der männliche Schmetterling gießt Saki in die oberste dreier ineinander gestellter Schalen, aus welcher die Braut, indem sie dieselbe mit beiden Händen anfaßt, dreimal nippt, und die sie dann dem Bräutigam reicht. Dieser trinkt ebenfalls dreimal, stellt die erste Schale unter die dritte, läßt die zweite vom weiblichen Schmetterling füllen, trinkt wie vorher und überreicht der Braut die Schale. Dieselbe Ceremonie wird mit der noch übrigen dritten Schale vorgenommen, und damit ist die Ehe geschlossen. Die davon benachrichtigten Verwandten, die unterdessen in andern Zimmern verweilten, kommen jetzt herbei und setzen sich in

setzen sich in einer bestimmten Reihenfolge, um von den Schmetterlingen nach Anweisung des Vermittlers mit Saki bedient zu werden, wodurch die zwischen Braut und Bräutigam vollzogene Verbindung auch ihre Anerkennung erlangen soll.

Danach werden die Geschenke der jungen Frau an ihren Mann, dessen Verwandte und Diener übergeben und dieser beschenkt dagegen seine Verlobte mit einem rothen und einem schwarzen Kleide, beide mit Gold und Silber gestickt, die sie in einem Nebenzimmer anzieht.

Nach einem Festmahle werden die jungen Leute von ihren Aeltern bis an die Thür der Brautkammer geführt und allein im Hause gelassen. Am andern Morgen nehmen sie ein warmes Bad und frühstücken zusammen. Dann kommen von Freunden und Verwandten die Hochzeitsgeschenke und Visiten, und nach drei Tagen macht die junge Frau in Begleitung ihrer Schwiegermutter oder einer ältern Anverwandten allen denen Besuche, die Geschenke gebracht haben, und gibt Gegengeschenke. Sieben Tage nach der Hochzeit wird der junge Ehemann von seinen Schwiegerältern zu einem großen Festmahle eingeladen und einige Tage darauf revanchirt er sich gegen die Verwandten seiner Frau auf ähnliche Weise, womit die Hochzeitsfeierlichkeiten geschlossen sind.

Ich habe bereits bemerkt, daß ein Mann sich so viel Concubinen nehmen kann, wie er will. Selbst die moralischen Rücksichten, die ein solches Verfahren in China sehr beschränken, fallen hier fort. Die Kinder der Nebenfrauen werden von der rechtmäßigen Frau adoptirt und letztere im Verhältniß zu der Zahl ihrer eigenen wie ihrer adoptirten Kinder respectirt. Dies gilt jedoch nur von dem nicht adelichen Theile des Volks. Bei dem Adel haben die Kinder der Concubinen keinen Anspruch auf Erbschaft, und die rechtmäßige Frau kümmert sich nicht um sie; ja, oft laufen solche Geschöpfe als Bettler auf der

Straße umher. Söhne sind in Japan ebenso wie in China von den Aeltern heiß ersehnt, und im Falle männliche Sprößlinge fehlen, werden wie dort die jüngern Söhne der Brüder adoptirt.

Die Japanesen scheinen auch das Sprichwort zu kennen: „Viel Kinder, viel Segen!“ Wo wir hinkamen, wimmelte es von Kindern, und ich habe kaum in China mehr gesehen. In Jeddo hatten wir in der ersten Zeit oft einen Schwarm von Hunderten hinter uns, die uns wol ein Todschi! Todschi! — Chinesen — nachriefen, für die sie uns hielten, sonst aber sich merkwürdig anständig betrugen. Ueberhaupt wird die Jugend trefflich erzogen, und sogenannte „Gassenjungen“ gibt es in Japan nicht. Wenn das ruhige, höfliche und sanfte Wesen der Japanesen theilweise in ihrem Charakter begründet sein mag, so ist es doch bestimmt auch großentheils ein Resultat der Erziehung. Der Vater hat wie in China unbeschränkte Gewalt über seine Familie, aber selten wendet er sie in strengem Sinne an. Die Kinder werden mit großer Sorgfalt erzogen, aber fast nie gezüchtigt und ebenso wenig gescholten. Mit bewunderungswerther Geduld suchen die Aeltern sie durch gütiges Zureden und Vernunftgründe von ihren Unarten abzubringen, und dies System hat so guten Erfolg, daß Kinder von 10—12 Jahren sich klug und gesetzt wie erwachsene Menschen benehmen.

Zur Schule werden sie im siebenten oder achten Jahre geschickt, lernen dann aber desto schneller. Die Schulbildung des Volks ist noch allgemeiner als in China. Während sie sich dort meistens nur auf den männlichen Theil der Bevölkerung erstreckt, schließt sie hier auch das weibliche Geschlecht ein, obwol es ebenfalls nur Privatschulen im Lande gibt. Die Dienstmädchen in Japan benutzen ihre freie Zeit, um sich gegenseitig freundschaftliche Briefe zu schreiben, und der mit Lumpen bedeckte Kuli überrascht uns durch sein Ver-

ständniß des Lesens und Schreibens. Nach dem, was wir von der Volksbildung gesehen, kann es kaum ein Procent der Bevölkerung geben, das des Lesens und Schreibens unkundig wäre. Welches Land der Welt kann dies von sich behaupten?

24.

Japanesische Bücher. Die Beamtenlaufbahn. Die wissenschaftliche Bildung. Die Heilkunde. Wißbegierde und Auffassungstalent der Japanesen. Die japanesische Sprache. Die Literatur. Das Theater. Kunstreiterei und Ringkämpfe. Schaulustigkeit des Volks. Gesellschaftliche Gelage und Unterhaltungen. Guitarrenmädchen und Tänzerinnen. Die Japanesen im Rausch.

Ueberall sind Buchläden, und in allen Trödelbuden liegen alte Bücher aus, die vom Volke begierig aufgekauft und gelesen werden. Die Ausführung von Büchern wurde von der mistrauischen Regierung früher sehr streng untersagt, und japanische Bücher sind nur dann und wann als große Seltenheit nach Europa gelangt. Die erste großartige Ausbeute in dieser Beziehung ist von den verschiedenen Betheiligten unserer Expedition gemacht worden. Sowol von den Mitgliedern der Gesandtschaft als von uns Offizieren wurden mindestens 2—3000 Bände der verschiedensten Art gekauft, die, zum Theil für die königliche Bibliothek in Berlin bestimmt, unsern Orientalisten gewiß werthvolle Aufschlüsse über die japanische Literatur und Wissenschaft geben werden. Sehr viele sind technischen und naturwissenschaftlichen Inhalts. So gelangte der Commissar für landwirthschaftliche Angelegenheiten von der Expedition in Besitz einer technischen Encyklopädie von nicht weniger als 18 großen Quartbänden mit einigen Tausend in den Text gedruckten und außerordentlich genau ausgeführten Holzschnitten, deren minutiöse Treue selbst den der Sprache Unkundigen über den ebenso reichhaltigen als

gründlichen Text belehrt. Ich selbst besitze ein naturgeschichtliches Werk in drei Bänden, das die Abbildung und Beschreibung der bei Japan vorkommenden Seefische enthält. Die Zeichnungen sind so correct und die Colorirung der Kupfer ist so natürlich, daß man jeden Fisch sofort wiedererkennt.

Ich weiß nicht, ob es in Japan höhere Lehranstalten gibt, an denen junge Leute für Staatsämter ausgebildet werden, und ebenso wenig habe ich erfahren können, ob, wie in China, regelmäßige Prüfungen stattfinden. Die Japanesen sind in dieser Beziehung außerordentlich verschlossen und geben auf alle Fragen, welche die innern Verhältnisse des Landes berühren, dem Fremden stets ausweichende Antworten. Bevor wir deshalb etwas Näheres in dieser Beziehung erfahren, müssen die Japanesen erst durch längern Umgang mit uns ihre Zurückhaltung verlieren. Ich glaube jedoch kaum, daß die japanesischen Beamten ein regelmäßiges Studium durchmachen. Alle höhern Stellungen, die außergewöhnliche Kenntnisse beanspruchen können, sind ein Privilegium des Adels, und die in Japan geltende Maxime, der Sohn tritt in das Amt oder die Beschäftigung des Vaters, d. h. der Sohn des kaiserlichen Leibarztes wird wieder kaiserlicher Leibarzt, der eines höhern Beamten höherer Beamte, der eines Kaufmanns Kaufmann u. s. w., schließt alle freie Bewerbung um eine höhere Lebensstellung aus und verhindert, daß die Wissenschaft in solcher Achtung steht wie in China, wo sie dem Sohne des Bettlers die Wege zu den höchsten Ehrenstellen eröffnet.

Trotzdem nimmt aber die Wissenschaft selbst in Japan eine bedeutend höhere Stufe ein als dort. Die Japanesen sind ein fortschreitendes Culturvolk und haben einen großen geistigen Vortheil vor ihren Nachbarn voraus: sie überschätzen sich nicht und besitzen nicht die lächerliche Arroganz, sich als das einzig gebildete Volk der Erde zu betrachten. Im Gegen-

theil erkennen sie willig die Ueberlegenheit der Europäer an, nehmen sie ungescheut zu Lehrern und suchen aus ihren Werken und Büchern das zu lernen, was sie selbst nicht wissen. Dabei kommt ihnen ihr ungemeines Imitationsvermögen außerordentlich zu statten, aber dieses beschränkt sich nicht, wie in China, auf das Mechanische und die Formen, sondern schließt auch ein Verständniß der Ideen und des Geistes ein.

Ihre Wißbegierde ist ungemein groß, und wo sie es unbelauscht von den Organen einer mistrauischen Regierung thun können, suchen sie durch Fragen ihren Schatz von Kenntnissen auf jede Weise zu bereichern.

Nach welchen Richtungen hin und wie ernstlich man in Japan bestrebt ist, sich andere Nationen zum Muster zu nehmen und sich deren Kenntnisse anzueignen, mag aus folgender Thatsache erhellen. Bei der Uebergabe der Geschenke, welche der König von Preußen dem Taikun sandte, stellte Graf Eulenburg den kaiserlichen Commissaren seine Attachés und unter ihnen den Lieutenant von Brandt vor. Bei Nennung des Namens fragte der eine der Commissare, ob dies vielleicht der Herr von Brandt sei, der die „Taktik der drei Waffen“ geschrieben. Als ihm die Antwort wurde, daß der Vater der Autor sei, schickte der Commissar am andern Tage dem Sohne die japanesische Uebersetzung des Buches mit der Bitte, dieselbe als ein Zeichen der Anerkennung für die Verdienste seines Vaters anzunehmen.

In keinem Fache erkennen die Japanesen aber bereitwilliger die Ueberlegenheit der Europäer an als in der Medicin. Bis vor kurzem stand die japanesische Heilkunde im allgemeinen nicht auf viel höherer Stufe als die chinesische. Wenngleich die Aerzte der holländischen Factorei auf Desima Eleven hatten, blieben dieselben doch stets vereinzelt. Seit der Eröffnung des Landes hat aber die Regierung, welche trotz ihres Absperrungssystems schon die Instruction der holländi-

schen Aerzte duldete, jetzt ein förmliches ärztliches Lehrinstitut unter Leitung des holländischen Marine-Oberarztes Dr. Pompe in Nangasaki eingerichtet, auf dem sich zur Zeit unserer Anwesenheit 18 Studenten befanden, und sie hat dadurch gezeigt, welchen Werth sie auf die wissenschaftliche Bildung europäischer Aerzte legt. Um dem theoretischen Unterrichte eine praktische Ausbildung zur Seite zu stellen, wird ein großes Hospital in Nangasaki gebaut, und da sich unter den Zöglingen auch der Sohn des kaiserlichen Leibarztes Masmotto, der präsumtive Nachfolger seines Vaters, befindet, ein sehr aufgeklärter, wissenschaftlich gebildeter, und wie alle Studenten der holländischen Sprache durchaus mächtiger Mann, so wird die medicinische Wissenschaft bald in Japan eine Stellung einnehmen wie in keinem andern Lande Asiens.

Moxa und Acupunktur sind bisjetzt die vorzüglichsten Heilmittel der Japanesen, und namentlich wird die erstere, wie in China, sehr häufig angewandt. Die innern Heilmittel sind wie dort einfach, und der Ginseng spielt ebenfalls eine große Rolle. Doch nimmt man davon keine so gewaltigen Dosen wie im Nachbarlande. Die meisten Arzneien werden in Pillen gegeben von der Größe der unserigen, die man in den Apotheken mit einer sehr sinnreichen Maschine außerordentlich schnell und zu vielen Hunderten in wenigen Minuten verfertigt. Ein sehr beliebtes Mittel sind auch ungeborene Rehe, getrocknet und pulverisirt. Die Cholera, welche Japan vor mehreren Jahren schwer heimgesucht hat, wurde nach der Hufeland'schen Makrobiotik behandelt, welches Werk ebenfalls in das Japanesische übersetzt ist.

Für fremde Sprachen haben die Japanesen großes Talent; sie fassen sehr leicht deren Geist auf, eignen sich merkwürdig gut die Aussprache an, und von jenem Kauderwelsch der Chinesen, das ich früher erwähnte, findet sich keine Spur. Bis jetzt sind holländisch und englisch, ersteres mehr in Nangasaki,

letzteres mehr in Jeddo, die beiden Sprachen, in denen Dolmetscher ausgebildet werden. Seit unserer Ankunft wurde jedoch auch deutsch gelernt, und es mag als Beleg für die wunderbar schnelle Auffassungsgabe der Japanesen dienen, daß ein Schüler des erwähnten Dr. Pompe, mit Namen Siva, der unserm Botaniker, Regierungsrath Wichura, schätzenswerthe Auskunft über die Flora des Landes gab, sich ein besonderes Vergnügen daraus machte, alle japanesischen Pflanzennamen mit deutschen Lettern, und zwar äußerst sauber und correct zu schreiben, obwol er vor Ankunft des Hrn. Wichura keinen deutschen Buchstaben kannte, und dieser überhaupt nur vier Wochen in Nangasaki verweilte.

Die Vorträge des Dr. Pompe werden holländisch gehalten, und seine Eleven schreiben sie japanesisch nach. Wo findet man etwas Aehnliches? Wir waren vier Wochen in Japan, als uns schon aus den meisten Verkaufsläden in Yokuhama, sobald wir über die Straße gingen, ein: „Guten Tag, Preuß, wie geht's, wollen Sie nichts kaufen?" entgegenschallte. Nur r und l verwechseln sie regelmäßig, und es ist ihnen nicht möglich, diese Buchstaben richtig zu gebrauchen.

Die Erlernung der japanischen Sprache ist für den Fremden nicht so leicht, obwol sie sehr in das Gehör fällt; jedoch prägt man sich die Namen von einigen hundert alltäglichen Gegenständen und häufig vorkommenden Begriffen sehr schnell ein, und mit ihrer sowie mit Hülfe der Mimik macht man sich bald verständlich. Der Sprache aber völlig mächtig zu werden, dazu gehört ein vieljähriges Studium, schon weil es vier verschiedene Schreib- und Druckweisen und zwei Sprechweisen gibt, je nachdem man mit einem Höhergestellten oder Untergebenen redet.

Man hat früher das Japanische vielfach für einen Dialekt des Chinesischen oder wenigstens für sehr nahe verwandt ge-

halten. Obwol dies, wie ich schon früher bemerkte, durchaus unrichtig ist, erklärt sich diese Ansicht leicht aus dem Umstande, daß nicht nur die geschriebenen und gedruckten chinesischen Charaktere in Japan vielfach in Gebrauch sind und verstanden werden, sondern daß auch die chinesische Sprache mit einem besondern japanischen Accent, der hauptsächlich die Nasallaute unterdrückt und einzelne Consonanten weniger scharf betont, als Gelehrtensprache im allgemeinen Gebrauch ist und in Japan ungefähr die Stelle einnimmt wie das Lateinische zu Zeiten des Mittelalters in Europa.

Außerdem haben aber die Japanesen ihre eigene Conversations- und Schriftsprache, durchaus verschieden von jeder bekannten und vielsilbig, während die chinesische Sprache nur einsilbige Wörter aufzuweisen hat. Wahrscheinlich existirte in Japan lange Zeit nur die chinesische Schreibweise, und noch jetzt gibt es eine Menge in jenen Charakteren gedruckter Bücher, allein man kann diese nicht als Ausdruck der japanischen Sprache betrachten. Wer sie lesen kann, versteht sowol die chinesische Schrift- als Conversationssprache, oder sollte dies nicht der Fall sein, so muß er wenigstens die Bedeutung der für Begriffe stehenden chinesischen Charaktere kennen. In Bezug auf das letztere haben wir in den europäischen Sprachen etwas ganz Aehnliches in unsern arabischen Ziffern. Sagen wir zu einem Franzosen, der kein Deutsch kennt: „Ein Hundert", so wird er es nicht verstehen, wol aber, wenn wir die Zahl „100" schreiben, indem er sofort das Bild oder den Charakter für cent oder Hundert erkennt. Gerade so ist es mit den erwähnten beiden Sprachen. Chinesen und Japanesen haben z. B. für „Baum" ganz verschiedene Laute, aber denselben Charakter für den schriftlichen Ausdruck, und so ist es erklärlich, wie jemand, der chinesische Schriftsprache kennt, ein japanesisches Buch lesen und größtentheils verstehen kann, da außerdem die japanesische Sprache dieselbe Con-

struction wie die chinesische und die meisten Sprachen des östlichen Asien hat. Es wird nämlich das Attribut vor das Subject, das Adjectiv vor das Substantiv, das Adverbium vor das Zeitwort u. s. w. gesetzt.

Immerhin bleibt das Verständniß aber noch schwierig, weil die japanischen Wörter vielfache Beugungen haben, welche die Chinesen nicht kennen, und für welche ihre Schriftsprache keine Zeichen besitzt. Das Alphabet der japanesischen Sprache besteht aus 47 Silben, die durch drei angehängte Zeichen noch bis zu 144 vermehrt werden. Ebenso wie wir unser Alphabet mit den drei ersten Buchstaben A B C bezeichnen, so nennt auch der Japanese das seinige nach den drei ersten Silben das I-ro-fa. Da die Sprache nur eine so beschränkte Zahl von Silben besitzt und so reich an Vocalen ist, sollte man glauben, sie müßte sehr musikalisch sein und sich leicht mit europäischen Buchstaben schreiben lassen, aber beides ist nicht der Fall. Sie enthält Laute, die uns fehlen, und gerade die Aussprache macht die meisten Schwierigkeiten. So gibt es Mittellaute zwischen b und f, zwischen l und d, sch und dsch, g und ch, ch und s, die wir gar nicht im Stande sind wiederzugeben.

Für ihr Silbenalphabet scheinen die Japanesen zuerst 47 vollkommen chinesische Charaktere, und zwar die dem japanischen Laute entsprechenden, gewählt zu haben. So z. B. wurde für die japanische Silbe mi — etwas Weibliches — das chinesische Wortzeichen für „weiblich" genommen. Diesem ersten Alphabet scheint ein zweites gefolgt zu sein, in dem die chinesischen Wortzeichen sehr abgekürzt oder zusammengezogen wurden.

Eine dritte und vierte Schreibweise ist Chira-Kana und Kata-Kana, die Schreibweise der Frauen und die der Männer, wie die Worte in der Uebersetzung lauten. Aus jener sind die Formen der chinesischen Schriftzeichen fast ganz ver-

schwunden, in dieser sind 15 der einfachsten behalten, die übrigen 32 aber willkürlich genommen. Letztere ist die kürzeste, eine Art Stenographie, und wird hauptsächlich zu Noten und Erläuterungen angewandt. Kein einziges japanisches Buch wird jedoch in einer und derselben Schreibweise gedruckt, und je gelehrter ein Autor sich dünkt, desto mehr rein chinesische Worte flicht er in seine Werke ein, sodaß schon deshalb eine Kenntniß des Chinesischen durchaus nothwendig ist, um ein japanesisches Buch zu verstehen. Dem Fremden wird natürlich hier das Verständniß um so mehr erschwert.

Das Nomen hat im Japanesischen weder Geschlecht noch Zahl; um den Plural auszudrücken, wird das Wort bisweilen wiederholt, und um das Geschlecht von Thieren zu bezeichnen, fügt man die Worte wo (männlich) und mi (weiblich) hinzu, z. B. wo-inu Hund, mi-inu Hündin. Die Declination und Bildung der einzelnen Casus geschieht durch Suffixe, z. B. fito - fitono - fitoni - fitowa - fitogori, der, des, dem, den, mit dem Manne. Die Adjectiven haben gleichfalls weder Geschlecht noch Zahl und werden stets vor das zugehörige Substantiv gesetzt. Präsens Indicativ und Infinitiv der Zeitwörter sind gleichlautend und endigen stets auf u. Das Perfectum wird gebildet durch Verwandluug des u in i und Anhängung von ta, z. B. wird koku im Perfectum kokita; das Futurum entsteht durch Verwandlung des u in o und Anhängung eines u, z. B. koku, kokou. Der Imperativ verändert u in e, z. B. koku, koke, u. s. w. Flexion für Zahl und Person gibt es, wie schon bemerkt, nicht. Um den Conjunctiv der verschiedenen Zeiten auszudrücken, wendet man Partikeln an. Für die negative Form des Zeitworts besteht eine besondere Conjugation.

Zeitwörter, Nennwörter und Fürwörter erleiden bestimmte Veränderungen, je nachdem der Sprechende zu einem Höherstehenden oder Untergebenen redet. Dies gilt sogar von abwesenden Personen, und die Ehrfurcht vor einem höhern Range

erstreckt sich so weit, daß, wenn z. B. von zwei höhern Personen gesprochen wird, die nicht auf derselben Rangstufe stehen, wie General und Oberst, dem Namen des Niedrigerstehenden zunächst eine ehrende Partikel, dann aber auch eine erniedrigende angehängt werden muß, um einerseits die Achtung des Sprechers, sodann aber auch den niedern Rang des Betreffenden in Vergleich zu der in Rede stehenden höhern Persönlichkeit auszudrücken, deren Namen nur eine ehrende Partikel beigefügt wird. Spricht man von sich selbst, so wird stets eine Partikel der Unterthänigkeit angehängt, es sei denn in der Familie oder im eigenen Hause, wo man neutrale Worte gebraucht.

Diese Eigenthümlichkeit der Sprachweise ist in Japan einzig, steht aber in genauem Zusammenhange mit der ausgesuchten Höflichkeit des Volks, die allen Schichten der Gesellschaft eigen ist, und von der ich schon Beispiele angeführt habe.

Die japanische Literatur läßt sich unter sieben verschiedene Rubriken classificiren: 1) Uta und Renga: Gedichte; 2) Mai: historische Ereignisse in dramatischer Form mit musikalischer Begleitung; 3) Sosi: Geschichte und Biographie der Heroen; 4) Sageo: Lebende Heilige; 5) Monogatari: unterhaltende und belehrende Erzählungen in Prosa; 6) Taifexi: Geschichte 7) Gesetze und Sitten.

Die Uta bestehen aus Distichen; der erste Vers ist dreifüßig, der erste und letzte Fuß hat fünf, der mittlere sieben Silben. Der zweite Vers ist zweifüßig von je sieben Silben. Eine besondere Schönheit dieser Distichen ist es, wenn sie eine doppelte Bedeutung haben, wie z. B. die nachfolgende Klage einer Mutter über ihre Kinder:

Wakete fuku, kaye kosa ukere, fana tomoni
Tsirade kono fawa nado no kururon.

Kaye bezeichnet Wind und Tod, ko Baum und Sohn, fawa

Mutter und Blatt. Im erstern Sinne lautet das Distichon: „O grausamer Wind, der du deine Kraft nur auf meine Rosen geübt und sie zerstört hast, während du die Blüten am Baume ließest.“ Mit der zweiten Bedeutung der Worte aber: „O grausamer Tod, der du meinen Sohn mir entrissen, aber seine unglückliche Mutter verschont hast.“

Die Renga genannten Gedichte sind 100—1000 Verse lang und jeder Vers von dem unmittelbar vorhergehenden abhängig, während jedes Distichon der Uta ein vollkommenes und abgeschlossenes Ganze ausmacht. Die Renga sind alle Lehrgedichte; erzählende Poesie haben die Japanesen nicht. Dagegen besitzt alle Prosa einen gewissen Rhythmus, der sie sehr harmonisch macht und ihr Lesen ähnlich wie Gesang klingen läßt.

Die in meinem Besitze befindliche Naturgeschichte der Fische gehört zu den Monogatari; die erwähnte technische Encyklopädie unter das Rubrum „Gesetze und Sitten“.

Die Mai sind die in den Theatern zur Aufführung kommenden Stücke. Die Japanesen lieben Theater ebenso sehr wie die Chinesen, und Aeußeres und Inneres sind in beiden Ländern ziemlich gleich, nur ist das Orchester in Japan nicht so schrecklich wie in China, wenigstens nicht so lärmend. Das Spiel ist außerordentlich gewandt, und die Rollen waren stets brillant gelernt. Souffleure gibt es hier ebenso wenig wie in China, aber nie stockt der Dialog. Die Mimik weicht von der unsern durchaus ab, und ich habe mir vergebens die Mühe gemacht, aus ihr die Affecte zu lesen, die sie darstellen soll. Oft sind die Bewegungen vollständig convulsivisch und nach unsern Begriffen jedenfalls nicht schön. Diese verschrobene Mimik kommt jedoch nur in Ballets zum Vorschein, wo die Tänzer nicht sprechen, sondern den Verlauf der Handlung allein durch ihre Bewegungen nach dem Takte einer begleitenden Musik darzustellen suchen. Ein junger Japanese, der hollän-

disch sprach, erklärte uns die einzelnen Scenen, aber uns war es unmöglich, sie auch nur im entferntesten aus den Bewegungen der Acteure zu erkennen. Im Schauspiel dagegen ist die Mimik durchaus natürlich, gerade wie bei uns, und es bleibt mir ein Räthsel, weshalb man hier zwei so ganz verschiedene Arten des mimischen Ausdrucks hat. Als wir nach Japan kamen, fielen uns in allen Büchern, die zur Klasse der Sosi und Sageo gehören, die unnatürlichen und verdrehten Stellungen der darin abgebildeten Personen auf; als wir jedoch das Theater besuchten, fanden wir ihre genaue Copie im Ballet wieder. Unstreitig sind die Körperverzerrungen Resultate eines übertriebenen Pathos, das dadurch unerträglich wird.

Originell ist es, wenn in einem Drama plötzlich eine komische Person auftritt, die mit dem Stück gar nichts zu thun hat, sondern nur erscheint, um eine Diversion zu veranstalten, sobald der Gang der Handlung zu ernst oder wol gar tragisch zu werden beginnt und die Schauspieler fürchten, daß dies dem Publikum unbehaglich sei. Jedenfalls ist diese Naivetät ein gutes Kriterium für die Culturstufe der dramatischen Kunst in Japan.

Die Garderobe ist lange nicht so schön wie in China, jedoch immerhin sehr anständig. Die Scenirung liegt noch in der Kindheit, ist aber doch weiter ausgebildet als in China. Es gibt Coulissen, und Gegenstände wie Brunnen u. s. w. werden wol auch auf die Bühne gebracht; im allgemeinen steht es jedoch um die Maschinerie und Decorationen schwach. Das japanische Theater besitzt indeß einen bedeutenden Vortheil vor dem chinesischen: es hat auch weibliches Personal. Ich habe zwar nicht viel hübsche Gesichter darunter gesehen, allein es sagt uns doch mehr zu, eine Frauenrolle von einer Frau statt von einem Mann mit kreischender Fistelstimme spielen zu sehen.

Von andern bei den Japanesen üblichen Kunstvorstellungen ist die Kunstreiterei zu erwähnen, und wir hatten während unsers Aufenthaltes in Nangasaki zuletzt noch das seltene Glück, den Productionen einer einheimischen Kunstreitergesellschaft beiwohnen zu können. Die Beschreibung derselben werde ich bei der Schilderung Nangasakis später geben; hier sei nur im allgemeinen bemerkt, daß diese Art von Schauspielen in Japan auffällig ist, da seine Bewohner durchaus kein Reitervalk sind. Die wenigen Pferde im Besitze des Volks werden zum Lasttragen benutzt, und nur Jakonins im Dienst reiten. Ich habe einmal die fünf Gouverneure von Jeddo zu Pferde gesehen. Dies geschah aber bei einer außerordentlichen Gelegenheit, und der Adel hält sich nur Reitpferde, um sie den Sänften nachführen zu lassen, in denen man sich allgemein tragen läßt. Cavalerie habe ich nirgends gesehen, wenn man nicht die Polizei-Jakonins — eine Art berittener Gensdarmen — dazu rechnen will. Japan ist ein so gebirgiges Land, mit so halsbrecherischen Wegen, daß Cavalerie von geringem Nutzen sein dürfte und ich glaube fast, es gibt gar keine. Um so mehr ist es deshalb zu bewundern, daß sich Kunstreiter unter solchen Verhältnissen bilden und zeigen.

Die Ringkämpfer, von denen Perry in seinem Buche über die amerikanische Expedition nach Japan so viel Aufhebens macht, sahen wir in Yokuhama; ich kann jedoch nicht sagen, daß sie mich besonders enthusiasmirten. Ihre ganze Kunst war eben weiter gar nichts als ein Ringen, und derjenige blieb Sieger, der den Gegner aus der Arena drängte. Die Truppe bestand aus 16 Mann, die je zwei und zwei miteinander rangen. Bis auf einen Gürtel um die Hüften gingen sie vollständig nackt, und ich muß gestehen, daß ich nie so viele wirklich athletisch gebaute Gestalten beieinander gesehen habe. Keiner war unter 6 Fuß hoch, ihre kolossalen Glieder und ihr gewaltiger Muskelbau verriethen Herculeskraft, und wie

in China wurde auch hier der Beweis geliefert, daß Fleischnahrung kein nothwendiges Bedürfniß einer kräftigen Entwickelung des Körpers ist. Die Japanesen leben wie die Chinesen von Reis, Gemüsen und Fischen, aber unter den Kulis findet man in Japan noch viel kräftigere Gestalten als in China. Perry schildert diese Ringkämpfer als sehr fett, und in seinem Buche sind sie wie Fleischklumpen abgebildet; davon haben wir jedoch nichts gesehen, im Gegentheil waren sie sämmtlich von einem wunderschönen Ebenmaß der Glieder und hätten die besten Modelle für einen Hercules abgegeben.

Die Vorbereitungen zu dem Ringspiel waren sehr langweilig; ein ewiges Waschen und Reiben der Hände mit Sand, Recken der Glieder und Elasticitätsprobe der Muskeln, Abwischen des Körpers mit Papier und Ausspülen des Mundes mit Wasser. Was dies letztere mit dem Ringen zu thun hatte, konnten wir nicht enträthseln. Im ganzen war das Schauspiel für uns sehr ermüdend; die Japanesen sind jedoch große Liebhaber von diesen Ringkämpfen, die in größern Städten bei keiner festlichen Gelegenheit fehlen und der Zuschauerraum ist stets gedrängt voll. Eine ganz originelle Art der Beifallsäußerungen muß ich hier noch erwähnen, die unsern europäischen Gymnasten und Acteuren gewiß willkommener wäre als Klatschen und Herausrufen. Als einige der Kämpfer einen schweren Sieg errungen hatten, flogen aus verschiedenen Logen, in denen dem Anscheine nach reiche Kaufleute saßen, seidene Röcke, wie sie die Japanesen tragen, in die Arena, und einer der gigantischen Ringer erhielt deren nicht weniger als fünf; ein Geschenk, das, selbst nach japanischen Preisen berechnet, immer einen Werth von 20—25 Thalern hatte. Das Eintrittsgeld war jedoch gar nicht nach japanischen Preisen berechnet, und wir mußten 1 Itzebu (15 Silbergroschen) pro Person bezahlen.

Die Regierung ermuntert die Heranbildung solcher Kämpfer dadurch, daß sie ihnen erlaubt, wie der Adel und die Soldaten zwei Schwerter zu tragen, obwol sie aus der untersten Volksklasse hervorgehen; eine Auszeichnung, auf die sie nicht wenig stolz sind und nach der die Kaufleute z. B., mögen sie noch so reich sein, vergebens streben. Das Recht zum Tragen Eines Schwertes ist alles, was sie sich mit schwerem Gelde erkaufen können.

Schaulustig und neugierig sind die Japanesen in hohem Grade. Bald sind es wilde und fremde Thiere, bald Monstra, die in den Städten gezeigt werden, oder es speculiren Taschenspieler und Akrobaten, Declamatoren und vagirende Schauspieler auf die Liebhaberei ihrer Landsleute und machen dabei stets gute Geschäfte.

Einer dieser Künstler amusirte uns außerordentlich durch ein Spiel mit Schmetterlingen. Sein ganzer Apparat bestand aus einem Blumentopf und einem Fächer. Bei Beginn der Vorstellung nahm er zwei Stückchen buntes Papier und formte daraus mit seltener Naturtreue zwei allerliebste Schmetterlinge. Er warf sie dann in die Höhe und setzte nun seinen Fächer mit einer Geschicklichkeit in Bewegung, die uns vom Staunen zur Bewunderung hinriß. Die Schmetterlinge begannen gleichsam zu leben, und wir trauten kaum unsern Augen, als sie, durch den Luftzug des Fächers gelenkt, ihren Flug bald hier- bald dorthin richteten, über den Blumen schwebten und Honig aus ihnen zu saugen schienen, dann im Zickzack in die Höhe flatterten, bald paarweise, bald getrennt, um sich schließlich auf die Hand ihres Schöpfers niederzulassen und dort vor unsern Augen wieder zu todten Papierstreifen entfaltet zu werden. Ich erinnere mich nicht, jemals ein so interessantes, unterhaltendes und dabei so kunstvolles Spiel gesehen zu haben.

Die durch den gewinnsüchtigen Geist der Chinesen in so

großer Anzahl in das Leben gerufenen Spielbuden aller Art findet man in Japan nicht. Der Japanese weiß wol den Werth des Geldes zu schätzen, aber er macht es nie zu seinem Gotte, und das Streben nach Erwerb nimmt nicht die oberste Stelle in seinem Gemüthe ein. Wenn er spielt, so ist es die Lust an Aufregung, die ihn dazu spornt, aber er wird es lassen, sobald er Gelegenheit hat, ein Schauspiel zu sehen, das sein Interesse mehr in Anspruch nimmt. In früherer Zeit hatten die Portugiesen unsere Karten eingeführt, und die Japanesen spielten leidenschaftlich; allein die Regierung hat sich ins Mittel gelegt und mit drakonischer Strenge das Kartenspiel verboten. Statt dessen spielt man eine Art Domino oder Schach. Letzteres ist von unserm sehr verschieden und viel complicirter. Man hat dabei nicht weniger als 400 Figuren, die nach den verschiedensten Richtungen schlagen.

Gelage und Tafelfreuden sind bei den Japanesen sehr beliebt, und wollen sie sich etwas zugute thun, so gehen sie mit ihrer Familie und Freunden in ein Theehaus, um dort zu speisen und sich von den Mädchen etwas vorspielen oder vortragen zu lassen. Fast jedes junge Mädchen lernt Guitarre spielen und singen; man mag zu irgendeiner Tageszeit in irgendein Haus treten, in irgendeinem Zimmer hört man gewiß klimpern. Die Guitarren haben einen mit ungegerbtem Kalbfell überzogenen Resonanzboden, sind viersaitig und werden, wie in China, mit einem Stäbchen in Form eines Buttersteckers gespielt. Der Gesang ist nicht so kreischend wie dort, sagt unserm Ohr aber ebenso wenig zu, wenngleich die Melodien bisweilen durch ihre Eigenthümlichkeit etwas Anziehendes erhalten. Die Japanesen sind jedoch von ihrer Musik so eingenommen, daß sie selten ein Mahl halten ohne dieselbe, und Harfen- oder Guitarrenmädchen sind eine zahlreich vertretene Klasse. Nach Tische wird durch Sakitrinken und verschiedene Spiele eine heitere Stimmung zu wecken ge-

sucht, namentlich durch Pfänderspiele, bei denen der Verlierer, statt ein Pfand zu geben, einen Trunk nehmen muß. In den Theehäusern erscheinen nach der Mahlzeit gewöhnlich Tänzerinnen. Diese bilden wie die Guitarrenmädchen eine eigene Zunft, unterscheiden sich aber von den übrigen Mädchen in den Theehäusern dadurch, daß sie nicht wie diese zugänglich sind. Man unterscheidet zwei Arten Tänze. Die eine wird von zwei, die andere von einer Person ausgeführt. Bei der erstern tragen die Mädchen eine Menge leichter seidener Röcke, die sie während des Tanzes einen nach dem andern vom Oberkörper abstreifen, bis dieser schließlich ganz entblößt ist und die Kleider alle vom Gürtel herabhängen. Die Bewegungen sind sehr einfach, und etwas besonders Schönes läßt sich in ihnen nicht finden. Dagegen zeigt sich in der zweiten Tanzart, die ein Mädchen allein ausführt, die ganze angeborene Grazie der Japanesinnen. Es ist ein dramatischer Tanz, insofern dadurch nicht allein Affecte, sondern der Verlauf einer längern Handlung, gewöhnlich einer Liebesaffaire, dargestellt wird. Die Bewegungen sind ungemein anmuthig und ausdrucksvoll, dabei jedoch sehr ruhig, und eigentlich ist der Tanz nur ein Gehen, bei dem Arme und Oberkörper das Meiste zu thun haben. Die Tänzerin stellt immer zwei Personen, einen Mann und eine Frau, abwechselnd dar; erstern bezeichnet sie außer dem mimischen Ausdruck der Gesichtszüge und einer energischern Haltung des Körpers, äußerlich durch einen Stab, der ein Schwert vorstellt, während das Kennzeichen der Frauenrolle der Fächer ist. Die Trennung beider Charaktere wird sehr gut ausgeführt, und wenn man, wie wir, jemand bei sich hat, der die Handlung erklärt, so findet man die Darstellung sehr treffend.

Dem Saki, dem aus Reis gewonnenen Branntwein, sind die Japanesen sehr ergeben, und er wird fast wie Bier bei uns getrunken. Er ist ziemlich schwach, hat eine bräunliche

Farbe, süßlichen Geschmack und wird meistens heiß genossen. Sehr häufig thun darin die Japanesen des Guten zu viel. Das Getränk scheint jedoch nicht so schlimm zu wirken wie unser Branntwein, vielmehr habe ich bei Berauschten nur große Heiterkeit und Ausgelassenheit wahrgenommen, nie aber Ausbrüche von Roheit und viehischer Trunkenheit. Bei dem Drachenfeste in Nangasaki, dessen Beschreibung noch folgen wird, und wo mindestens 10000 Menschen einen ganzen Tag lang sich ihres Lebens freuten, wurde der fröhliche Verlauf des Tages auch nicht Ein mal durch die Folgen der Trunkenheit gestört. Das ist gewiß mehr, als man von unsern Volksfesten sagen kann, mag aber wol theilweise auch eine Folge der schweren Strafe sein, die jedem Vergehen und Verbrechen auf dem Fuße folgt.

25.

Strenger Charakter der japanischen Strafpflege. Das System der Verantwortlichkeit und die geringe Zahl der Verbrechen. Die Hinrichtungen. Das Bauchaufschlitzen mit eigener Hand als Strafmilderung und Ehrenreparation. Das Spionensystem in der Landesregierung. Die Machtlosigkeit des Taikun. Das Gefolge der Daimios-Armee und Militärwesen. Die Einschränkung des Seeverkehrs vor Eröffnung des Landes. Die neue japanische Marine.

Die japanische Gesetzgebung ist drakonisch, obwol man eigentlich von Gesetzen gar nicht sprechen kann. Streng genommen ist in Japan alles verboten und nur einzelnes erlaubt. Die Strafen sind Tod durch Enthauptung, Kreuzigung oder Gefängniß. Jene raffinirten Grausamkeiten, wie sie Gesetz oder Gewissenlosigkeit der Behörden in China anordnen oder dulden, sind hier unbekannt; Folter kennt man nicht, und nicht einmal körperliche Züchtigungen werden verhängt. Ich habe keine Gelegenheit gehabt, einen Einblick in die Verbrechenstatistik des Landes zu thun, aber nach allem, was ich gesehen, kommen wol sehr wenig Verbrechen vor. In Nangasaki, einer Stadt von 60000 Einwohnern, gibt es nur Ein Gefängniß mit kaum 50 Zellen. Nach den bestehenden gesetzlichen Einrichtungen und dem System der in Japan herrschenden Verantwortlichkeit ist es auch kaum anzunehmen, daß viele Verbrechen begangen werden können. Der Familienvater hat, wie erwähnt, unbedingte Autorität über seine Familie, ist aber zugleich auch für deren Betragen verantwortlich. Fünf

Hauseigenthümer einer Straße bilden immer eine Compagnie und wählen einen aus ihrer Mitte zum Vorgesetzten, der für die übrigen Vier verantwortlich ist. Die Compagnien wählen wieder einen Ottona oder Straßenvorsteher, der den Bezirksmagistraten für alles einzustehen hat, was in der Straße passirt. Dieser Bezirksmagistrate gibt es in jeder Stadt vier bis sechs, und sie stehen in demselben Verhältniß zum Gouverneur wie die Ottona zu ihnen. Die Pflichten des Ottona sind: bei Feuersbrünsten die nöthigen Befehle zu geben, die Aufsicht über die Wachen zu führen, ein Register von allen Geburten, Heirathen, Sterbefällen, von Ankunft und Abreise von Fremden u. s. w. zu halten, Verbrecher zu arretiren und leichtere Vergehen selbst zu bestrafen, nach Möglichkeit alle Streitigkeiten zwischen den Bewohnern seiner Straßen zu schlichten und im allgemeinen für das gute Betragen seiner Untergebenen zu haften.

Die Endpunkte einer jeden Straße sind mit Thoren versehen, die verschlossen werden, sobald die Wächter Alarm geben, daß irgendein Verbrechen begangen ist. Dadurch wird der Thäter gewöhnlich entdeckt, und dies sowie die prompte Justiz, die in Criminalfällen meistens unmittelbar am Orte der That erfolgt, übt einen sehr wirksamen Einfluß auf die Bevölkerung aus. Auf Diebstahl im zweiten Rückfalle steht der Tod, jedoch befolgen die Gouverneure gewöhnlich eine mildere Praxis, indem sie die Sache des Delinquenten nicht zur öffentlichen Entscheidung bringen, sondern ihn ohne richterlichen Urtheilsspruch eine bestimmte Zeit in das Gefängniß setzen. Bei Hinrichtungen, mögen diese auf dem Richtplatze oder am Orte des Verbrechens stattfinden, bleibt der Leichnam mehrere Tage liegen, und die Vorübergehenden probiren die Schärfe ihrer Säbel an ihm, sodaß er oft in kleine Stücke zerhackt wird. In Jeddo sahen wir eines Tages ein solches Opfer der Justiz in einer der belebtesten Straßen liegen, an dem

mindestens 100 Säbel ihr Werk gethan hatten. Ein Todesurtheil soll eigentlich nie ohne Genehmigung des Staatsraths in Jeddo vollführt werden, doch beschränken sich die Gouverneure darauf, die Execution zu melden, nachdem sie bereits geschehen.

Im allgemeinen zeigen die Japanesen bei Hinrichtungen eine große Festigkeit und Todesverachtung. Mag diese in ihrem Glauben an eine Seelenwanderung und den endlichen Uebergang in das Nichts oder in ihrem Temperament begründet sein, jedenfalls ward das Factum von allen Europäern bemerkt. Vielleicht ist diese Furchtlosigkeit auch ein Resultat des Stolzes, der Selbstachtung und des hohen Ehrgefühls, die allen Japanesen innewohnen, und durch die sie sich so vortheilhaft vor den übrigen asiatischen Nationen auszeichnen. Möglicherweise gründet sich solcher Vorzug darauf, daß das japanische Volk sich rühmen kann, nie von fremden Eroberern unterjocht worden zu sein.

Mit diesem feinen Ehrgefühl steht auch der so häufig vorkommende Selbstmord durch Bauchaufschlitzen im engsten Zusammenhange. Alle Militärpersonen, der Adel und sämmtliche Civilbeamte des Kaisers haben die Vergünstigung, sich der entehrenden öffentlichen Execution im Falle eines von ihnen begangenen Verbrechens durch Selbstmord zu entziehen, und zwar indem sie sich den Bauch aufschlitzen. Durch dieses Verfahren retten sie ihre Familie vor Schande und Confiscation der Güter, und der Sohn tritt in einem solchen Falle in die Aemter und Würden des Vaters. Sie dürfen diesen Act jedoch nicht eher vollziehen, bis ihnen der betreffende Befehl vom Kaiser zukommt.

Da das Vergehen, infolge dessen sie gezwungen sind, auf so plötzliche Weise vom Schauplatze des Lebens abzutreten, sehr oft ein unbewußtes sein kann, insofern ein Beamter durch irgendeinen an und für sich schuldlosen Act sich die Ungnade des

Kaisers zuziehen kann, so ist ein jeder derselben stets auf einen Befehl zum Bauchaufschlitzen vorbereitet. Außer seinem officiellen und dem Anzuge, welchen jeder Beamte bei Feuersbrünsten anzulegen verbunden ist, besitzt er noch einen dritten, in dem das Bauchaufschlitzen geschieht, und nie tritt er eine Reise an, ohne den letztern mit sich zu führen. Derselbe besteht aus einem aus weißer Hanfleinwand gefertigten Rocke und dergleichen Beinkleidern ohne das Wappenschild, welches sonst jeder auf den Röcken und Jacken gedruckt und gestickt trägt, und das anzeigt, wessen Unterthan oder Vasall der Betreffende ist.

Sobald die Ordre des Kaisers eingetroffen, ladet der Betreffende seine vertrauten Freunde zu dem für die Execution bestimmten Tage ein und bewirthet sie mit Saki. Nachdem sie eine Zeit lang beisammen gesessen, nimmt er von ihnen Abschied und läßt sich das Todesurtheil noch einmal vorlesen. Alsdann hält er noch eine Rede, beugt seinen Kopf zur Erde, zieht seinen Säbel und schneidet sich damit den Bauch auf. Dies letztere ist jedoch nicht immer buchstäblich zu nehmen, sondern der Delinquent ritzt sich gewöhnlich nur kreuzweis die Bauchhaut, und ein hinter ihm stehender vertrauter Diener schlägt ihm den Kopf ab.

Außer als Strafe für ein wirkliches oder dafür erklärtes Verbrechen ist das Bauchaufschlitzen in Japan auch als Ehrenreparation sehr gewöhnlich, und man könnte es in diesem Falle ein einseitiges Duell mit tödlichem Ausgange nennen. Wird z. B. ein Japanese beschimpft, oder glaubt er durch irgendetwas seine Ehre verletzt, so bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich auf die erwähnte Weise umzubringen. Ein solcher Fall trug sich während unsers Aufenthaltes in Nangasaki zu. Ein junger europäischer Kaufmann hörte eines Nachts Geräusch an seinem Fensterladen; im Glauben, daß es Diebe verursachten, sprang er auf und trat mit einem tüchtigen

Stocke bewaffnet vor die Thür. Er sah drei augenscheinlich angetrunkene Jakonins, die mit ihren Säbeln gegen die Laden schlugen. Zwei liefen bei seinem Erscheinen fort, der dritte schimpfte und drang mit seinem Säbel auf den Kaufmann ein. Dieser schlug ihm mit seinem Stocke die Waffe aus der Hand, zerbrach sie und prügelte ihn tüchtig durch. Die Sache wurde bekannt, und der durch die Schläge beschimpfte Jakonin schnitt sich am andern Tage den Bauch auf.

Einer der Commissare, welche mit Graf Eulenburg den Vertrag verhandelten, der erwähnte Hori-noribé-no-cami, ein feiner liebenswürdiger Mann, unter dessen Leitung die Sachen zum baldigen Abschluß zu gedeihen versprachen, wurde plötzlich durch einen andern ersetzt. Auf die Frage, wo er geblieben, hieß es, er sei an einem Blutsturz erkrankt und noch am selben Tage gestorben. Wahrscheinlich aber hatte er die Sache zu schnell betrieben und dadurch sich die Ungnade des Kaisers zugezogen, sodaß er sich den Bauch aufschlitzen mußte.

Doch nicht allein Beamte und der Adel müssen auf eine solche Ordre gefaßt sein, sondern auch selbst der Kaiser. Wenngleich er wol nicht leicht in die Lage kommen kann, durch diesen Act eine ihm angethane Beleidigung zu sühnen oder einen auf seiner Ehre haftenden Flecken auszuwaschen, kann er doch von den Daimios dazu gezwungen werden, auf diese etwas forcirte Weise abzudanken. So war es mit dem vorigen Kaiser, der durch den Abschluß des amerikanischen Vertrages sich den Unwillen seiner scheinbar demüthigen, aber in Wirklichkeit den Kaiserthron beherrschenden Vasallen zugezogen hatte. Man wird zwar solche Fälle nie öffentlich besprechen, und in Japan stirbt auch der Kaiser nie, jedoch die „plötzliche Erkrankung an einem Blutsturz", wie die officielle Phrase lautet, läßt sich nicht leicht misverstehen. Der jetzige Taikun ist minderjährig, und an seiner Stelle herrscht ein Regent. Im Falle der Kaiser keinen Sohn hinterläßt, wird

der Thron aus einem der drei Fürstenhäuser besetzt, welche die Anwartschaft haben, und deren bedeutendstes das von Mito ist. Der Prinz von Mito schien die Regentschaft nicht zu billigen, denn im October 1860 wurde der Regent plötzlich auf offener Straße mitten in Jeddo in seiner Sänfte angegriffen und ihm der Kopf abgeschnitten. Dies geschah so schnell und unerwartet, daß die Begleitung nicht dazwischentreten, ja nicht einmal des Mörders habhaft werden konnte. Die allgemeine Stimme bezeichnete den Prinzen Mito als den Urheber dieser Gewaltthat, der selbst Regent werden wollte. Jedoch ist es ihm nicht gelungen. Er durfte die kaiserlichen Besitzungen nicht mehr betreten, und im folgenden Jahre wurde er in seinem eigenen Lande von einem Verwandten des ermordeten Regenten erschlagen.

Die Regierung besteht zunächst aus fünf Ministern, unter welchen die Gouverneure stehen, von denen jede der fünf kaiserlichen Städte drei, Jeddo aber fünf hat. Von diesen drei Gouverneuren befinden sich zwei in der ihnen zur Regierung bestimmten Stadt, und der dritte wohnt in Jeddo. Letzterer löst nach Jahresfrist jedesmal den ersten Gouverneur ab, wenn dies nicht auf den Bericht des nur als Spion fungirenden zweiten bereits früher nöthig scheint. Dies Spionirsystem geht von oben herunter durch die gesammte Verwaltung. Jeder Beamte hat einen officiellen Spion neben sich, und beide werden wieder von einem dritten überwacht, der alles genau berichten muß.

Werden Sachen von irgendwelcher Wichtigkeit für den Staat verhandelt, so tritt der Reichsrath zusammen und entscheidet. Auch von dieser Behörde bestehen zwei Körper, die sich gegenseitig controliren, der kleine Reichsrath von 5 und der große von 17 Mitgliedern, sämmtlich Daimios. Im Grunde genommen hat daher der Taikun wenig zu sagen, selbst kaum in seinen eigenen Staaten. Wie wenig er bei

seinen Vasallen in Ansehen steht, mag daraus erhellen, daß der Prinz von Satzuma, welcher, wie mehrfach erwähnt, alljährlich mit 40000 Mann Begleitung seine Huldigung abstattet, keinem Unterthan des Taikun erlaubt, die Grenzen seines Gebiets zu überschreiten. Dieser Vasall hat um sein Gebiet einen Militärcordon gezogen, durch welchen im Jahre 1860 selbst kaiserliche Gesandte zurückgewiesen wurden, sodaß dieselben unverrichteter Sache wieder umkehren mußten.

Wenn ein Daimio oder Adelicher einem Vorgesetzten oder irgendjemand einen Besuch abstattet, sei dieser auch nur einige Straßen weit von seiner Wohnung entfernt, so ist er stets von einem nach seiner Stellung größern oder kleinern Gefolge begleitet, das von 6 bis 200 oder 300 Personen steigt. Er führt dann alles mit sich, Essen, Trinken für sich und seine Begleiter, Betten, Sterbekleid, Wäsche u. s. w., als ob er auf eine mehrmonatliche Reise in unwirthbare Gegenden auszöge. Der Zug wird von einer Schar seiner mit Säbeln und Piken bewaffneten Vasallen eröffnet, und zwar bezeichnet die Zahl der vor ihm aufrecht einhergetragenen Piken den Rang des Daimio. Dann kommt die Sänfte, welche seine Hoheit birgt, und der sein Pferd gesattelt nachgeführt wird. Dann folgen wieder Bewaffnete, und der Zug wird von einer Menge Höriger geschlossen, die an Bambusstäben viereckige schwarzlackirte und oft sehr kostbare Kasten tragen, in denen alle jene erwähnten Gegenstände fortgeschafft werden. Ich habe zwar nicht hineingesehen, aber nach der Haltung der Träger zu urtheilen, schienen mir die Kasten sehr leicht zu sein, und wahrscheinlich sind sie ganz leer und aus früherer Nothwendigkeit ist jetzt nur eine Sitte geworden.

Ueber die militärischen Verhältnisse des Landes habe ich keine nähern Data erlangen können. Sie gehören zu den Dingen, bei deren Erfragen der Fremde stets ausweichende Antworten erhält, und dieser hat bisjetzt nicht genug Freiheit im

Lande, um sich durch seine eigenen Augen von dem Zustande des Militärwesens zu überzeugen. Wir haben nie große Truppenkörper gesehen, höchstens Abtheilungen von 50—100 Mann Infanterie und auch einmal im Januar 1861, als die fremden Gesandten während der drohenden Unruhen Jeddo verließen, etwas Artillerie, eine halbe Batterie von 3 Geschützen, die zum Schutze der Gesandten in Yokuhama einrückte.

Nach dem Aeußern zu urtheilen, sind die japanesischen Soldaten den chinesischen Truppen in jeder Beziehung überlegen; sie sind besser uniformirt und besser bewaffnet, ebenso zeigen sie einen kräftigern und jüngern Menschenschlag. Ob sie muthiger sind und sich besser schlagen, lasse ich dahingestellt sein. Ein fast zweihundertjähriger äußerer und innerer Friede mag vielleicht auch sie, wie die einst kriegerischen Tataren, verweichlicht haben; jedoch glaube ich, daß das stolze Bewußtsein, nie besiegt zu sein, das hohe Ehrgefühl und die Todesverachtung, welche jedem Japanesen innewohnen, ihn nie feige sein lassen werden. Es läßt sich nicht verkennen, daß trotz der despotischen Mittel, durch welche die Regierung seit Jahrhunderten jede Regung eines freiern Geistes zu unterdrücken gesucht hat, überall noch ein Geist der Ritterlichkeit im Volke herrscht, den der lange Frieden nicht zu ertödten vermochte, wenngleich er sich nur unmerklich äußert. Das große Gefallen des Volks an den Ringkämpfen, die bei keiner festlichen Gelegenheit fehlen, spricht dafür. Sie sind die Turniere des Mittelalters, die Proben hochgeschätzter männlicher Kraft, aber ohne die Roheit des englischen Faustkampfes, ohne die Blutgier römischer Gladiatoren und die Grausamkeit spanischer Stiergefechte.

Zu Zeiten der portugiesischen Missionare bestand das kaiserliche stehende Heer aus 100000 Mann Infanterie und 20000 Mann Cavalerie. Dazu kamen noch 368000 Mann Infantrie und 39000 Mann Cavalerie, welche die Vasallen-

fürsten in Kriegszeiten zu stellen hatten. Für jede 5 Mann war ein Offizier, 5 solche Sectionen bildeten einen Zug, 2 Züge eine Compagnie und 5 Compagnien von 50 Gemeinen und 13 Offizieren ein Bataillon von 250 Gemeinen, 65 Offizieren und einem Oberoffizier. Zehn Bataillone endlich formirten eine Division. Ob die taktische Eintheilung noch jetzt dieselbe ist, weiß ich nicht, jedoch habe ich die Zug- und Sectionentheilung noch ebenso gefunden. Japan ist bis zu seiner Eröffnung ein ungemein conservatives Land gewesen, und es ist daher leicht möglich, daß sowol Eintheilung als Zahl der Truppen jetzt noch dieselben sind wie damals, wenigstens die Truppenzahl der Vasallen, die sich von jeher darin gefallen haben, so viel Militär zu halten als möglich. Daß die kaiserliche Armee dieselbe Stärke hat wie damals, bezweifle ich jedoch; wenigstens würden wir dann wol in der Hauptstadt und Residenz, die wir doch nach allen Richtungen täglich durchstreiften, mehr Soldaten gesehen haben; es müßte denn sein, daß das Gros der Besatzung im Innern des Palastes garnisonirte, der uns verschlossen blieb. Hiervon erwähnt jedoch Kämpfer in seinen bis ins Kleinste eingehenden Berichten nichts, ebenso wenig Thunberg und Titsingh, obwol sie, da ihnen der Zutritt zum Innern des Palastes gestattet war, es jedenfalls gesehen hätten.

Die Bewaffnung des Militärs ist noch ziemlich primitiv. Einige Regimenter sind mit Percussionsgewehren ausgerüstet, welche die holländische Regierung gegen Kupfer austauscht und dabei ihre vortreffliche Rechnung findet. Die Gewehre, welche den Holländern 4—5 Thaler kosten, werden zu 10 Dollars (15 Thaler) gerechnet, und für drei wird immer ein Pikul (120 Pfund Zollgewicht) Kupfer in Barren gegeben, sodaß den Holländern das Pfund circa 4 Sgr. kostet. Dieser Contract besteht erst seit neuerer Zeit, und es sind kaum 6—8000 Gewehre eingeführt worden. Andere Regimenter sind mit Lunten-

flinten bewaffnet, die jedoch besser in Stande sind als die chinesischen, wieder andere mit Piken, die meisten aber mit Bogen und Pfeilen. In Jeddo haben wir oft die Schießübungen mit letztern angesehen und uns sowol über die Tragweite als über die Genauigkeit des Schusses gewundert. Die Bogen sind sehr groß, 6 Fuß lang, von hartem elastischen Holze gefertigt, sehr sauber gearbeitet und von bedeutender Schnellkraft. Der Mann kniet mit dem linken Fuß beim Zielen und schießt in dieser Stellung. Die Pfeile sind von Bambusrohr, oben dreifach gefiedert und mit eiserner Spitze. Wir kauften verschiedene kleinere Bogen von 4 Fuß Länge und schossen damit auf 50 Schritt durch ein halbzölliges hölzernes Bret. Die Soldaten schossen mit den großen auf 150 Schritt. Die Piken sind etwa 8 Fuß lang, mit eiserner Spitze von 6 Zoll, unter der sich ein Querstück befindet, und die für gewöhnlich in einem Futteral steckt. Alle Soldaten sind außerdem mit zwei Schwertern bewaffnet, die vor dem Bauche im Gürtel getragen werden und den Bewegungen jedenfalls sehr hinderlich sein müssen. Das größere hat ein Blatt von 2½ Fuß, das kleinere eins von 20 Zoll Länge. Das Stichblatt ist sehr klein, der Griff sehr lang, circa 8—10 Zoll, mit Haifischhaut überzogen und mit Schnur- und Ciselirarbeit verziert. Mit einem seidenen Porteépée wird es um die Handwurzel befestigt. Das längere Schwert ist leicht gebogen, das kleinere gerade. Das Blatt ist außerordentlich schön gearbeitet und die Verstahlung wunderbar fein angelegt.

Die Schwerter der höhern Beamten und des Adels in Japan sind überhaupt Kunstwerke, die den besten Maßstab dafür abgeben, wie weit es die Japanesen in diesem Industriezweige gebracht haben, und wie weit sie uns darin voraus sind. Verschiedene Waffenfabrikanten hatten unserer Gesandtschaft Säbel als Probestücke unserer Eiseníndustrie mitge-

geben, aber schon ein Blick auf die japanische Arbeit zeigte die bedeutende Ueberlegenheit der letztern, die um so mehr anerkannt werden muß, weil alles Handarbeit ist. Nur Elasticität verstehen die Japanesen den Klingen nicht zu geben, und sie erstaunten jedesmal, wenn wir unsere Säbelklingen bis zum Halbkreis bogen und zurückspringen ließen, während die ihrigen brachen oder bei den schlechten Sorten krumm blieben. Die Preise dieser Waffen sind nicht hoch. Wir haben von den schönsten mit der feinsten eingelegten und Ciselirarbeit das Paar mit 30 Itzebu (15 Thaler) bezahlt. Ihre Schärfe ist außerordentlich groß, man könnte sich fast damit rasiren, und ein mit Kraft geführter Hieb der schweren Klinge muß furchtbar sein. Einem der russischen Offiziere, welche 1860 in Yokuhama ermordet wurden, waren mit einem Hiebe das Schulterblatt und sämmtliche Rippen bis zum Nabel durchgehauen worden. Wenn wir dergleichen Schwerter kauften, probirten wir sie stets mit dem Durchhauen von eisernen Nägeln.

Cavalerie habe ich, wie schon erwähnt, auch nicht einen Mann gesehen und kann deshalb nicht darüber urtheilen. Die berittenen Jakonins, welche man jedoch als Muster derselben betrachten kann, machten sich recht gut. Die Pferde sind von der Ponyrasse, aber kräftig, muthig, schnell und in gutem Stande gehalten. Der Sattel ist von Holz, ziemlich hoch und für Europäer sehr unbequem. Die Japanesen sitzen darauf mit eingezogenen Knien und können wegen mangelnden Schlusses nicht so fest sitzen wie wir. Trotzdem ritten sie im allgemeinen gut und hielten auf unsern Spaziertouren zu Pferde tapfer mit uns aus, so oft wir ihnen auch das Leben sauer zu machen suchten.

Von Feldartillerie sah ich drei Geschütze, alte eiserne Neunpfünder mit ebenfalls sehr alten Laffetten in nicht sehr gutem Zustande. Was die Artillerie zu leisten vermag, weiß ich nicht, aber wenigstens ließen es die Japanesen nicht an

Schießübungen fehlen. Solange wir vor Jeddo lagen, hörten wir täglich viele Stunden lang mit Kanonen schießen; es wurde uns jedoch nicht gestattet, die Schießplätze zu besuchen, und ich weiß deshalb auch nicht, ob dort mit Feld- oder Festungsgeschützen geschossen wurde. An letztern scheint in Japan kein Mangel zu sein, denn die ganze Bai von Nangasaki ist mit Batterien gespickt, deren Geschütze sehr sorgsam durch Ueberbaue gegen den Einfluß der Witterung geschützt werden. Ob die Japanesen das Pulver selbst fabriziren oder aus China beziehen, ist mir ebenfalls nicht bekannt geworden; gewiß ist es, daß sie bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, zur Zeit des portugiesischen Entdeckers Pinto, das Pulver nicht kannten und dieser das erste Feuergewehr nach Japan brachte.

In vielen Läden sahen wir Rüstungen von Stahlschuppen oder Drahtgeflecht, sehr sauber und stark gearbeitet, Helm, Panzerrock, Arm- und Beinschienen nebst Schild. In den alten Heldenbüchern sind die Streiter auch stets gepanzert abgebildet, jedoch habe ich keine Soldaten so gesehen, außer in einem Fechtsaale, wo der Schwertkampf geübt wurde. Die Helme sehen brillant aus, haben die Form der preußischen Kürassierhelme, sind aus silberähnlichem Metall gearbeitet, reich ciselirt und vergoldet, sowie mit einem Visir versehen.

Das Exercirreglement für die mit Percussionsgewehr bewaffneten Truppen ist das holländische. Vor einigen Jahren wurden verschiedene holländische Unteroffiziere in Nangasaki commandirt, um die Japanesen darin zu unterrichten.

Die Uniform ist unpraktisch, der weitärmelige, durch eine Schärpe zusammengehaltene Rock hindert schnelle Bewegungen, und die Strohsandalen an den Füßen, die nicht durch Schnüre, sondern nur durch einen Lederbügel zwischen der großen und zweiten Zehe festgehalten werden, verursachen ein schlürfendes Gehen und können keinen festen Tritt geben. An Fahnen

fehlt es in Japan ebenso wenig wie in China, und jede Compagnie hat deren mindestens sechs.

Wie es mir scheint, ist jedenfalls die kaiserliche Armee unsern modernen Truppen gegenüber noch von keiner großen Bedeutung, und ein Krieg mit europäischen Mächten würde jetzt wahrscheinlich noch zu ähnlichen Resultaten führen wie kürzlich in China. Die Truppen einzelner Landesherren sollen besser sein, und namentlich erzählte man sich in Nangasaki vom Prinzen von Satzuma, daß er seine ganze Armee von 80000 Mann mit Miniébüchsen bewaffnet und in den von ihm angelegten Fabriken bereits 40000 Stück solcher Gewehre habe anfertigen lassen. Nach dem, was ich von dem Nachahmungstalent der Japanesen, ihrer schönen und genauen Arbeit in Metall gesehen, zweifle ich nicht in geringsten an der Möglichkeit.

Unsere Zündnadelgewehre imponirten ihnen ungemein, und der Gouverneur von Nangasaki stellte alles Mögliche an, um einige davon zu erhalten, obwol seine Wünsche nicht erfüllt werden konnten.

Mit ihrer Marine sind die Japanesen noch weit zurück, und bis zur Ankunft der Amerikaner besaßen sie auch nicht ein einziges Kriegsschiff. Es lag auch keine Nothwendigkeit dazu vor. Ihre Schiffe besuchten keine fremden Häfen, und die Regierung ist immer kräftig genug gewesen, um allen seeräuberischen Gelüsten ihrer Unterthanen dadurch ein Ziel zu setzen, daß sie jeden, der sich aus Sicht der Küsten entfernte, mit dem Tode bestrafte. In frühern Jahrhunderten und vor Abschließung des Reichs waren die Japanesen, wie ich schon bemerkte, kühne und in den indischen Meeren sehr gefürchtete Seefahrer und so verzweifelt unternehmend, daß ihnen schließlich untersagt wurde, in irgendeinem indischen Hafen zu landen.

Mit der Abschließung Japans hörte dies auf. Die Fahrzeuge durften nur die eigenen Küsten befahren, und selbst wenn

einzelne durch Stürme nach fremden Ländern verschlagen wurden oder dort Schiffbruch erlitten, durften ihre Besatzungen bei Todesstrafe nicht in ihr Vaterland zurückkehren. Um den Seeleuten jede Möglichkeit zu nehmen, weitere Touren zu machen, ließ die Regierung sämmtliche Dschonken nach einer bestimmten Vorschrift bauen, von der bei schwerer Strafe nicht abgewichen werden durfte. Danach wurden die Fahrzeuge so klein und an gewissen Punkten so schwach construirt, daß ein hoher Seegang ihren sofortigen Untergang herbeiführen mußte und die Besatzungen schon ihrer eigenen Sicherheit wegen gezwungen waren, sich stets in unmittelbarer Nähe ihrer Küste zu halten.

Auf diesem Standpunkt blieb die Schiffahrt ununterbrochen fast 200 Jahre stehen. Die japanischen Dschonken sind den chinesischen Flußfahrzeugen sehr ähnlich, alle nach demselben Modell und von gleicher Größe mit einem außerordentlich starken Maste und einem Matten- oder Baumwollsegel. Wie in China sind Anker, Steuer und Takelage sehr primitiv, aber wie in jeder andern Beziehung zeichnen sich die Dschonken der Japanesen vor denen ihrer Nachbarn durch das schöne Material des Rumpfes, die feine Bearbeitung und durch die größte Sauberkeit sehr vortheilhaft aus. Das Holz des Schiffskörpers ist nicht mit Farbe angestrichen, wird aber durch häufiges Waschen und Scheuern so rein gehalten, daß alle Fahrzeuge stets wie neu aussehen. Die kleinern Boote werden nach demselben Princip fortbewegt wie in China, nur arbeiten statt 1 Ruder deren 4—6, und unter einem rhythmischen Gesange der kräftigen Bootsleute fliegen gleichsam die Fahrzeuge durch das Wasser. Wir hatten 30 dieser Boote vor unser Schiff zum Bugsiren gespannt, und sie gingen damit vorwärts, als würden wir von einem Dampfer geschleppt.

Nach dem Abschlusse des amerikanischen Vertrags änderte sich der nautische Standpunkt Japans. Es war mit dem

alten System nun einmal gebrochen, und die leitenden Staatsmänner besaßen Klugheit genug, alles das über Bord zu werfen, was nur Consequenz jenes Systems war, aber jetzt vernunftgemäß nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte. Der erste Schritt war, daß den Japanesen gestattet wurde, Schiffe nach europäischem Modell zu bauen, und zwar ging die Regierung mit gutem Beispiele voran. Sie begann einzusehen, daß der Vertrag mit Amerika nur der Vorläufer von vielen andern sei, daß Japan in die Reihe der Handelsstaaten eintreten müsse und bald der Handel zur See ihren Schutz beanspruchen werde, der nur durch eine Kriegsflotte gewährt werden kann. Man war darin weitsichtiger wie in unserm guten Deutschland, das durch eine dänische Blokade lieber noch einmal seinen blühenden Handel lähmen läßt, als einige Millionen für so viel Schiffe aufwendet, um unsern Namen zur See geachtet zu machen.

Schon 1856 begann man in Japan Fregatten zu bauen, zunächst drei. Es wurde nichts gespart, das schönste Holz, das beste Metall ward dazu verwendet, die tüchtigsten Baumeister ausgesucht, und nach zwei Jahren schwammen die neuen mächtigen Schiffe stolz auf dem Wasser. Nur Ein Fehler war dabei. Da den Baumeistern kein europäisches Modell zu Gebote stand, suchten sie Ersatz in Zeichnungen und fanden dieselben auch in einer der öffentlichen Bibliotheken in einem russischen Werke über Schiffsbaukunst zu ihrer großen Freude sehr ausführlich und genau. Alle Schwierigkeiten waren gehoben, die Fregatten erstanden als getreue Abbilder der Zeichnungen — leider aber stammten diese aus der Zeit Peter's des Großen, und so sahen die Europäer zu ihrer großen Verwunderung plötzlich drei unerklärliche Fahrzeuge in der Bai von Nangasaki erscheinen, während die Japanesen bemerken mußten, daß sie Monumente längstvergangener Jahrhunderte geschaffen hatten. Die erste Probe war demnach schlecht ausgefallen, allein man

ließ sich dadurch nicht abschrecken. Holland und England schenkten als Zugabe zum Vertrage jedes einen Kriegsdampfer. Jetzt hatte man Modelle und begann aufs neue. Es wurden Maschinen aus Europa verschrieben, und nach abermals zwei Jahren erschienen zwei sehr schöne Kriegsdampfschiffe unter weißer Flagge mit rother Kugel (der japanesischen) mit japanesischen Offizieren, Maschinisten und Matrosen auf der Rhede von Jeddo. Die schrillende Pfeife begleitete das Commando, und die Mannschaft kletterte so flink in der Takelage herum, als gehörte sie einer Gott weiß wie alten Marine an. Es waren die neuerbauten Schiffe und ihre Besatzung bestand aus dem Kern der neuen Marine, der von holländischen Seeoffizieren und Maschinisten ausgebildet war, die zwei Jahre in japanesischen Diensten gestanden hatten.

Dieser Ausfall ermuthigte die Behörden, und es wurde eine energische Vergrößerung der Marine beschlossen. Zugleich wollte man aber auch vom Auslande unabhängig sein und die Maschinen selbst bauen. Man ersuchte Holland um Ingenieure zum Bau einer Maschinenfabrik. Diese kamen, und nach 6 Monaten stand in Hakanora, auf dem gegenüberliegenden Ufer von Nangasaki, ein mächtiges Gebäude, mit rauchenden Schornsteinen, sprühenden Essen und schallenden Hämmern von Dampfmaschinen getrieben und mit allen Apparaten zum Bau von Dampfmaschinen ausgerüstet. Als wir im Mai 1861 zuletzt in Nangasaki waren, fanden wir die Anstalt bereits in vollem Betriebe, und eine Dampfmaschine von 250 Pferdekraft für eine Corvette, sowie eine andere von 700 Pferdekraft für eine schwere Fregatte, deren Hölzer bereits behauen wurden, waren in Angriff genommen.

Jedenfalls ist es Japan vorbehalten, schon in nicht zu ferner Zeit in maritimer Beziehung eine große Rolle zu spielen und für Asien das zu werden, was England für Europa ist, mag es nun ein unabhängiger Nationalstaat bleiben oder

eine russische Colonie werden. England und Japan haben eine ungemeine Aehnlichkeit miteinander, in ihrer insularen Lage, in der Fruchtbarkeit, dem Mineral- und Kohlenreichthum des Landes, in der Arbeitsamkeit, der Industrie und der praktischen Geschicklichkeit des Volks; ja selbst in socialer Beziehung, in der Stellung der Aristokratie zum Volke ist in gewissem Maße Aehnlichkeit vorhanden.

26.

Japans Bedeutung in Handel und Industrie. Kohlen, Metalle und Thee. Das Porzellan und seine Fabrikation. Lack und Lackwaaren. Rapsöl und vegetabilisches Wachs. Miako als Mittelpunkt japauischer Industrie. Bereitung und Verwendung des Papiers. Münzen und Münzwesen. Ackerbau und Viehzucht. Die Forstcultur und der reiche Baumwuchs des Landes.

Manche Reisende, die Japan besucht, schöpften in Betreff seiner zukünftigen commerziellen Wichtigkeit sehr geringe Begriffe. Ich bin während meines Aufenthaltes dort zu einer entgegengesetzten Ansicht gekommen und überzeugt, daß Preußen nichts Besseres thun konnte, als schon jetzt seinen Schiffen die Theilnahme an den bevorstehenden Handelsvortheilen durch einen Vertrag zu sichern. Wenn es auch vorläufig Graf Eulenburg mislungen ist, den Vertrag auf ganz Deutschland auszudehnen, so erscheint doch diese Beschränkung von keiner großen Bedeutung. Selbst wenn die deutschen Schiffe keine preußische Flagge annehmen wollen und für die nächsten Jahre von der Verbindung mit Japan ausgeschlossen bleiben, so kann dies eben nur kurze Zeit währen. Schon zur Wahrung der materiellen Interessen werden sich die deutschen Regierungen genöthigt sehen, eine allen Deutschen gemeinsame Flagge zu schaffen, und die japanische Regierung wird dann der ursprünglichen Fassung des Vertrags ihre Zustimmung nicht länger versagen, wenn Preußen mit der deutschen Flagge erscheint.

Der deutsche Handel und die deutsche Schiffahrt werden dann in Japan dieselbe Bedeutung erlangen und letztere die Concurrenz anderer Nationen ebenso verdrängen, wie dies bereits in China geschehen ist.

Wie man aber noch an einer kräftigen Handelsentwickelung Japans nach den Ergebnissen der letzten Jahre zweifeln kann, ist mir unerklärlich. Eine einzige Thatsache, die ich hier anführen will, entscheidet darüber klar und deutlich. Bis zum Jahre 1857, d. h. bis zu dem Jahre, wo die Holländer durch ihren Vertrag Handelsfreiheit erhielten, bestand ein Haupttheil der Waaren, welchen sie jährlich einführen durften, in Rohseide, die sie aus China holten. Damals bauten die Japanesen nothdürftig so viel Seide, um den Bedarf für die Kleidung der höhern Stände zu decken. Die Regierung bestimmte die Preise, und der ärmliche Profit, der dem Erzeuger blieb, konnte ihn zu keinen Anstrengungen verleiten. Jetzt nach der wenn auch nicht unbedingten Freigebung des Handels sieht der japanesische Landmann, daß er den fünf- bis zehnfachen Betrag für seine Seide erhält, und das Resultat ist, daß 1860 aus Yokuhama allein 6000 Ballen Rohseide nach Europa verschifft wurden, außer der Manufacturseide, die namentlich aus Nangasaki in großen Quantitäten fortgeht. Vergleicht man dies mit dem Seidenexport von China, dessen Hauptstapelplatz für diesen Artikel, Schang-hae, in demselben Jahre 80000 Ballen ausführte, so muß man gewiß über den raschen Aufschwung des eben geöffneten Japan, das bis dahin gar keinen Handel hatte, erstaunen. Hierbei ist aber noch in Betracht zu ziehen, daß die kaiserliche Regierung trotz der Verträge nur sehr widerwillig den Handel gewähren läßt, daß die interessirten Beamten ihn heimlich zurückzuhalten suchen und jedenfalls von seiten des Staats nicht das Geringste geschieht, um ihn zu fördern. Ebenso ist die Ausfuhr der Seide bisher nur ein Product der kaiserlichen Staaten,

die kaum ein Achtel des ganzen Reichs umfassen; denn die Landesherren halten ihre Landesgrenzen aus Haß gegen die Fremden hermetisch verschlossen. Dieser Zustand wird und kann aber nach den von mir angeführten Thatsachen nicht lange mehr andauern. Es wird in Japan eine Revolution eintreten, welche die Verhältnisse umkehrt, die Macht der Aristokratie bricht, und ihr Ausbruch kann höchstens nur noch einige Jahre auf sich warten lassen. Es müßte denn sein, daß die Regierung und die Landesherren vorher freiwillig gewährten, was ihnen später mit Gewalt vom Volke oder wol gar durch die fremden Mächte genommen werden wird.

Aber auch schon unter den jetzigen Beschränkungen kann es nicht ausbleiben, daß fortan Seide auf Kosten des Reis gebaut werden wird. Java und Siam liefern so viel Reis, daß der Japanese ihn von dort her wenig theurer bezieht, als er ihn im Lande selbst kauft, während ihm ein Maulbeerfeld jetzt das Fünffache einträgt. Die japanesische Rohseide ist feiner wie die chinesische, und ebenso ist die verarbeitete Seide der chinesischen überlegen. Der wundervolle Krepp steht einzig in seiner Art da und wird wegen seiner Preiswürdigkeit und außerordentlichen Haltbarkeit später ein sehr gesuchter Artikel in Europa werden. Das Stück vom schwersten weißen Krepp, 33 Ellen lang und 1½ Elle breit, kauften wir in Jeddo im Laden zu 36 Itzebu, also die Elle etwa zu 17½ Sgr., schwarzen Atlas, 1¼ Elle breit, ein ebenso schöner als unverwüstlicher Stoff, in Nangasaki zu demselben Preise. Die Muster sind japanische, aber so geschmackvoll und zart, daß sie überall Beifall finden und auch in Europa außerordentlich gefallen.

Demgemäß wird sich auch ganz von selbst in kurzer Zeit ein Importhandel bilden, der von Jahr zu Jahr wachsen und sich auf immermehr Artikel erstrecken muß, wenn die Wohlhabenheit des Volkes erst so weit gediehen ist, um sie bezah-

len zu können. Diesen Umstand halte ich nämlich für den hauptsächlichsten Grund, daß das Importgeschäft verhältnißmäßig jetzt noch gering ist. Der Japanese hält durchaus nicht so streng an Usus und Herkommen wie der Chinese; er kauft im Gegentheil gern europäische Sachen, aber bisjetzt ist die consumirende Masse des Volks noch zu arm und kann sie nicht bezahlen. Allerdings wird vielen europäischen Industrieerzeugnissen sehr bald in Japan selbst Concurrenz erwachsen. Die große Geschicklichkeit des Volks und sein Nachahmungstalent lassen dies mit Gewißheit voraussetzen, und man darf nicht glauben, den japanesischen Markt mit allen möglichen europäischen Erzeugnissen versehen und überschwemmen zu können; aber es gibt einzelne Artikel, welche im Lande nicht erzeugt werden können, und wofür sich dennoch sehr bedeutende und namentlich für Deutschland wichtige Absatzquellen eröffnen werden. Dies ist Tuch, das man in Japan nicht zu machen versteht und auch gar nicht fabriziren kann, weil es im ganzen Lande keine Schafe gibt. Seide und Baumwolle sind gegen die Winterkälte, die Eis und Schnee mit sich bringt, unzureichende Kleiderstoffe, Pelze gibt es im Lande nicht, sie sind auch zu theuer. Dies wissen die Japanesen wohl, und nichts von unserm Anzuge wurde mehr von ihnen betrachtet, mehr bewundert und mit größerm Gefallen befühlt als die Tuchkleider. Das bisjetzt von deutschen Häusern eingeführte Tuch, eine wegen der erwähnten Umstände freilich nur geringe Quantität, die jedoch von Jahr zu Jahr steigen muß, wurde mit 100—150 Procent Nutzen verkauft. Ebenso wird Shirting und Calicot von bestimmten Mustern mit der Zeit bedeutenden Absatz finden, da der Baumwollenbau nicht bedeutend ist; ferner Glas, Droguen, Teppiche und Decken. Droguen werden schon jetzt in bedeutenden Mengen eingeführt. Teppiche und Decken erfordern glänzende und lebhafte Muster, quadratische Form und dürfen nicht zu theuer sein. Plüsch-

teppiche von 6 Fuß Breite und Länge liefert England zu 18 Schilling Facturapreis und macht gute Geschäfte damit.

Ein Hauptproduct des Landes und die Quelle großen Reichthums bilden die Steinkohlenminen, die namentlich in Kiusiu unerschöpflich sind. Bisjetzt erreichten zwar die Kohlen nicht die Güte der englischen, aber es wird dies in kurzer Zeit der Fall sein, wenn man tiefer kommt; die, welche man jetzt gewinnt, sind bereits 100 Procent besser als die vor 2—3 Jahren gelieferten. Die Kohlen sind Monopol der Regierung, und diese liefert die besten für 4½ Dollars (7 Thaler Preußisch) die Tonne frei an Bord. Man hat früher geglaubt, daß sie die Züge und Röhren der Kessel angriffen, allein dies hat sich als ein Vorurtheil erwiesen. Ihr einziger Mangel ist, daß sie bisjetzt nicht eine so intensive und nachhaltige Hitze geben wie die englischen, und man gebraucht deshalb etwa ein Viertel der Quantität mehr davon. Dagegen brennen sie vorzüglich, geben schnelle Hitze, schmelzen förmlich wie Fett und lassen wenig Schlacken zurück. Immerhin ist der Preisunterschied aber so groß, daß bei rationeller Bearbeitung der Minen, wie sie jetzt begonnen hat, der Osten von Asien sehr bald mit japanesischen statt mit englischen Kohlen versehen werden wird. Wir haben in Singapore, Hongkong und Schang-hae 17 bis 20 Dollars für die Tonne Wales-Kohlen bezahlt, während wir die Quantität japanesischer von demselben Nutzeffect (die Regierung läßt so liberal messen, daß man stets 25 Procent Ueberschuß hat), in Nangasaki für 4½, in Hongkong für 10—11 Dollars kauften. Es gehen jetzt jährlich auch schon über 100 Schiffe nach Nangasaki, um Kohlen für China zu holen, und alle Kriegsschiffe, welche in der Nähe passiren, versehen sich damit.

An Metallen ist Japan reich, namentlich an Kupfer, dessen Ausfuhr bisjetzt jedoch nur Holland, und zwar in sehr beschränktem Maße gestattet ist, indem es gegen Gewehre, wie

ich schon erwähnte, ausgetauscht wird. Mit dem freiern Geiste, der seit der Eröffnung so mächtig in Japan einzieht und von dem Volke sich nothwendig auch der Regierung mittheilen muß, werden mit der Zeit aber solche Beschränkungen, unter denen der Handel im allgemeinen noch sehr viel leidet, fortfallen, obschon die Beschränkung der Ausfuhr des Kupfers gegenwärtig noch mit in der geringen Ausbeutung der Kupferminen ihren Grund hat. Trotzdem ist dies Metall im Lande sehr billig, und nirgends in der Welt sieht man so viele Kupfergeräthschaften als in Japan.

Ein anderes Product beginnt gleichfalls ein bedeutender Handelsartikel zu werden: der Thee. Dieser ist nicht so gut oder vielmehr war bisher nicht so gut wie der chinesische und wurde deshalb nicht verlangt. Es hat sich jedoch herausgestellt, daß die schlechtere Qualität nur eine Folge der Behandlung ist. Die Japanesen dörren ihren Thee in der Sonne, und durch diesen langsamen Proceß verliert er den größten Theil des Aromas, sodaß japanesischer Thee gerade wie warmes Wasser schmeckt. Nachdem sich aber ergeben, daß der chinesische und japanesische Theestrauch derselbe ist, haben einige europäische Häuser mit der Theebereitung und Röstung vertraute Chinesen kommen lassen, und im Jahre 1861 sind bereits 500000 Pfund verschifft wurden. Der gewöhnliche Thee ist so ungemein billig, daß wir ihn kistenweis kauften, um unsere an Bord feucht gewordenen Cigarren darin zu trocknen, ein uns empfohlenes und probat gefundenes Mittel, das sich jedoch wol nur in Japan als praktisch erweist, wo man das Pfund Thee mit 3—4 Silbergroschen bezahlt.

Das Porzellan ist vorzüglich, noch feiner und transparenter als das chinesische, dabei aber ungemein stark. Nach einheimischen Chroniken ist die Kunst seiner Bereitung seit 277 v. Chr. bekannt und gelangte von Korea nach Japan, blieb jedoch bis zum 13. Jahrhundert sehr unvollkommen und

erreichte erst dann seine jetzige Blüte. Die Hauptfabriken liegen auf Kiusiu in dem Fürstenthum Fisen, nicht weit von Nangasaki bei dem Dorfe Uresino, wo sich die Porzellanerde in Masse findet. Diese besteht aus feinem verwitterten Feldspath, der jedoch in steinartigem Zustande ist, mit Hämmern zerschlagen und pulverisirt werden muß. Dies Pulverisiren geschieht in Stampfen, die ebenso wie die von mir beschriebenen Reisstampfen zum Enthülsen des Korns construirt sind, nur daß der kugelförmige Klöpfel nicht aus Holz, sondern aus Eisen besteht. Es gibt zwei Arten von Erden, eine weiche und eine harte, die erstere muß jedoch für den Gebrauch mit der harten gemischt werden, weil sie sonst beim Brennen zerspringt. Die harte Erde allein gibt das beste, fast glasartige „Imari-Porzellan", so benannt nach einem Hafen von Fisen, wo zwar selbst kein Porzellan fabrizirt, aber von wo es ausgeführt wird.

Die gemahlene Erde wird in Steintrögen mit Wasser gemischt und der Brei durch feine Körbe filtrirt. Die obere Schichte des Niederschlags gibt das feine Porzellan, die mittlere die geringere Sorte, das Uebrige wird als unbrauchbar verworfen. Die meisten Formen werden auf der Drehscheibe gegeben, Vasen u. s. w. modellirt. Die fertigen Gefäße werden im Schatten getrocknet und dann in die Oefen gebracht. Die Malerei — es existirt kein weißes Porzellan in Japan — geschieht auf der Drehscheibe, wird mit Glasur überzogen und dann gebrannt. Die Glasur besteht aus einer Mischung der obern Haut vom Niederschlage des Porzellanbreies, der also die feinste Masse enthält, mit der Asche von den Schoten eines unter dem Namen Jusi bekannten Baumes. Die Oefen ähneln in ihrer innern Einrichtung unsern Malzdarren. Die Oeffnungen sind 2 Fuß hoch und 10 Zoll breit. Neben den Ofenthüren sind runde, 3 Zoll im Durchmesser haltende Löcher, durch Thonstöpsel verschließbar, durch welche der Zu-

stand des Brennens beobachtet wird. Die ganze Procedur erfordert ungemein viel Mühe, man rechnet, daß ein Geschirr durch 72 Hände geht, ehe es fertig wird, und die Japanesen sagen, daß Menschenknochen ein Beisatz des Porzellans seien, was, figürlich gemeint, nicht so unrichtig ist. Dies erklärt auch die ziemlich theuern Preise, die trotz des niedrigen Arbeitslohnes, der sich für den Mann in Japan auf höchstens 2 Silbergroschen pro Tag stellt, im Vergleich zu den unsern kaum 30—40 Procent niedriger sind, wozu freilich noch der höhere innere Werth des Porzellans tritt. Die Malerei ist sehr reich und originell, erreicht jedoch die unsere an Geschmack und Feinheit bei weitem nicht. Indessen sind die Fortschritte darin seit Eröffnung des Landes ungemein groß gewesen, und ebenso hat man seit vier Jahren europäische Formen in den Tafel- und Theeservicen nachgeahmt. Die ersten Erzeugnisse dieser Art ließen manches zu wünschen übrig und waren aus Mangel an Uebung ziemlich windschief, da alle runden Geschirre an der Drehscheibe gefertigt werden. Die letztern Service, welche wir sahen, waren jedoch auch schon recht gut und preiswürdig. Ein vollständiges Tafelservice für 12 Personen, aus 145 Stück bestehend, kostete 80 Thaler. Ebenso sahen wir einige kürzlich angekommene Vasen, die durch ihre originelle Schönheit, feine Malerei und gefällige Formen von uns allgemein bewundert wurden. Sie waren circa 4 Fuß hoch, schwarz und mit Gold gemalt, letzteres so geschmackvoll, als wäre es aus einer europäischen Fabrik hervorgegangen.

Ueberhaupt ist die japanesische Malerei weit geschmackvoller als die chinesische, wie auch alle japanesischen Dessins sich unserm Geschmack mehr anpassen als jene. Sie sind durchaus originell, aber im allgemeinen reizend und auf den berühmten Lacksachen, in denen Japan unerreicht dasteht, mit wunderbarer Schönheit und Feinheit ausgeführt. Das was

mir bei ihnen so gefallen hat, ist die — wenn ich mich so ausdrücken darf — geniale Unregelmäßigkeit sämmtlicher Muster und Zeichnungen, die, in einpolirter oder erhabener Arbeit ausgeführt, gleich prachtvoll sind. Kauft man z. B. irgendeinen Gegenstand, einen Tisch, eine Kommode oder Kasten, so wird man die verzierenden Zeichnungen nie symmetrisch geordnet oder in der Mitte finden, aber diese Launenhaftigkeit hat etwas ungemein Fesselndes. Es liegt durchaus kein Grund vor, weshalb z. B. die Fläche eines Tisches ganz glatt schwarz lackirt ist und nur in der einen Ecke eine kostbare Zeichnung erscheint — aber jedem gefällt es; es ist von unsern Gewohnheiten durchaus abweichend, aber unstreitig äußerst geschmackvoll. Ebenso die eingelegte Holzarbeit und Kunsttischlerei, in der wir den Japanesen nicht das Wasser reichen. Ich besitze eine solche Kommode aus Holzmosaik, aber nicht ein einziges Muster ist dem andern ähnlich oder regelmäßig neben die andern gestellt. Nur die einzige Zeichnung kehrt überall wieder, der Fusinoyama, der heilige Berg, dessen ich schon früher erwähnte. Ich habe fast keinen lackirten Gegenstand, keine Stickerei, kein Bilderbuch gesehen, auf oder in dem der heilige Berg nicht in der einen oder andern Gestalt, aber stets unverkennbar wiederkehrte. Fast ebenso häufig sieht man den „gnädigen Herrn Kranich", wie er bei den Japanesen heißt, der gleichfalls heilig gehalten ist und nur vom Kaiser gegessen werden darf, die Schildkröte und die Fichte, beides heilig gehalten. Der Fächer wird namentlich auf Tapeten und Kleidermustern sehr vielfach dargestellt.

Der japanesische Lack wird aus dem Lackbaum, Rhus vernix, gewonnen und kommt in drei Farben zur Anwendung: schwarz, roth und Goldlack. Er wird in den feinsten Lagen aufgetragen und jede Lage muß in einem dunkeln, mit nassen Decken ausgeschlagenen und hermetisch verschlossenen Behälter trocknen, was mindestens 3—4 Tage, bei den kostbarern Sa-

chen aber noch einmal so lange dauert, weil der Glanz und die Dauerhaftigkeit des Lacks hauptsächlich von der Trockenzeit abhängig ist. Das Ausschlagen mit nassen Decken geschieht wol nur hauptsächlich, um allen, auch den feinsten Staub fern zu halten. Da die besten Lacksachen 30—40 Lagen nacheinander erhalten, so dauert ihre Fertigung oft über ein Jahr, und man kann sich denken, daß sie theuer sind; immerhin bleiben sie aber noch sehr preiswürdig. Die sogenannte eingelegte Perlmutterarbeit in diesem Lack ist nicht eingelegt, sondern eine Art von Malerei. Es gibt in Japan eine häufig vorkommende Art von Muscheln, deren innere Schale Perlmutterglanz in allen Regenbogenfarben besitzt. Diese glänzende Oberfläche wird abgetrennt und pulverisirt, die Zeichnung des Gegenstandes mit Grundfarben aufgetragen, der entsprechende Perlmutterstaub darüber gepinselt und das ganze nach dem Trocknen wieder lackirt. Der Untergrund schimmert dann mit seiner Farbe durch und gibt die gewünschte Färbung des Perlmutterstaubes. Die Vorzüglichkeit des japanischen Lacks besteht hauptsächlich in seiner Eigenschaft, nicht durch kochendes Wasser oder Säuren — letztere müßten denn ätzend sein — angegriffen zu werden, und man lackirt deshalb sämmtliches Eßgeschirr, das aus Holz gefertigt wird. In der Verarbeitung und Goldmalerei des Schildpatts sind die Japanesen ebenso unsere Meister wie in der Ciselirung und getriebenen Arbeit. Ihre Kupfer- und Bronzesachen sind prachtvoll und dabei außerordentlich billig. Selbst bei der feinsten Ciselirarbeit kauft man die großen Bronzesachen zu einem Preise, der kaum die Hälfte des Kupferwerthes bei uns übersteigt.

Ein anderer Ausfuhrartikel wird mit der Zeit Rapsöl werden, das bis jetzt nur zum heimischen Gebrauch producirt wird, und von dem der Pikul (120 Zollpfund) 8 Thaler kostet. Ferner vegetabilisches Wachs, aus den Beeren des

überall wild wachsenden Wachsbaumes gepreßt und an Festigkeit, Weiße und Brennfähigkeit unserm Bienenwachs kaum nachstehend. Ebenso alle Arten Nutz- und Zierhölzer, Eiche, Esche, Ceder, Kampherholz, sowie Kampher überhaupt. Dann Soya, aus einer besondern Bohnenart gewonnen, ohne den ein| Japanese kaum irgendeine Speise genießt. Der Preis desselben ist sehr gering; ein Faß Soya von 10 Quart kostet 1 Itzebu (15 Silbergroschen). Einen schon jetzt bedeutenden Ausfuhrartikel, der jedoch nur für die Küstenschiffahrt von Interesse ist, bildet das eßbare Seegras, das in Hunderttausenden von Centnern nach China verschifft wird.

Mit dem Jahre 1863 soll nach den Verträgen der neue Hafen von Osaka geöffnet werden, und alle in Japan ansässigen Fremden erwarten damit schon einen ganz bedeutenden Aufschwung des Handels. Osaka ist eine der bedeutendsten Städte des Reichs von circa 100000 Einwohnern mit einem ausgezeichneten Hafen und namentlich durch seine vorzügliche commerzielle Lage zum Haupthandelsplatz von Japan geeignet. Es liegt in der Mitte von Nangasaki und Jeddo an dem Binnenmeere, das durch Kiusiu, Sikokf und Nipon gebildet wird, und nur drei Meilen von Miako, der Residenz des Dairi entfernt. Von Miako aus hat sich in Japan die Civilisation verbreitet, und die alte Metropole gilt noch immer als der Mittelpunkt des Culturlebens. Alles was gut ist kommt von Miako; die besten Lacksachen stammen dorther, die schönsten Seidenmanufacturen, die kostbarsten Bronzevasen — alles wird in Miako fabrizirt. Bisjetzt wurden diese Sachen größtentheils über Land nach Nangasaki und Jeddo gebracht und durch den Transport um mindestens 50 Procent vertheuert. Mit der Eröffnung von Osaka fällt dies alles fort: Nangasaki wird nur ein Kohlenhafen bleiben, Yokuhama sehr viel einbüßen, obwol letzteres immer noch den Verkehr

von der nördlich gelegenen Hälfte Nipons behalten wird. Dieses nothwendige Emporblühen des Handels mit der Oeffnung Osakas verhehlt sich auch die Regierung nicht, und weil sie daran die von mir erwähnten Consequenzen einer Revolution knüpft, hat ihre Gesandtschaft bei den europäischen Vertragsmächten um eine Aufschiebung des Oeffnungstermins angehalten. Diesem Wunsche ist zwar auf zwei Jahre Folge gegeben worden, aber dann wird das Gefürchtete doch eintreten.

Noch ein japanesisches Product habe ich als der Beachtung werth zu erwähnen: das Papier, von dem wol in keinem Lande der Welt ein so ausgedehnter Gebrauch gemacht wird wie hier. Es unterscheidet sich von dem unsern hauptsächlich durch seine seidenartige Weichheit und merkwürdige Haltbarkeit, infolge deren es zu vielen Zwecken verwandt wird, zu denen wir das unsere gar nicht gebrauchen können. Es wird aus der Rinde der jungen Zweige des Papiermaulbeerbaums (Morus papyrifera) bereitet. Es ist mir nicht gelungen, die Fabrikation selbst zu sehen. Auf alle Fragen nach einer Papierfabrik erhielten wir stets nur die eine Antwort: Miako! Miako!, sodaß, wenn dort wirklich alles im Lande verbrauchte Papier gemacht wird, daselbst Millionen von Centnern fabrizirt werden müssen. Die nachstehende Beschreibung gebe ich nach Kämpfer und Thunberg.

Wenn im December der Maulbeerbaum seine Blätter verliert, werden die jungen Zweige etwa in der Länge von 3 Fuß abgeschnitten, in Bündel gepackt und in einer Aschenlauge gekocht, bis die Rinde so zusammengeschrumpft ist, daß sie sich an den Enden um einen halben Zoll zurückzieht. Sind die Zweige getrocknet, ehe man sie kochen kann, so läßt man sie vor dieser Procedur erst 24 Stunden im Wasser weichen. Nach dem Kochen wird die Rinde abgeschält und nach dreistündigem Ausziehen in reinem Wasser

die äußere schwärzliche Haut und die darunterliegende grünliche Faserschichte mit einem Messer abgeschabt. Hierauf wird die Rinde sortirt, die einjährige gibt die beste, die minder alte eine geringere Quantität Papier. Alsdann wird sie abermals in einer klaren Lauge gekocht, beständig umgerührt und so viel frische Lauge zugesetzt als nöthig, um die Verdampfung zu decken. Dieses Kochen wird so lange fortgesetzt, bis die Borke sich in ihre Fibern auflöst. Die Masse wird dann gewaschen, ein Proceß, der besondere Sorgfalt erfordert, da zu wenig Wasser das Papier grob, zu vieles es aber dünn und streifig macht. Das Waschen geschieht in laufendem Wasser in einem Siebe, und die Masse wird dabei beständig und so lange umgerührt, bis sie als ein zarter und weicher Brei erscheint. Für die feinern Sorten wird dieses Waschen noch einmal in einem Leinwandsiebe wiederholt. Nach dem Waschen wird die Masse auf einer hölzernen Tischplatte so lange mit Stöcken von hartem Holz geschlagen, bis die Fasern so klein gemacht sind, daß sie, in Wasser geworfen, wie Mehl auseinander fliegen. Der Stoff wird dann mit einer schleimigen Infusion gemischt, die theilweise aus kaltem Wasser, in dem Reis geweicht, theilweise aus dem Aufgusse von Hibiscus mannihot gewonnen wird. Auch diese Waschung, deren Verhältnisse von der Jahreszeit abhängig sind, erfordert viel Sorgfalt und wird in einem engen Bottich unter beständigem Umrühren bewerkstelligt. Hiermit ist der Papierbrei fertig. Derselbe wird in einen größern Bottich gethan und mit Drahtnetzen zu Bogen ausgeschöpft. Die Bogen werden zwischen Matten von sehr zartem Grasstroh gelegt, anfangs leicht, später aber immer stärker gepreßt, bis alle Feuchtigkeit entfernt ist. Dann läßt man sie in der Sonne trocknen und packt sie in Lagen von circa 1—200 Bogen zum Verkauf. Das Papier wird nicht geleimt und kann deshalb für unsere Schreibezwecke nicht benutzt werden, während es sich für die

Schrift der Japanesen mit Pinsel oder Tusche und für den Druck vortrefflich eignet.

Ich bin jedoch der Ansicht, daß nicht allein die Rinde des Maulbeerbaums zur Papiermanufactur gebraucht wird. Es ist auch kaum denkbar, wo alle Rinde dazu herkommen sollte, wenn man gesehen, in welchen unendlichen Quantitäten der Papierverbrauch stattfindet. In Yokuhama habe ich oft Tausende von Lumpenballen nach Miako verschiffen sehen, die keinen andern Zweck als Papierbereitung haben konnten, und wahrscheinlich wird die Maulbeerfaser mit den Lumpen vermischt.

Ich habe bereits erwähnt, daß sämmtliche Fenster Papierscheiben haben. Ebenso sind fast alle Häuser tapezirt. Das Muster der Tapeten ist außerordentlich zart und geschmackvoll. Gewöhnlich sind sie silbergrau, merkwürdigerweise werden sie aber alle aus kleinen quadratischen Stücken von einem Fuß Seitenfläche zusammengesetzt. Ebenso sind auch die übrigen Papierbogen circa 1 Fuß lang und 10 Zoll breit, obwol sie größer gemacht werden können, wie ich bei tapetenartigen Bildern gesehen, die oft 5—6 Fuß lang und 2 Fuß breit als Zierden in den Zimmern aufgehängt werden. Als Schnupftuch, zum Abtrocknen des Schweißes wird nur Papier gebraucht, und selbst der ärmlichste Kuli führt ein zu diesen Zwecken käufliches Buch bei sich, aus dem er bei Gelegenheit ein oder mehrere Blätter herausreißt. Sämmtlicher Bindfaden wird aus Papier gedreht und ist fast ebenso fest und haltbar wie der unsere von Hanf. Im Winter bei Regen und Schnee tragen die Japanesen Mäntel von gefirnißtem Papier. wir selbst haben uns sämmtlich solche Regenanzüge angeschafft, von denen das Stück 3 Thaler kostete, und die vollständig wasserdicht sind. Aus wasserdichtem Papier bestehen auch die sehr künstlich construirten Schirme, die zugleich außerordentlich billig sind und das Stück 3—4 Silbergroschen kosten. Wird man von schlechtem Wetter auf der Straße

überrascht, so kauft man sich in einem der vielen Läden einen Schirm, den mau fortwirft, sobald der Regen aufhört.

Eine Papiersorte, die ebenfalls in großen Massen und zu allen möglichen Zwecken verbraucht wird, verdient noch besonders erwähnt zu werden, da sie später gewiß einen Handelsartikel abgeben wird. Dies ist das sogenannte Papierleder in allen Dimensionen und Farben, das man kaum vom Leder zu unterscheiden vermag. Es ist fast ebenso dauerhaft wie dieses und würde für unsere Buchbinder und Galanteriearbeiter von großer Wichtigkeit werden, da es so billig ist. Von dem gewöhnlichen guten Schreibpapier haben wir für 1 Thaler 800 Bogen gekauft und von jenem Lederpapier für denselben Preis 20—25 Quadratfuß in den schönsten Farben und Mustern. Nur eine bei uns sehr gebräuchliche Verwendung des Papiers kennen die Japanesen nicht: sie haben kein Papiergeld. Dies führt mich auf die Münzverhältnisse, die in Japan ganz eigenthümlicher Art und für europäische Kaufleute, wegen eines Versehens in den Verträgen, leider nicht vortheilhaft sind, indem sie den Handel beeinträchtigen.

Es gibt oder gab vielmehr in Japan Gold-, Silber-, Kupfer- und Eisenmünzen, den Kobang, den Itzebu, mit Halben und Vierteln, den Tempo und die Seni oder Cash, letztere den chinesischen sehr ähnlich. Der Goldkobang ist seit einigen Jahren vollständig verschwunden. Derselbe war eine oblonge Münze und hatte einen Curs von 4¾ Thalern; sein wirklicher Goldwerth betrug jedoch 6 Thaler 17 Silbergroschen, während dagegen Silber höher im Curse stand, als nach dem allgemeinen Maßstabe sein Metallwerth betrug. Die Amerikaner und alle die Fremden, welche zuerst mit diesen nach Japan kamen, hatten dies kaum bemerkt, als sie nichts Eiligeres thaten, als möglichst viele Dollars nach Japan zu brin-

gen, die vertragsmäßig zu einem bestimmten Curse in Itzebu genommen werden mußten, und sich Kobangs dafür einzutauschen. Dies Geschäft warf ihnen natürlich enormen Nutzen ab, wurde aber von der Regierung durchschaut. Diese tauschte ferner nicht nur keine Kobangs mehr aus, sondern erließ, um die Goldausfuhr zu hindern, ein Edict an ihre Unterthanen, sämmtliche im Umlauf befindlichen Kobangs an die Staatskassen gegen Erstattung des landesüblichen Curses in Silber oder Kupfer abzuliefern. Die Japanesen hatten jedoch während ihres kurzen Verkehrs mit den Fremden den Werth des Goldes schätzen gelernt, und verkauften ihr Gold statt dessen an die Ausländer, die ihnen 20 Procent mehr gaben als die Regierung. Letztere hatte sich demnach verrechnet und würde besser gefahren sein, wenn sie den Curs des Goldes erhöht hätte. So ging aber alles außer Landes; die Fremden zogen allein Nutzen davon, und gegenwärtig ist alles Gold aus dem Verkehr verschwunden. Die Regierung sucht nun auf andere Weise den Verlust beim Silber wieder einzubringen, und dies ist es namentlich, was die fremden Kaufleute empfindlich trifft, und was die vertragschließenden Mächte nicht genug berücksichtigt haben.

Der amerikanische Commodore Perry setzte in seinem Vertrage fest, daß der mexicanische Dollar als gangbare Münze, und zwar zum Werthe von 1600 Seni oder Cash, angenommen werden sollte. In China sind 1000—1200 Cash, je nach dem Curse, = 1 Dollar, und Commodore Perry glaubte deshalb noch besonders viel erreicht zu haben; aber in Japan sind 1600 Cash nur = 1 Itzebu, dessen Silberwerth 15 Silbergroschen beträgt. Mithin war danach der Dollar dem Itzebu gleichgestellt, und die Amerikaner mußten alle Gegenstände dreimal höher bezahlen, wenn sie ihre Dollars brachten. Dies war natürlich ein ungemeiner Hemmschuh und machte den Handel unmöglich. Die Gesandten machten Reclamationen,

aber alles, was sie erreichten, war, daß es ihnen, den Consularbeamten und dem Personal der Kriegsschiffe gestattet wurde, sich bei den Staatskassen so viel Itzebu gegen Dollars einzuwechseln, als sie zu ihrem Bedarfe nöthig hätten, und zwar zu dem Curse von 3 Itzebu für 1 Dollar mit Abzug von 4 Procent für die Umprägung. Alle jene Personen erhielten daher fast den ganzen Werth ihrer Dollars. Die Kaufleute blieben natürlich von dieser Vergünstigung ausgeschlossen, die Begünstigten dagegen legten den Passus „als zu ihrem Bedarfe nöthig" sehr weit aus, d. h. es kamen Unsummen von Dollars aus China an, die von den Consuln und den Kriegsschiffbesatzungen eingewechselt und an die Kaufleute gegen einen Profit von 20—30 Procent abgelassen wurden, sodaß diese jetzt für ihre Dollars 2½ Itzebu bekamen. Die indirecte Steuer, welche die Regierung durch den niedrigen Curs des amerikanischen Silbers im Vergleich zu den Itzebu von den Fremden zu erheben gedachte, war daher verfehlt, und sie hatte nur die Mühe, die Dollars umzumünzen, ohne Nutzen davon zu haben. In einer fernern Verhandlung wurde deshalb wieder eine Abänderung getroffen, die diesmal jedoch von den Japanesen ausging. Die Gesandten, Consuln und Kriegsschiffe wurden im Wechseln beschränkt, letztere für den Offizier auf drei, für jeden sonstigen Mann der Besatzung auf einen Dollar pro Tag, als ein Quantum, dessen sie wirklich bedürftig sein konnten; dagegen wurde für die Kaufleute der Curs des Dollars auf 2 Itzebu erhöht, sodaß sie jetzt nur noch einen Verlust von 33 Procent hatten. Dies ist immer noch schlimm genug, allein mit dem Wachsen des Imports wird sich das Misverhältniß immermehr ausgleichen und der Dollar schließlich einen seinem Silberwerthe angemessenen Curs erhalten. Schon jetzt ist das zu merken, und obwol ihn die Regierung nur zu 2 Itzebu nimmt, steht er bereits im Handel und Wandel 2⅓ Itzebu. Die japanische Regierung war so

anständig, die Vergünstigung des Wechselns auch auf uns auszudehnen, obwol wir erst nach fünfmonatlichem Aufenthalte in Jeddo den Vertrag abschlossen, und die sehr liberal ausgeworfene Summe von 30000 Dollars per Monat deckte unsere sämmtlichen Bedürfnisse, sodaß wir den angenehmen Vortheil hatten, dieselben 25 Procent billiger einzukaufen als fremde Kaufleute.

Die Tempo sind Kupfermünzen von ovaler Form und so groß wie die Fläche eines durchschnittenen Eies. Sie haben in der Mitte ein viereckiges Loch, um sie wie die Cash auf Schnüre zu ziehen. Sechszehn davon gehen auf einen Itzebu, sodaß ihr Werth also 11¼ Pfennig beträgt. Die Cash wurden früher ebenfalls aus Kupfer gemacht. Seitdem die Chinesen aber dieselben förmlich schiffsladungsweise ausgeführt und damit in China treffliche Geschäfte gemacht hatten, weil sie in Japan für einen Itzebu 1600 Cash bekamen, in China aber für 1000 einen Dollar, mithin fast den fünffachen Werth, wurde erstens die Ausfuhr sehr streng verboten, sodann aber, um jeden Versuch zum Schmuggeln zu verhüten, auch die Seni oder Cash von Eisen gefertigt, und man sieht daher nur noch wenig kupferne im Verkehr. Sämmtliche japanesische Münzen sind nicht geprägt, sondern gegossen; Kobang und Tempo oval, Itzebu länglich viereckig und Seni rund. Auf der einen Seite ist der Namenszug des Kaisers und die Jahreszahl, auf der andern Seite der Name des Münzinspectors erhaben ausgedrückt. Die Formen müssen jedoch sehr gut sein, da die Charaktere sehr scharf hervortreten.

Ueber die Ackerbauverhältnisse des Landes habe ich wenig zu sagen; sie sind den chinesischen sehr ähnlich, und ich würde mich daher nur wiederholen. Auch die hauptsächlichsten Bodenproducte sind dieselben: Reis, Baumwolle, Thee und Korn. Bei Nangasaki wird viel sechszeilige Gerste gebaut, außerdem weiße und braune Bohnen, Erbsen, Kohl und alle Arten von Ge-

müßen, sowie Obst, Aepfel, Birnen, Pfirsiche, Aprikosen, Pflaumen. Das Obst ist jedoch lange nicht so schön wie bei uns und schmeckt ähnlich wie in China, d. h. wässerig und fade; gekocht dagegen gibt es die schönsten Compots. Apfelsinen in verschiedenen Sorten, Walnüsse und Wein sind vortrefflich. In Jeddo war es Winterzeit, und wir konnten deshalb weder von Feld- noch Gartencultur etwas sehen, aber Erbsen, Bohnen und Gemüse scheinen auch dort in großen Quantitäten producirt zu werden, ebenso Kartoffeln, von denen viele Schiffsladungen voll nach China gehen, und die sehr schön sind. In Nangasaki werden europäische Kartoffeln nicht gebaut, nur süße.

Wegen der gebirgigen Beschaffenheit des Landes sind die Bewohner gezwungen, die Bergabhänge vielfach zu Culturzwecken zu terrassiren, und sie haben daher mehr Arbeit als ihre Nachbarn mit ihren endlosen Ebenen. Dagegen ist die Bewässerung viel leichter als in China, und auf den Bergen sind überall Wasserreservoirs angelegt, von denen das Wasser durch Bambusrohre oft stundenlang ohne alle Mühe geleitet wird. So sahen wir oft auf Terrassen 500 Fuß und mehr über dem Meeresspiegel Reisfelder angelegt und überschwemmt. Wo es sich machen läßt, wird der Acker mit Pferden oder Stieren gepflügt, deren es hier bedeutend mehr als in China, obwol immer noch lange nicht genug für den Bedarf der Landwirthschaft gibt; auf den Bergen verrichten jedoch Menschenhände alles. Da der Viehdünger nicht ausreicht, so findet menschlicher Dünger sehr vielfach Verwendung, jedoch wird das Saatkorn nicht darin geweicht, sondern derselbe flüssig und gegoren auf die Pflanzen gegossen. Ebenso wird aus allen möglichen Abfällen ein Compost bereitet und der Acker damit befruchtet. Da also der Boden alles wieder zurückerhält, was ihm genommen wird, so gehen die Ernten ohne Unterbrechung jahraus jahrein fort, und von einem Brach-

liegen ist nicht die Rede. Die Regierung ist seit der Abschließung des Landes bestrebt gewesen, durch Förderung des Ackerbaues den Preis der Nahrungsmittel so niedrig wie möglich zu bringen, und sie ermuntert die Bewohner auf sehr energische Weise dazu, indem sie denjenigen, der sein Feld nicht bebaut, durch Confiscation des Ackers bestraft. Landwirthschaft im großen findet ebenso wenig statt wie in China; aller culturfähige Boden wird in kleinen Parcellen von 6—8 Morgen von den Landleuten bewirthschaftet, und da der Arbeitswerth ebenso gering wie in China ist, haben sich die Verhältnisse des Landbaues fast ebenso gestaltet und vervollkommnet wie dort. Von Pferden gibt es zweierlei Arten, die tatarische und die Ponyrasse; erstere wird jedoch nur zum Lasttragen, letztere zum Reiten benutzt. Der Preis ist zwischen 15 und 20 Thalern. Stiere werden sowol als Zug- wie als Lastthiere verwandt, und schon weil sie bei dem bergigen Terrain zum Fortschaffen der Lasten nöthig sind, muß in Japan mehr Vieh als in China gehalten werden. Die Pferde sind nicht beschlagen. Zur Schonung der Hufe und wahrscheinlich auch, um ihnen beim Klettern in den Bergen bessern Halt zu geben, werden sowol Pferden als Stieren Strohsandalen übergezogen. Dies ist unter ähnlichen Verhältnissen überall zu empfehlen, da unsere Pferde auf unsern vielfachen Spazierritten und auf den schwierigsten und steilsten Gebirgspfaden nie einen Fehltritt thaten oder ausglitten.

Schafe gibt es nicht, wie ich schon erwähnt habe. Die Schweine sind aus China eingeführt, werden aber nicht viel und hauptsächlich nur für die Fremden gezüchtet, weil der Japanese sich fast ausschließlich von Vegetabilien und Fischen ernährt. Dagegen ist die Hühnerzucht sehr groß, da die Eier vielfach genossen werden. Wild gibt es ziemlich viel, namentlich wildes Geflügel, Enten, Gänse und Fasanen, und, wie im allgemeinen alle Lebensbedürfnisse in Japan, auch sehr billig.

Ein Fasan kostet 4—5 Silbergroschen. Alle diese Thiere werden in Netzen oder Schlingen gefangen, da der Gebrauch von Feuergewehren zur Jagd — wol wegen der Gefahr für Menschen — streng verboten ist.

Auf die Forstcultur wird viel Sorgfalt verwandt, und kein Baum darf abgehauen werden, ohne dafür einen jungen anzupflanzen. Die Berge sind überall mit reichem Baumwuchs bestanden, und die Umgegend von Jeddo wird namentlich durch die vielen und sorgfältig gepflegten Schonungen und Gehölze so schön und parkähnlich.

Ueberhaupt erinnere ich mich nicht, auf meinen vielen Reisen je ein Land gesehen zu haben, das in jeder Beziehung einen so angenehmen und wohlthuenden Eindruck gemacht, und in dem ich mich so heimisch gefühlt hätte, wie Japan. Diesen Eindruck hat ein jeder von uns mit sich genommen. Die romantische Schönheit des Landes, die gastfreundliche Liebenswürdigkeit seiner Bewohner, die Sauberkeit der Straßen und Häuser, der poetische Zauber der Gärten, Todtenhöfe und Tempel waren so anziehend und wirkten so wohlthuend auf uns, daß wir ein ordentliches Heimweh fühlten, als wir endlich dem schönen Lande Lebewohl sagten, das uns außerdem soviel Neues und Interessantes geboten hatte. Namentlich aber werden wir Nangasaki nicht vergessen; es war der Lichtpunkt unserer Reise und wird es bleiben. Wir gingen von Jeddo nach Schang-hae und zwei Monate später zum zweiten male nach Nangasaki, und obwol ich dadurch der chronologischen Reihenfolge unserer Reise etwas vorgreife, will ich im nachfolgenden Kapitel zunächst unsere Erlebnisse an diesem Platze erzählen, weil dadurch noch manche Verhältnisse Japans berührt werden, die zur Ergänzung der Schilderung des Landes und der Leute dienen.

27.

Die Bai und die Stadt Nangasaki. Insel und Colonie Desima. Die Visite beim Gouverneur. Der Kompiraberg und das Drachenfest. Die Andacht im Sintotempel. Freundlichkeit und Geselligkeit der Japanesen. Das Drachenspiel. Eine Kunstreitervorstellung in Nangasaki. Ausflüge in die Umgegend. Naturromantik. Lieblichkeit der Gartenanlagen. Bild der japanischen Häuslichkeit. Die Friedhöfe. Ein Leichenbegängniß. Das Klima und der Gesundheitszustand in Japan.

Wir kamen diesmal am 12. April vor die Bai von Nangasaki; es war jetzt Frühjahr, alles grünte und blühte in voller Pracht, und der Hafen erschien in seinem jugendlichen Schmucke uns noch viel lieblicher und bezaubernder als das erste mal. Stets glaubten wir eine neue schöne Scenerie zu entdecken, die wir früher noch nicht bemerkt. Hier segelten wir kaum 30 Schritt vor einer kleinen Insel vorüber, deren kahle zackige Felsen nur hierher gesetzt schienen, um den Contrast mit der lebendig frischen Umgebung zu erhöhen, dort erstreckte sich eine liebliche Bucht weit in das Land, die mit einladenden Häusern und Gärten besetzt war, während sich ein paar Dschonken auf ihrem tiefen Blau schaukelten oder einige leichtere Boote, von den kraftvollen Ruderschlägen halbnackter brauner Fischer getrieben, pfeilschnell ihre spiegelglatte Oberfläche durchfurchten. Die wie eine Bischofsmütze geformte und steil aus dem Wasser aufsteigende Insel Papenberg mit ihrer Krone von hundertjährigen mächtigen Fichten wurde in

nächster Nähe passirt, abermals bogen wir jetzt um die Ecke. Nangasaki lag vor uns, und die weißen freundlichen Häuser von Desima, in denen wir vor fünf Monaten bei deutschen Freunden so angenehme Stunden verbracht, schienen uns einen freundlichen Gruß zuzuwinken. So viele 1000 Meilen von der Heimat weiß man es hoch zu schätzen, wenn deutsche Klänge nicht allein zum Ohr, sondern zum Herzen sprechen, und als die Freunde, in einem Boote uns entgegenkommend, uns ein „Willkommen in Nangasaki" zuriefen, war es, als ob wir ein Stück deutscher Erde begrüßten.

Der Anker fiel, Boote von der holländischen Kriegsbrigg „Kaschelot" und der englischen Corvette „Encounter", alte Bekannte von Nangasaki und Jeddo, kamen zum Complimentiren an Bord, und wir waren gerade zu rechter Zeit eingetroffen, um die Briefe an unsere Lieben daheim mit letzterm Schiffe zu befördern, das, Herrn Alcock, den englischen Gesandten in Japan an Bord, am selben Abend noch nach Schang-hae abging. Zwischen Japan und China besteht noch keine regelmäßige Postverbindung, die Briefe werden mit Schiffsgelegenheit befördert, und die Ankunft eines Kriegsdampfschiffes verursacht daher immer große Freude.

Unser Aufenthalt dauerte voraussichtlich einige Wochen, und wir machten daher in aller Ruhe ein Programm, um die Schönheiten der Umgebung in vollem Maße zu genießen. Wir wurden auch bei der Ausführung unserer Vorsätze nicht gestört, das schönste Wetter begünstigte uns, und außerdem trafen wir es so glücklich, ein großes Volksfest mitmachen zu können, das einzig in seiner Art war, sodaß die Erinnerung an die vier in Nangasaki verlebten Wochen stets reich an den schönsten Bildern in uns fortleben wird.

Die Stadt selbst in ihrer Bauart bedarf keiner nähern Beschreibung; sie zeigt dieselbe Anhäufung von einstöckigen Holzhäusern wie Jeddo und jede japanesische Stadt, ohne

alle Erhöhung oder Abwechselung; das, was sie schön macht, ist nur ihre Lage und ihre Umgebung. Straßen, Häuser, Menschen sind alle dieselben wie im übrigen Lande, und ich kann mich ihrer nähern Beschreibung enthalten. Die Stadt zählt 60000 Einwohner, gehört mit einem kleinen Weichbilde von kaum 1 Meile Radius dem Kaiser und wird von einem Gouverneur regiert. Sie war bis zur Eröffnung des Landes der einzige Hafen, zu dem die beiden Nationen Holländer und Chinesen einen sehr beschränkten Zutritt hatten. Erstere wurden bis dahin auf der kleinen und mit einer hohen Mauer umgebenen Insel Desima gefangen gehalten und hatten nur einen freien Blick auf die Bai, während die Mauer die Aussicht nach der Stadt gänzlich abschnitt. Desima hat kaum 500 Schritt Durchmesser, und man kann sich daher die Lage der auf dasselbe angewiesenen Holländer denken, die überdies nur einmal jährlich durch das eine Schiff von Batavia Nachrichten aus der Heimat erhielten. Jetzt sind hübsche freundliche Gebäude auf der Insel aufgeführt, die hohe Mauer ist gefallen, man hat freie Aussicht, und es wohnt sich nun allerliebst.

Bei unserer ersten Anwesenheit kam unser Vorsatz, dem Gouverneur eine Visite zu machen, durch unsere Ordre, sofort nach Jeddo zu segeln, nicht zur Ausführung, und wir holten dies daher am Tage nach unserer zweiten Ankunft nach. Der Gouverneur wohnte ziemlich weit in der hintern Stadt, und wir mußten eine gute Viertelstunde maschiren, bevor wir seinen Palast erreichten. Dieser zeichnete sich jedoch vor den übrigen Häusern nur durch seine Größe und die aus Granitquadern ohne Mörtel zusammengefügte Untermauer von 15—16 Fuß Höhe aus, die ihm ein vornehmes Ansehen gab. Eine großartige Freitreppe führte uns in einen geräumigen Vorhof, an dessen rechter Seite sich eine Halle für die Leibwache des Gouverneurs befand, und in der neben einer Reihe zierlich geschnitzter Bogen und Pfeile, der Hauptwaffe japanischer

Truppen, auch einige dreißig sehr sauber gehaltene Percussions-gewehre aufgestellt waren. Wir wurden hier von einem englisch redenden Dolmetscher empfangen und in einer Vorhalle mehreren Offizieren vorgestellt, die uns mit ausgewählter Höflichkeit empfingen und uns durch einen Corridor zu einem kleinen Zimmer geleiteten, das der Gouverneur zu gleicher Zeit mit uns von der entgegengesetzten Seite aus betrat. Nach einer kurzen Begrüßung und Vorstellung richtete er einige bei dergleichen Anlässen übliche Höflichkeitsfragen an uns und führte uns danach in den großen Empfangssaal, wo der Vice-Gouverneur und acht andere höhere Beamte versammelt waren und die gegenseitigen Vorstellungen aufs neue begannen. Die Räumlichkeiten des Palastes unterscheiden sich in keiner Weise von den Bürgerhäusern. Es herrschte in ihnen dieselbe reinliche Einfachheit und Schmucklosigkeit wie überall; die Wände verschiebbar mit Gitterwerk und Papierscheiben, der Fußboden mit den weißen fein geflochtenen Matten belegt, auf denen es sich ebenso angenehm als elastisch geht. Mit höflicher Rücksicht auf uns waren im Empfangssaale Stühle und zwei lange Tische, in Japan sonst unbekannte Dinge, aufgestellt, auf welchen letztern ein Frühstück servirt war. Wir wurden an dem einen placirt, während an dem gegenüberstehenden der Gouverneur und die übrigen Beamten ihrem Range nach sich niederließen und der Dolmetscher in der Mitte zwischen beiden kauerte. Die Unterhaltung drehte sich um alle möglichen Gegenstände, japanesische und deutsche Verhältnisse, Institutionen und Erzeugnisse, um die Verwandtschaft unsers Königshauses mit dem holländischen und englischen, und um die demnächstige Abreise der Gesandtschaft der japanischen Regierung nach Europa. Der Gouverneur sprach allein, und die ganze Conversation wurde, wie es schien wortgetreu, von zwei Secretären niedergeschrieben. An äußern Merkmalen in der Kleidung war der Rang der be-

treffenden Beamten nicht zu unterscheiden. Alle trugen ganz gleich den nationalen Rock von blau- und weißgestreifter Seide, über den nur als officielles Kleid eine Art Joppe geworfen war, die sich durch einen besondern Schnitt des Rückentheils auszeichnet, der oben am Halse wie ein Bret über beide Schultern hinausragt. Der Kopf war, wie immer in Japan, unbedeckt.

Das Frühstück bestand aus verschiedenen Gängen, Zuckerwerk mit Thee, der ebenso Nationalgetränk ist wie in China, Reis, Fische und Wild, sowie aus Saki. Alles war trefflich bereitet und mundete uns sehr gut, sogar der Tintenfisch, den ich hier zum ersten male aß, und der wie sogenanntes Milchfleisch vom Kalbe schmeckte. Man hatte uns neben den japanesischen Eßstäbchen, mit denen wir wahrscheinlich sehr schlecht fertig geworden wären, Messer, Gabel und Löffel sowie Porzellanteller gegeben, und auch die Japanesen bemühten sich damit zu essen, obwol ihnen die Handhabung ziemlich ungewohnt schien. Alle Schüsseln bestanden aus lackirtem Holz, da man Porzellan in Japan nur als Ornamente, Wasser- und Sakikruken und als Trinkschalen sieht. Kurze Pfeifen, wie sie im Lande allgemein gebraucht werden, mit metallener Spitze und Kopf, beides sehr schön ciselirt und letzterer kaum so groß wie ein Eichelbecher, sowie Taback nebst Kohlenbecken hatte jeder neben sich stehen, und nach dem Frühstück wurde ein Pfeifchen geraucht. Der Taback ist so fein geschnitten wie der türkische, leicht und wohlschmeckend. Nach etwa 1½ stündigem Aufenthalte wurde die Visite von unserer Seite aufgehoben, da wir nicht genau wußten, wie die japanesische Sitte es erheischt. Wir gingen mit demselben Ceremoniell, wie wir gekommen, und sehr befriedigt von dem interessanten Besuche, an Bord, wo kurz darauf ein doppelt beschwerteter Jakonin mit einem Dolmetscher und einem Kuli erschien und uns mit höflichen Empfehlungen des Gouverneurs fünf sauber in

Papier geschlagene und mit bunten Seidenschnüren zugebundene Packete überbrachte. Sie enthielten den nicht verbrauchten Theil der uns reichlich vorgesetzten Confecte, die jedem Gaste nach der Sitte des Landes zugeschickt wurden, und die sich ebenso durch Wohlgeschmack als künstliche Anfertigung auszeichneten. Als der Beamte sich wieder entfernen wollte, blieb er eine Zeit lang wie in Verlegenheit stehen, und es schien uns, als ob er noch etwas auf dem Herzen habe. Der Commandant kam ihm mit der Frage zu Hülfe, ob die Sitte von uns irgendetwas als Erwiderung erheische, und sichtbar erleichtert, aber immer noch verlegen und mit schüchterner Stimme theilte er jetzt mit, daß es Sitte sei, den Kuli, welcher derartige Geschenke bringe, mit ein paar leeren Flaschen zu belohnen. Wir mußten innerlich über dies außergewöhnliche Trinkgeld lächeln, gaben ihm aber so viel leere Weinflaschen, als er irgend zu tragen vermochte. Zur Erklärung diene hierbei, daß Glas und namentlich Flaschen, welche die Japanesen nicht zu fabriziren vermögen, von ihnen sehr gesucht und geschätzt werden. Vor 7 Jahren, zur Zeit der amerikanischen Expedition, wurde oft eine Flasche von ihnen mit einem Gegenstande von 10 Thalern Werth eingetauscht, und wenn sie auch jetzt vielfach eingeführt und im Preise sehr gesunken sind, ja in Nangasaki bereits eine Glasbläserei eingerichtet ist, macht man doch einen Japanesen immer noch damit glücklich. Wahrscheinlich haben die Jakonins die Sitte für ihren eigenen Nutzen eingeführt und den Kuli nur vorgeschoben; wenigstens schien mir dies aus dem leuchtenden Auge des Beamten hervorzugehen, als dem Kuli mindestens 15 leere Flaschen aufgepackt wurden.

Der Nachmittag bot in anderer Weise ebenfalls hohes Interesse, um einen Blick in das sociale Leben der Japanesen zu thun. Wir sind in dieser Beziehung auf unserer Reise sehr glücklich gewesen. An allen Plätzen, die wir hier im

Osten berührten, traf es sich, daß irgendein außergewöhnliches Ereigniß, wie Volksfeste und dergleichen, stattfand. In Singapore war es das Todtenfest, in Kanton das Laternenfest, in Schang-hae das Neujahr der Chinesen; in Jeddo hatten wir eine Art Kirmeß mit angesehen, bei der ein großer Markt gehalten wurde und alles sehr heiter zuging. Hier kamen wir gerade zur rechten Zeit, um einem großartigen Volksfeste, dem Drachenfeste, beizuwohnen, das einzig in seiner Art in der Welt dasteht, zugleich aber eins der schönsten ist, die ich je gesehen. In Japan belustigt sich nämlich, wie in China, groß und klein, alt und jung, Mann und Weib täglich mit dem Steigenlassen von Papierdrachen, ja in China sehr häufig Greise. Der in Spielereien und Kleinigkeiten so fruchtbare erfinderische Geist der Chinesen hat, wie ich schon früher erwähnte, die unendlichsten Formen und Varietäten geschaffen, und ich erinnere mich noch mit vielem Vergnügen, wie ich eines Abends ein vollständiges Drachenschiff in der Luft segeln sah, aus dessen Kanonenpforten überall kleine Sprühteufel herausblitzten, bis zuletzt das ganze Spielzeug in hellen Flammen stand, mit einem Kanonenschlage auseinander flog und nach allen Seiten hin Feuerkugeln aussandte.

In Japan ist man in dieser Beziehung nicht so weit vorgeschritten. Die Drachen sind sämmtlich wie die bei uns gebräuchlichen geformt und nur aus buntem Papier hergestellt, um sie voneinander zu kennen, aber die Japanesen entwickeln eine außerordentliche Geschicklichkeit in ihrer Leitung, und täglich finden Wettkämpfe darin statt. Einmal im Jahre am 18. April nehmen alle Drachenbesitzer an diesen Kämpfen theil; eine Unmasse von Menschen strömt als Zuschauer auf den Kampfplatz, und das Drachenfest bietet in größern Städten ein Schauspiel dar, das wirklich prachtvoll ist.

In Nangasaki ist es der Kompiraberg, eine Meile hinter der Stadt gelegen und 2000 Fuß hoch, wo die Feierlichkeit

stattfindet, die wol eigentlich mit diesem Ausdrucke bezeichnet werden muß, da sie religiösen Ursprungs ist und die Belustigung der Drachenkämpfe wol nur nachträglich mit ihr verbunden wurde. Auf dem Berge ist nämlich der Sitz und Tempel des Kompirasama, des „gnädigen Herrn Windgottes“, wie das Wort deutsch lautet. Sama ist der Titel, der jedem geheiligten Gegenstande sowie dem Kaiser und dem gefürchteten Adel des Landes beigelegt wird, während der Japanese „San“ — Herr — allen übrigen Menschen anhängt. So spricht er nur vom Taikunsama, dem gnädigen Herrn Kaiser, Dokisama, dem gnädigen Herrn Kranich, aber von Okatsan, dem Herrn Manne, Musmesan, dem Herrn Mädchen, oder Jakoninsan, dem Herrn Beamten.

Der Kompirasama wird nun an jenem Tage gefeiert, und alles was irgendwie mit der Schiffahrt in Bezug steht, strömt hinaus, um dem Gotte seine Verehrung darzubringen, in einem unweit der Bergspitze gelegenen Sintotempel seine Andacht zu verrichten und den Schutz des Gottes für die Schiffahrt zu erbitten. Da aber die Sintoreligion aus allen ihren religiösen Feiertagen Freudenfeste macht, so sah man überall nur lachende fröhliche Gesichter, und jeder war bestrebt, die Gegenwart in harmloser Freude zu genießen und sich auf das beste zu amusiren.

Der Weg zum Kompira führt in mannichfachen Windungen von Nangasaki ziemlich steil aufsteigend an reinlichen Dörfern, üppig grünenden Gefilden, trotzigen Abhängen und sanft gewellten Hügeln hinauf, die mit großer Kunst terrassirt und cultivirt sind. Gerste, Raps, Bohnen, Taback bildeten hier den hauptsächlichsten Theil des Ackerbaues. Hier und dort erblickte man eine Gruppe Obstbäume, welche abwechselnd mit einem Bosquet des gefiederten schlanken Bambus die freundlichen Häuser beschatteten, die oft an den Abhängen zu schweben schienen, und zu denen sich ein halsbrecherischer Pfad durch

wildes Gestrüpp und Gestein schlängelte. Die rothen und weißen Blüten der baumartigen Camellie und Azalie leuchteten noch hier und dort aus dem Grün hervor, aber es waren nur noch Nachzügler. Die eigentliche Blütezeit, wo diese Bäume und Sträucher wie mit einem rothen Teppich bekleidet scheinen, war schon seit vierzehn Tagen vorüber.

Der Menschenstrom zu dem Feste war außerordentlich; der von unten fast eine Meile übersehbare und kaum 4 Fuß breite Weg bildete eine ununterbrochene dichtgedrängte Linie von Gestalten, die in ihren verschiedenartigen hellfarbigen Costümen wie eine buntschillernde Riesenschlange erschien, welche in zitternder Bewegung sich langsam den Berg hinaufwand.

Die Sonne brannte heiß hernieder, und da das ungewohnte Steigen uns sehr angriff, begrüßten wir mit Freude die verschiedenen kleinen Theehäuser, welche, als Ruhepunkte Viertelstunden weit auseinander gelegen, auf kleinen Plateaux am Wege erbaut sind, und deren schattige Verandas uns einluden, zu rasten und einen Blick auf das reizende Panorama zu unsern Füßen zu werfen. Ich habe schon bemerkt, daß in Japan wie in China fast gar kein rohes kaltes Wasser, sondern nur Thee getrunken wird, der jedoch so schwach ist, daß er keinen Geschmack besitzt, und aus dieser Sitte erklärt sich die große Zahl der Theehäuser, welche an allen Landstraßen liegen und wo den Vorbeipassirenden Thee verabreicht wird. Man bezahlt für eine Tasse Thee einen Seni, also circa $\frac{1}{8}$ Pfennig. Von uns wollte man jedoch kein Geld nehmen, und überhaupt wurden wir überall mit der größten Zuvorkommenheit und Höflichkeit behandelt. Sobald wir ankamen, wurden uns stets die besten Plätze eingeräumt, man begrüßte uns in vertraulicher, aber nie aufdringlicher Weise, bewunderte mit schüchterner Zurückhaltung unsere Tuchkleider, und es erregte allgemeine Freude, wenn wir mit unserm Vorrath von japanesischen Worten eine Unterhaltung begannen, die schließlich

ins Stocken gerieth und nur mit Hülfe der ausdrucksvollsten Mimik fortgesetzt werden konnte.

So wanderten wir von einem Theehause zum andern, die sich stets dadurch auszeichnen, daß sie an den romantischsten Punkten erbaut sind, und nach drittehalbstündigem beschwerlichen Marsche erreichten wir den erwähnten Sintotempel, wo die Gläubigen, ehe sie zum Spielplatze aufbrachen, ihre Andacht verrichteten. Sinto- und Buddhatempel in Japan sind schon von weitem an ihrem Aeußern zu erkennen. Der zeltartig concave Dachfirst mit den aufwärts gekrümmten Giebelspitzen der Buddhatempel verräth sogleich den fremden chinesischen Ursprung, während die Sintotempel die geradlinigen Formen der heimischen Gebäude aufweisen. Im Allerheiligsten, das zwar von außen zu sehen, aber nur von den Priestern zu betreten ist, hing als einziges Symbol ein großer kreisförmiger Metallspiegel. „Wer in ihn schauen kann, ohne zu erröthen, der allein ist würdig vor die Gottheit zu treten, aber niemand nahe mit Kummer und Gram im Herzen; eine freudige Stimmung, eine heiteres Herz allein kann die Andacht verrichten.“ Das ist die Kernlehre der Sintoreligion, und wahrlich, in dem einfachen Dogma des ersten Theils liegt eine schöne Moral. Das eigene Gewissen des Menschen wird zum Richter über ihn und als einziger Vermittler zwischen ihn und die Gottheit gestellt, ohne zu elendem menschlichen Machwerk in Gestalt von Götzen und Heiligen seine Zuflucht zu nehmen.

Vor dem Tempel befand sich ein großer steinerner Brunnen, an dem einige zwanzig Handtücher aufgehängt waren. Jeder, der seine Andacht verrichten wollte, trat zu diesem und wusch sich Gesicht und Hände, um auch äußerlich rein vor der Gottheit zu erscheinen. Alsdann begab er sich in den Tempel, schlug an eine in dessen Portal hängende Glocke, warf einige eiserne Seni auf den Teppich, klatschte dreimal in die Hände,

kniete nieder und murmelte einige Gebetsworte. Vom Platze des Kniens aus konnte man einen Blick in den Spiegel werfen; von allen den Hunderten, die ich beobachtete, erhob jedoch kein einziger das Haupt. Vielleicht konnte niemand es ohne Erröthen thun und wollte sich die Scham ersparen. Die ganze Ceremonie dauerte kaum eine halbe Minute. In schweigender Ordnung folgte einer nach dem andern; der hohe Beamte, der verachtete Kuli — so weit da draußen in der Welt verschieden — hier scheinen sie alle gleich. Der erstere wartete, bis der letztere sich erhoben, und kniete wie er mit gesenktem Haupte vor dem höchsten Wesen.

Einige 1000 Schritte hinter dem Tempel, nahe der Spitze des Kompira, gelangte man auf eine sanft gerundete Bergebene, die das Endziel der Wanderung und der Tummelplatz des Festes war. Schon ehe wir dort hinkamen, sahen wir Tausende und Abertausende von buntgefärbten Drachen, viele 100 Fuß hoch, durcheinander schwirren und kreuzen; das Summen einer großen Menschenmasse und jubelnde Töne schlugen an unser Ohr. Als wir aber die Kuppe erreicht und das zwischen ihr und der Spitze des Kompira sich erstreckende Plateau überschauten, da war der Anblick ein überaus herrlicher. Mindestens 10000 Menschen waren hier versammelt, ganz Nangasaki schien zusammengeströmt zu sein, und diese durcheinander wogende Menge bildete ein Tableau, dessen lebendige Beweglichkeit und bunte Färbung seine Reize unendlich erhöhte. Hier sah man Hunderte von Wettstreitern, die, mit von Lust und Ehrgeiz geröthetem Gesichte, die Augen funkelnd auf ihren Drachen und die ihrer Gegner gerichtet, die dünne Leine mit gewandtem Rucke leiteten und dem Drachen bald diese bald jene beliebige Richtung gaben. Es war eine wahre Lust, wie die leichten Papierdrachen in den Lüften dahinschossen, bald kerzengerade und pfeilschnell in die Höhe stiegen, bald wie ein Blitz seitwärts entflohen, wenn ein

Gegner sich ihnen nahte, oder wie eine Schlange unter ihnen fortschlüpften und triumphirend sich an der andern Seite wieder aufschwangen. Ein solcher Moment bildete immer die Krisis des Spiels, aller Augen wendeten sich einem solchen Einzelkampfe zu, und die beiden Streitenden boten ihre ganze Energie auf, um den Sieg zu erringen und unbesiegt zu entschlüpfen. Die Aufgabe besteht nämlich darin, die Leine des Gegners oben in der Luft zu durchschneiden und dessen Drachen zu Fall zu bringen. Zu diesem Zwecke sind die aus Papier gedrehten Leinen mit pulverisirtem Feuerstein überzogen, der wie eine feine Feile wirkt, und den Sieg erringt derjenige, welcher es versteht, seinen Drachen unter dem des Gegners durchzuleiten, ihn so abzufangen und durch schnelles Hin- und Herziehen die feindliche Leine zu zerschneiden. Gelingt dies, so belohnt ein endloser Jubel den Gewinner, der mit freudestrahlenden Mienen den seiner Geschicklichkeit gezollten Tribut aufnimmt, während der Gegner beschämt von dannen zieht.

Ein blau und weiß carrirter Drache war der Held des Tages, schon 6 Leinen hatte er durchschnitten, und seinen Triumphen wurde die Krone aufgesetzt, als er den letzten steuerlos niedersinkenden Drachen vollständig zu jagen begann, ihn während seines Fallens hoch in der Luft zum zweiten mal abfing und ihn zur Erde niederbrachte. Ich habe selten einen so rauschenden Beifall erlebt wie den, der diesem Kunststücke folgte, muß aber gestehen, daß der fliegende Drache wunderbar gelenkt wurde, und auch ich stimmte unwillkürlich in das allgemeine Frohlocken ein.

Die Bergebene war mit reichem Grün bedeckt, zwischen dem die Familien ihre Ruhestätten aufgeschlagen hatten und die mitgenommenen Speisen verzehrten. Wie bedauerte ich, kein Maler zu sein, um dies großartige Genrebild verewigen zu können. Ein berühmter deutscher Künstler der Neuzeit hat sich einst gegen Fanny Lewald dahin sehr bitter ausgesprochen,

daß in einem Polizeistaate alle Kunst zu Grunde gehen müsse, und nur die Revolution mit ihren Barrikadenmännern die Wiege und Pflege der Kunst sei, oder vielmehr einen Maler begeistern könne, ein schönes Bild zu schaffen. Nun, Japan ist ein Polizeistaat, wie es keinen zweiten in der Welt gibt, aber wer in diesem Augenblicke dem Feste zuschaute, der mußte wahrhaft bezaubert werden von der malerischen Schönheit dieses Bildes, das sich vor unsern Blicken aufrollte. Da war Poesie, da war Kunst, Lyrik, Idylle und Romantik, alles, was man wollte, zu einem harmonischen Ganzen vereint, und doch war es ein Bild des Friedens, der harmlosesten Freude und der erquicklichsten Ruhe.

Von allen Seiten erhielten wir Einladungen, an den verschiedenen Pickenicks theilzunehmen; bald zog man uns hier, bald dort auf den Rasen nieder, um eine Schale Saki oder Thee zu trinken, von den Speisen zu kosten, oder ein Miniaturpfeifchen zu rauchen. Es war für uns ein wohlthuendes Gefühl, solcher herzlichen Gastfreundschaft zu begegnen; wir ließen uns nicht nöthigen, und bald saßen wir wie alte Freunde unter diesen guten liebenswürdigen Menschen, die sich von allen Seiten bestrebten, uns Annehmlichkeiten zu bereiten. Wir kosteten ihren Saki, erheiterten sie durch unsere Ungeschicklichkeit in der Handhabung der Eßstäbchen und verursachten schallendes Gelächter mit unserm gebrochenen Japanesisch. Wer konnte einer solchen Freundlichkeit gegenüber wol eine abschlägige Antwort geben, wenn dann Frauen und Mädchen mit verschämten Mienen um einen Botan (Corruption von button), einen Knopf, baten. Die vergoldeten Knöpfe wurden einer nach dem andern aus der Weste oder auch wol vom Rock abgelöst, und mit freudigem Stolze zeigten die glücklichen Empfänger das kostbare Geschenk ihren neidenden Freunden, um es sich andern Tags in einen Ring fassen zu lassen und prunkend am Finger zu tragen. Wir aber wanderten weiter zur höchsten Spitze

des Kompira, um noch einen Blick auf das viele Meilen weite, großartige und prachtvolle Panorama mit den kämpfenden Drachen, dem bunten Gewimmel der Tausende, den saftig grünen Thälern, den dunkel bewaldeten Bergen, den Städten und Dörfern und weit, weit dahinter auf das Meer zu werfen, das, im Strahle der scheidenden Sonne glänzend, wie ein goldenes Band das liebliche Bild umschlang. Dort saßen wir und schauten lange hinab mit vollem Herzen und wehmüthigen Gefühlen. Es war so schön hier, aber es fehlte immer etwas; dort drüben über dem schimmernden Spiegel der See, viel tausend Meilen weit lag die liebe theure Heimat, die nichts ersetzen kann. Die im Westen scheidenden Wolken nahmen unsere Grüße mit!

Einige Tage später besuchten wir auch eine Kunstreiterbude, von der ich schon früher gesprochen. Dergleichen Kunstgenüsse sind in Japan selten, selbst in Nangasaki hatte man seit fünf Jahren keine Kunstreiter gehabt, und wir konnten deshalb von Glück sagen, es so gut zu treffen. Ihre Ankunft verursachte unter den so schaulustigen Japanesen große Aufregung, und alles sprach von ihnen. Die Leute kannten ihren Vortheil; die Fremden bekamen Theaterzettel im besten Englisch, und in zollgroßen Buchstaben ward auf die außerordentlichen Leistungen der celebrated Miss Torio und Miss Schorio aufmerksam gemacht. Japanische Kunstreiterinnen — das war allerdings etwas Sehenswerthes, und wir mietheten uns eine Loge. Der Preis war anständig, 20 Thaler die Loge für 10 Personen, natürlich Europäer, denn Japanesen bezahlen solche Preise nicht. Dafür dauerte die Vorstellung aber auch 6 Stunden, und man erhielt etwas für sein Geld. Es wurde jedoch gebeten, Stühle mitzubringen. Wir gingen erst um 1 Uhr nachmittags hin, obwol der Anfang auf 12 Uhr festgesetzt war. Ein Freund hatte uns einige japanische Dolmetscher mitgegeben, die uns den Gegenstand und

die Mimik der Vorstellungen erklären sollten, für welche uns sonst das Verständniß gefehlt hätte. Der Circus war außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe erbaut und so groß, daß er ungefähr 1000 Menschen fassen mochte. Er bestand aus dem gewöhnlichen Baumaterial, Bambus, mit Matten bekleidet und auch oben mit denselben bedeckt. Seine Form war die eines Halbkreises, an dessen Basis sich eine kleine erhöhte Bühne befand, während vor ihr die Manége hinlief, die jedoch keine runde, sondern eine rechtwinkelige Form und bei 50 Fuß Länge nur eine Breite von höchstens 12 Fuß hatte. Zu den Logen, die wie in unsern Theatern angebracht waren, gelangte man auf einer Hühnersteige, die jeden, der nicht die zähe Haltbarkeit des Bambus kennt, durch ihre anscheinende Gebrechlichkeit vom Besteigen abgeschreckt haben würde. Dann kroch man durch ein $2\frac{1}{2}$ Fuß hohes Loch in die Logen selbst, die, wie das ganze Gebäude in höchst provisorischer Weise und in der leichten japanischen Bauart construirt, sehr halsbrecherisch aussahen. Der Zuschauerraum war überfüllt, und es ging äußerst naiv zu. Das Parquet war mit Sperrsitzen versehen; im Parterre standen die Zuschauer und hinter ihm befand sich noch ein leerer Raum, der von dem Publikum zur Verrichtung von Geschäften benutzt wurde, die man bei uns gewöhnlich der Oeffentlichkeit entzieht, die sich aber hier unmittelbar unter den Augen der Logeninhaber zutrugen. Wir dachten dabei: „chaque pays, chaque usage" — Japan ist ein wunderbares Land!

In den Logen neben uns und gegenüber hatten sich überall wohlhabendere Familien häuslich niedergelassen. Der Japanese übereilt sich nicht, er ist bedächtig in jeder That, bedächtig in seinen Bewegungen, Vergnügungen und Genüssen. Die Vorstellung dauerte sechs Stunden; um so lange auszuharren, bedarf man einer Stärkung, und dafür war gesorgt. Jede Loge bot das Bild einer Pickenickpartie, wie jüngst beim

Drachenfeste, hunderterlei verschiedene Speisen standen in saubern Lackschüsseln servirt auf dem mit Matten belegten Fußboden, und die Sakiflasche kreiste unaufhörlich in der darumlagernden Tischgesellschaft. Wir waren kaum eingetreten, als wir auch schon von beiden Seiten Einladungen erhielten, an dem Mahle theilzunehmen. Wir kosteten von allem, hielten uns jedoch an die hier vorzüglich gebackene und gemeinhin als Brot genossene Sandtorte und ließen unsern Wirthen als Revanche unsern eigenen Saki, in Gestalt von Gilka — Pfeffermünzliqueur, kosten, der ihnen vortrefflich zu munden schien, da jedem genossenen Schlucke ein aus innerster Seele kommendes epi joka! (sehr schön) folgte.

Dann wandten wir uns mit ungetheilter Aufmerksamkeit der Vorstellung zu, deren zweiter Act soeben begann. Die celebrated Miß Schorio und Miß Torio erschienen, rittlings im Sattel sitzend, in sehr hübscher Garderobe und pompösem Haarschmuck, aber total weiß geschminkt und dadurch sehr entstellt, obwol sie auch außerdem schon keinen Anspruch auf besondere Schönheit machen konnten. Sie ritten kleine hübsche Ponies, wie sie überall in Japan zu Hause sind, mit feinem Gliederbau, einem übermäßigen Reichthum an struppiger Mähne und bis auf die Erde reichendem Schwanze, kurzem Hals und feurigen Augen. Wir hatten Shawlsprung, Reifensprung, Schenkelritt und dergleichen erwartet, sahen uns aber getäuscht. Die berühmten Künstlerinnen kamen nie aus dem Schritt, und ihre equilibristischen Leistungen beschränkten sich lediglich auf ein langsames Führen der Pferde im Einklange mit den Bewegungen des Oberkörpers und der Hände. Der Zügel ging um den Leib der Reiterin, und die Pferde wurden nur mit den Schenkeln geleitet. Das Ganze war eine theatralische Vorstellung mit lebhafter Mimik und Begleitung eines hinter den Coulissen der kleinen Bühne aufgestellten Orchesters, dessen unharmonische Töne jedoch das Ohr beleidigten, und

aus dem als Grundton das Zusammenschlagen zweier Stücke von hartem Holz herausklang. Die Pferde versahen die Füße der handelnden Personen, und jedenfalls war ihre Dressur bewunderungswürdig, namentlich wenn man in Betracht zieht, daß die Japanesen durchaus kein Reitervolk sind. Etwas später erschien ein Jakonin in blauem, silbergesticktem Rocke, dem glänzendsten Costüm, das ich bisher im Lande gesehen, und es entwickelte sich jetzt eine Liebesscene, deren verschiedene Phasen uns jedoch ziemlich unverständlich blieben. Einmal scheint nach den ausgedrückten Affecten Liebe in Japan ganz anderer Natur zu sein wie bei uns, und sodann sprachen unsere Herren Dolmetscher ungefähr so fertig englisch wie wir japanesisch, und es stellten sich daher der Erklärung so abstracter Begriffe bedeutende Schwierigkeiten in den Weg.

Der folgende Act war komischer Natur und die Mimik der vier dabei betheiligten Personen so drastisch, daß wir nicht umhin konnten, aus vollem Herzen in das endlose Gelächter des Publikums einzustimmen, welches die heitere Scene hervorrief. Das Sujet war ganz eigenthümlicher Art, wie es auch nur in Japan vorkommen kann und ich will es zur Charakteristik des Volks hier etwas näher erwähnen, da sein Verständniß für uns keine Schwierigkeiten bot.

Drei Bauern reiten über Land und begegnen einem Fuchs, der auf seinem Pferde zu schlafen scheint. Der Fuchs wird von den Japanesen als eine Art Gottheit betrachtet, von der man nicht recht weiß, ob sie guter oder böser Natur ist. Am besten läßt er sich mit den Kobolden unsers Volksaberglaubens vergleichen, die, je nachdem sie gut oder böse von den Menschen behandelt werden, diesen mit gleicher Münze zahlen. In dem gegenwärtigen Falle necken die Bauern das von einem Reiter in Fuchsmaske sehr natürlich dargestellte Thier, erwecken

ihn mit Schlägen, die wie in der europäischen niedern Volksposse auch hier eine Hauptrolle spielen, und zwingen ihn mit zu reiten. Anfänglich sehr aufgebracht durch die unsanfte Behandlung, legt sich scheinbar bald sein Aerger, er zeigt sich willig zu folgen, wird vertraut und bietet den Bauern eine Prise an. Sie nehmen alle drei, niesen unendlich und sind dadurch schon halb in der Gewalt des Fuchses. Jetzt kommt dann das specifisch Japanische: der Fuchs reicht ihnen zunächst seine Excremente zum Essen und dann seinen Urin zum Trinken. Um dem Zuschauer jeden Zweifel über die Natur dieser Gegenstände zu benehmen, zeigen sehr natürlich fingirte Bewegungen ihre Quelle. Durch den Genuß dieser Zaubermittel sind jetzt die Bauern in der Gewalt des Fuchses, gezwungen alles nachzuthun, was er ihnen vormacht, und die Art und Weise, wie dies geschah, erschütterte das Zwerchfell der Zuschauer in hohem Grade. Zugleich erhielten wir dabei aber Proben von einer Gewandtheit und Reiterkunst, die wir durchaus nicht vermuthet hatten, und die auch bei uns das größte Furore gemacht haben würden.

Die Pferde gingen dabei allmählich vom Schritt zum Trabe und wüthendsten Galop über, wobei wir abermals über ihre Dressur erstaunen mußten, da die Reiter sie weder mit Zügel noch Schenkel lenkten, und es für die vier Pferde ungemein schwierig war, sich in dem engen geradlinigen Raume in Galop zu bewegen und zu drehen, ohne einander hinderlich zu sein. Der Fuchs war eine vorzüglicher Reiter; bald saß er auf dem Kopfe des Pferdes, bald auf dem Schwanze, hing mit den Händen oder Füßen an dessen Halse, kroch in voller Carrière unter dessen Bauch durch, stand auf dem Sattelknopf auf dem Kopfe, überschlug sich und machte dabei so viel Capriolen, als ob er sich auf ebener Erde befände und von Guttapercha wäre. Seine drei Vasallen fielen zuletzt vollständig

erschöpft vom Pferde, und ihr Quälgeist ritt unter dem stürmischen Applaus des Publikums, in den auch wir lebhaft einstimmten, aus der Bahn.

Der nächste Act brachte wieder eine dramatische Liebesscene, in welche plötzlich ein komischer Schulmeister mit einer Schule hineinschneite, ohne anders motivirt zu sein, als die ernste Handlung auf eine kurze Zeit zu unterbrechen und ihre Langweiligkeit zu vermindern. Ihren Schluß warteten wir jedoch nicht ab, da ein sanfter Regen sich auf Nangasaki herniedersenkte und durch das lockere Mattendach, das wol einigermaßen Schutz gegen Sonnenstrahlen, aber nicht gegen Nässe bot, auf uns herniederträufelte. Zwar boten uns unsere freundlichen Nachbarn sofort ihre breiten wasserdichten Papierschirme an, wir hatten jedoch des Guten genug genossen, thaten noch einen Blick hinter die Coulissen, um uns die kleinen klugen Ponies zu beschauen, und traten dann unsern Rückweg nach Nangasaki an.

Unsere übrige Freizeit benutzten wir, um mit unserer flinken Dampfbarkasse Partien nach den verschiedenen schönen Punkten der Bai zu machen, oder auch Pickenickpartien zu Lande zu veranstalten. Die wechselvollen Genüsse ließen uns die Tage viel zu kurz erscheinen, und was wir wegen des Winters und anderer Umstände in Jeddo und Kanagava versäumen mußten, suchten wir hier im Frühjahr auf das beste nachzuholen. Obwol schon seit vierzehn Tagen der Eintritt der Regenzeit erwartet wurde, begünstigte uns, mit Ausnahme eines kurzen Gewitters, das schönste Wetter, und wir konnten alles ungestört genießen.

Ebenso schön wie die Bai selbst ist auch die ganze Umgegend von Nangasaki, und ein zweistündiger Ritt nach den Fischerstädtchen Mogi und Awa, den Grenzpunkten des kai-

serlichen Gebietes, zeigte nur eine unaufhörliche Reihenfolge der romantischsten Landschaften, welche die Phantasie zu erdenken vermag. Der Reichthum an wechselnden Naturschönheiten ist unerschöpflich, und bei jedem Hundert von Schritten eröffnete irgendeine Biegung des Wegs oder ein höherer Standpunkt ein neues prachtvolles Bild, das, wie die Ufer der Bai, durch die mit der Großartigkeit gepaarte Lieblichkeit und vollendete Harmonie einen unwiderstehlichen Zauber erhielt. Das Angenehme bei allem ist, daß man keine weitern Strecken zurückzulegen hat, um sich diese Genüsse zu verschaffen. Ein halbstündiger Ritt führt uns mitten in eine Gebirgslandschaft und auf die Spitze eines 1000 Fuß hohen Berges, von dem sich die prachtvollste Aussicht auf einen meilenweiten Umkreis bietet, oder in ein wildes Thal, durch das ein von den Bergen kommender Waldbach rauscht, der hier und da in Wasserfällen über eine Felswand sprüht und gleichzeitig Tausende von Aeckern befruchtet, die, im üppigsten Grün prangend, seine Ufer begrenzen.

Aber selbst schon in Nangasaki gibt es derartige Schönheiten in reicher Fülle, und unsere liebsten Spaziergänge bildeten die Friedhöfe und Privatgärten, die, dank dem freundlichen Entgegenkommen ihrer Eigenthümer, uns zu jeder Zeit offen standen. Namentlich zog uns einer der letztern durch seine idyllische Schönheit an und ich habe manche Stunde in ihm zugebracht, in seinen duftigen Lauben gesessen und bin in seinen Irrgängen, zwischen seinen Felsen, Grotten und Tempeln umhergewandelt.

Ich habe bereits die Manier der japanischen Gartenanlagen erwähnt. Man findet in Japan bei den Menschen wenig Poesie, sie haben keine Musik, keinen Gesang, keine Malerei, keine Dichtkunst; aber ihre Berge und Thäler, ihre Wälder und Bergströme, ihre Küsten und Seen sind voll Poesie, die ihren unsichtbaren Einfluß auf die Gemüther übt,

und die Gärten sind das Resultat ihrer stillen Einwirkung. Die getreue Nachbildung der Natur ist der Beweis dafür, daß ihre Schönheiten in vollem Maße empfunden werden, und in dem Gemüthe, das solchen Empfindungen zugänglich ist, liegt der Keim zu allem Guten.

Der Eigenthümer unsers Lieblingsgartens war aus Osaka gebürtig. Er hatte seine Vaterstadt mit ihren Umgebungen plastisch nachgebildet und mit dieser kunstvollen Schöpfung seinen Garten geschmückt. Sie lag im Schatten eines Waldes von Zwergfichten versteckt, durch deren Stämme das graue künstlich verwitterte Gestein ihrer Umfassungsmauern schim-merte. In ihrem Hintergrunde erhob sich ein Berg, und auf seiner Spitze in einer Laube von duftigen Glycinen saß ich oft und schaute auf das kleine Paradies zu meinen Füßen, das wie eine Landschaft aus der Märchenwelt dalag, die das Kindesgemüth mit Peris und Feen bevölkert. Dort er-hob sich ein Fels mit zackigen Klippen und schroffem Gestein, aus dessen Klüften hier und da knorrige Eichen oder schlanke Cedern hervorgrünteu, während weiter unten ein dichtes Bam-busgebüsch seine gefiederten Zweige im Winde wiegte und ein Gebirgsbach herabrieselte, welcher sich einen Weg durch Spal-ten und Gestein bahnte, hier hinter einer Klippe verschwand, um dort wieder hervorzubrechen, eine Cascade zu bilden und sich endlich in einen See zu ergießen, der zu den Füßen des Berges sich ausbreitete. Auf diesem See, an dessen felsiges Ufer sich ein dichter Wald von Zuckerahorn lehnte, dessen rothbraunes Laub mit den gelblich grünen Blättern des Bambus angenehm contrastirte, schwammen die kreisrunden Blätter des Lotos, hier wie in China heilig, und bisweilen blitzten die schwarzgoldenen Schuppen japanischer Goldfische aus der Tiefe herauf. Weiterhin lagerte wie ein rosiger Teppich auf grüner Au ein Azaleengebüsch, Blüte an Blüte dicht ge-drängt, aus denen eine Schar Bienen summend ihre Nah-

rung zog. Dann folgte eine mit Rasen und Blumen bedeckte Ebene, an die sich abermals ein dichtes Gebüsch von dunkelstem Grün schloß, auf dem die prachtvollen rothen und weißen Blumenkelche der Camellie wie Perlen auf grünem Meere blitzten. Ueberall schlängelten sich Wege, mit blanken Flußkieseln sauber bestreut, durch die lieblichen Partien, während weiterhin über die Stadt der Blick auf das Meer schweifte, auf dessen Spiegel die Inseln in bläulichen Duft gehüllt zu schwimmen schienen. Alles war ruhig und still hier oben; nur dann und wann drangen einzelne Laute von dem Leben in den Straßen herauf, und die sonoren Glockentöne eines benachbarten Buddhatempels summten durch die Lüfte.

Ganz im Hintergrunde dieses kaum 150 Quadratfuß deckenden Gartens stand das Wohnhaus des Eigenthümers. Werfen wir einen Blick in dasselbe, so haben wir die Vervollständigung des ebenso fremdartigen als schönen Bildes. Wir übersehen das ganze Haus; die warme milde Frühjahrsluft hat seit langem die Kohlenbecken entbehrlich gemacht; alle Thüren und verschiebbaren Zwischenwände sind entfernt, und das Innere liegt offen vor uns. Alles ist sauber, reinlich und nett, und auf den Fußmatten sitzt nahe der Veranda die Familie zum Mittagsmahle vereinigt. Sie besteht aus Vater, Mutter, einem kleinen Mädchen von 10 Jahren und einer erwachsenen Tochter. Eine Dienerin präsentirt gerade den Saki in kleinen Schälchen von durchsichtigem Porzellan, und eine heitere Unterhaltung würzt das Essen. Nach seiner Beendigung ergreift die ältere Tochter die in keinem Hause fehlende Guitarre und stimmt unter ihrer Begleitung ein Lied an. Seine stets wiederkehrende eintönige Melodie, die unerwartet zwischen Dur und Moll wechselt, spricht unser Ohr nicht an, aber sie paßt zu der ganzen fremdartigen Umgebung, und wir vergessen sie auch bald, um einen Blick auf die Sängerin zu werfen.

Das Mädchen ist hübsch, sie hat regelmäßige und feine Züge, ein ovales Gesicht ohne die entstellenden hervorstehenden Backenknochen des japanischen Typus, die Nase ist ein allerliebstes Stumpfnäschen, der Mund klein, die sorgsam gepflegten und zweimal täglich mit Zahnpulver geputzten Zähne sind schneeweiß und tadellos, die Augen mandelförmig und schwarz. Ihr glänzend schwarzes Haar ist in reicher Fülle zu einem künstlichen Bau zusammengebunden; vorn rechts und links gescheitelt, wird der mittlere Theil nach hinten übergekämmt, während das Uebrige seitwärts über die Ohren fällt. Dort vereinigt es sich mit dem Haar des Hinterkopfes, um mit ihm über ein Polster zurückgekämmt zu werden und oben auf dem Scheitel einen gefälligen Knoten zu bilden. Dieser ist durch Spangen von Silber und Gold festgehalten und von einem Stück rothseidenen Krepps umwunden, dessen lebhafte Farbe außerordentlich putzt.

Den Körper deckt ein seidener Rock mit den ungemein weiten Taschenärmeln. Vorn übereinander geschlagen und um die Taille durch einen breiten Kreppgürtel zusammengehalten, läßt er Hals und Brust fast frei, während er unten bis auf die Erde reicht und nur außer dem Hause etwas aufgeschürzt wird, um nicht im Schmuze zu schleppen. Die von Natur kleinen Füße stecken in weißen genähten Strümpfen und Strohsandalen, aber der Rock verbirgt sie vollständig, und die Finger der ebenso kleinen als schmalen Hand ziert ein Ring mit einer kleinen Goldmünze. Nur Eins beeinträchtigt die angenehme Erscheinung. Gesicht, Nacken und Hals sind weiß geschminkt, die Wangen carmoisinroth gemalt, die Unterlippe mit Goldschaum belegt, und die unglückliche Mode, welche die ganze Welt knechtet, in Europa die Taillen und in China die Füße verkrüppelt, macht auch hier ihren Einfluß geltend und verunstaltet, wenn auch harmloser wie dort, das von der Natur verliehene Aeußere.

Neben den Gärten waren es vorzüglich die Friedhöfe, welche uns anzogen. Es gibt so viele Orte in der Welt, von denen man zu sagen pflegt: „Hier möchte ich nicht begraben sein.“ Hier drängt sich uns jedoch gerade der entgegengesetzte Wunsch auf. Es kann keinen schönern Platz für die letzte Ruhestätte geben als die Friedhöfe um Nangasaki. Sie sind an den Abhängen der die Stadt einschließenden Berge angelegt, und die Pietät der Japanesen, die noch viel größer als in China ist, hat diese Orte in einen immerwährend schönen Blumengarten verwandelt. Die Seitenflächen der Berge sind bis zu 500 Fuß hoch terrassirt und bilden unzählige kleine viereckige Plateaux. Jedes derselben ist ein Familienbegräbnißplatz, und die nur wenig Raum einnehmenden Gräber befinden sich symmetrisch an drei Seiten des Vierecks und sind jedes mit einem fein behauenen und sculptirten Denksteine geschmückt. Je nach den Vermögensverhältnissen des Eigenthümers sind diese Denkmäler größere, und einzelne erreichen die Höhe von 12 Fuß. Der ganze Platz ist mit Kieseln belegt und stets sauber und rein gehalten, mögen die Todten auch dort schon viele Jahre ruhen. Hier und dort beschatten mächtige Fichten die Gräber, Camellien, Azaleen und andere reichblühende Gesträuche und Bäume bilden überall schöne Bosquets. Was uns jedoch besonders anzieht und einen schönen Zug im Charakter der Japanesen offenbart, ist der Blumenschmuck der Gräber selbst, der während des ganzen Jahres wöchentlich mehreremal, ja vielfach auch täglich erneuert wird und die Friedhöfe in einen ewigen Garten verwandelt. In den Sockel eines jeden Denkmals sind drei runde Wasserbehälter gehauen, in welche kleine Blumentöpfe von Bambus passen, und diese werden stets mit Blumen gefüllt, solange die Jahreszeit sie hervorbringt. In den Wintermonaten vertritt das immergrüne Elicium religiosum die Stelle der Blumen, und die kleinblätterige Kletterfeige

umhüllt alle Steine mit einem grünen Gewande. In der Mitte der Kirchhöfe erheben sich regelmäßig Sinto- oder Buddhatempel, in deren Höfen Palmen und Fichten ein schattiges Dach bilden, und wo kahlgeschorene Priester mit weitem schwarzseidenen Talar Messen für die Verstorbenen lesen.

Leider kamen wir einige Tage zu spät, um einem der schönsten Feste der Japanesen, dem Todtenfeste beizuwohnen, das nach der Beschreibung einen wunderbaren Eindruck machen muß. Aehnlich wie die Chinesen an diesem Tage die Gräber ihrer Angehörigen mit weißen und rothen Papierfähnchen schmücken, wird in Japan mit Einbruch der Dunkelheit jedes Denkmal mit einer farbigen Laterne behängt. Die Friedhöfe liegen amphitheatralisch um die ganze Stadt und sämmtlich höher als diese. Sie enthalten mindestens hunderttausend Gräber, und man kann sich denken, welchen prachtvollen Anblick dieses Lichtmeer zwischen dem Grün der Berge von der Rhede aus gewährt haben muß. Um Mitternacht werden diese Laternen entfernt und die Lichte in ebenso viele kleine Kähne gesteckt, die, mit einigen Lebensmitteln und Kupfermünzen für die Todten beschwert, dann auf die Bai gesetzt werden und mit dem Landwinde der See zutreiben, ein Schauspiel, das an Pracht alles übertreffen soll.

Bezüglich der Särge steht Japan wahrscheinlich auch einzig in der Welt da, und ein Leichenzug gewährt einen ganz ungewöhnlichen Anblick. Der Todte wird nämlich nicht in einem Holzsarge und in liegender Stellung, sondern sitzend, mit den Knien bis an das Kinn gezogen und die Arme nach vorn darübergekreuzt, in einer großen bauchigen Kruke von Steingut beerdigt und in einer sehr leicht gebauten Sänfte mit Papierfenstern zu Grabe getragen. Die Geschmeidigkeit, welche erforderlich ist, um der Leiche diese sonderbare Stellung

zu geben, soll durch ein eigenes Pulver erzeugt werden, das man dem Todten in den Mund streut und wodurch er nach Verlauf von wenigen Minuten vollkommen weich und biegungsfähig wird. Wir versuchten mehrmals in den Besitz dieses Pulvers zu gelangen, reussirten jedoch nicht, da die Priester, welche es allein verkaufen, durch kein Geld zu bewegen waren, uns davon abzulassen. Es soll in einem Kloster in Miako, der Residenz des geistlichen Kaisers, angefertigt werden, jedoch scheint seine Bereitung ein streng bewahrtes Geheimniß zu sein.

Ein Leichenzug in Japan sieht nicht sehr traurig aus. Wir begegneten in Nangasaki einem solchen, der sich in ziemlichem Geschwindschritt nach dem Kirchhofe bewegte, während sein Geleite heiter scherzte und lachte. Voran ging ein Knabe, der einen Blumentopf mit großen weißen Papierblumen trug; ihm folgte das Musikkorps, bestehend aus drei Clarinettenbläsern, mit den früher erwähnten Körben über den Kopf gestülpt, und einer Trommel, die in regelmäßigen Zwischenräumen angeschlagen wurde. Ihnen folgte ein singender Priester und die von vier Kulis getragene Sargsänfte, hinter ihr unmittelbar die Hauptleidtragenden, eine Frau und zwei Mädchen in sehr grobe weiße Gewänder gekleidet und mit einer weißen Mütze bedeckt. Um jedoch den schönen Haarschmuck, den Stolz jeder Japanesin, nicht durch die häßliche Mütze ganz zu verstecken, war letztere nur oben auf den Kopf gelegt, und unter ihr schaute die ganze Legion der Spangen und der rothe Krepp kokett hervor. Tout comme chez nous!

An die Frauen endlich schloß sich ein größeres Leichengefolge von Männern, Frauen und Kindern an, die ohne Ordnung hinter dem Sarge herliefen. Auf dem Friedhofe wurde der Sarg in seine kleine quadratische Grube gesenkt und, während der Priester Gebete absang, mit Erde bedeckt. Die höl-

zerne Sänfte wurde darübergestellt und von den Leidtragenden mit lebendigen Blumen geschmückt, während man den Topf mit den Papierblumen obenauf stellte. Diese Sänften werden dann später durch einen Denkstein ersetzt. Die ganze Ceremonie am Grabe dauerte kaum fünf Minuten, und das ganze Gefolge trat ebenso heiter seinen Rückweg an, wie es gekommen. Der Tod hat für den Japanesen durchaus nichts Schreckliches: er sieht in seinem Eintreten eine unabweisliche Nothwendigkeit, ist stets darauf vorbereitet, und die Lehren seiner Religion suchen allen nachhaltigen Gram von vornherein abzuschneiden, vielleicht um das sonst so despotisch geknechtete Volke sein Leid vergessen und nur im Genusse der heitern Gegenwart ihm das Leben erträglich zu machen.

Das Klima von Nangasaki ist wie das von ganz Japan ein überaus mildes und angenehmes. Der an der Ostseite des ganzen Archipels hinlaufende Warmwasserstrom übt auf die Länder, welche er bespült, einen ebenso wohlthätigen Einfluß wie der Amerikanische Golfstrom auf die westlichen Küsten Europas, und wenn wir in Jeddo im Januar auch bisweilen mit Nordstürmen Schnee und Eis gehabt haben, fiel das Thermometer doch nie unter zwei Grad Reaumur und dies auch nur während einiger Morgenstunden. In Nangasaki ist sein niedrigster Standpunkt jedoch nur + 5° R., und die Beschaffenheit des Klimas mag am besten daraus erhellen, daß hier die Palmen im Freien überwintern. Im allgemeinen ist das Klima sehr gesund, und epidemische Krankheiten kennt man mit Ausnahme der Cholera, die in neuester Zeit einigemal erschienen ist und bedeutende Verwüstungen angerichtet hat, fast gar nicht. Hin und wieder trifft man auch wol beim niedern Volke die Lepra, eine Krankheit, bei der die Finger und Zehen abfaulen, und die durch schlechte Nahrung, namentlich verdorbene Fische, herbeigeführt werden soll, aber auch nur sporadisch und lange nicht in dem Maße wie in

China, weil in Japan keine Uebervölkerung herrscht und kein Mangel an Lebensmitteln ist.

Hiermit schließe ich die Charakteristik Japans und nehme die unterbrochene Reihenfolge der Ereignisse wieder auf, welche mit dem Abschluß unsers Vertrags im Zusammenhange stehen.

28.

Die Verhandlungen mit der preußischen Gesandtschaft. Anschläge der japanischen Adelspartei gegen die Fremden. Ermordung des amerikanischen Gesandschaftssecretärs Heusken. Betragen und Intriguen der Regierung. Festes Auftreten des Grafen Eulenburg. Bestattung Heusken's unter Assistenz der preußischen Waffen. Abreise des englischen und französischen Geschäftsträgers nach Yokuhama. Endlicher Abschluß des Vertrags mit Preußen am 25. Januar 1861. Abgang der preußischen Schiffe nach Schang-hae. Charakter des japanischen Volks und Aussichten auf seine freiere sociale und politische Entwickelung.

Es wurde von mir bereits bemerkt, daß Graf Eulenburg den Gedanken aufgeben mußte, den Vertrag im Namen des Zollvereins abzuschließen, um nicht ganz und gar zu scheitern, nachdem bereits drei volle Monate in unfruchtbarem Harren dahingegangen waren. Man legte der Hartnäckigkeit der Japanesen in dieser Beziehung zwei verschiedene Motive unter. Die einen sagten, die Regierung, welche der Mehrzahl nach noch aus Vertretern des alten Abschließungssystems bestehe, wolle den Handel so viel als möglich beschränken. Sie wisse aber, daß die Hunderte von deutschen Schiffen, welche die Küsten von China befahren, den Staaten des Zollvereins und der Hansa angehörten, während preußische Schiffe sich nur in sehr geringer Anzahl in den indischen Meeren befänden. Bewillige man daher Preußen allein einen Vertrag, so käme vielleicht während einiger Jahre nur etwa eins seiner Schiffe, während bei einem Vertrage mit dem Zollverein und den Hansestädten Japan sehr bald von deutschen Schiffen über-

schwemmt sein würde. Die andere Version lautete, daß die Amerikaner auf das stärkste gegen uns intriguirt und die Japanesen gegen die Zollvereinsstaaten eingenommen hätten, weil sie deren Concurrenz und namentlich fürchteten, von den deutschen Schiffen bald wie in China gänzlich verdrängt zu werden. Die letztere Version scheint mir die richtige, da ich diese Ansicht in Hongkong offen vom amerikanischen Consul habe aussprechen hören.

Wie dem auch sei, das Factum ist leider vorhanden, wenn auch von keiner großen Bedeutung, da Zollvereinsschiffe leicht preußische Flagge erhalten können und überdies es unmöglich noch lange Jahre dauern kann, bis die deutschen Nord- und Ostseestaaten, welche Schiffe in die östlichen Gewässer schicken, in einer oder der andern Form mit Preußen eine gemeinschaftliche Flagge führen.

Mitte Januar 1861 waren die Verhandlungen ihrem Abschlusse nahe, als plötzlich wieder ein Umstand eintrat, der nicht allein für uns, sondern auch für die übrigen Vertragsmächte und sämmtliche Fremden unheilvoll zu werden drohte. Der freisinnige Hori-noribé-no-cami hatte sich, wie ich früher schon erzählte, den Bauch aufschlitzen müssen und war durch einen reactionären und fremdenfeindlichen Commissar ersetzt. Wie es schien, hatte er dem Einfluß der Daimiopartei, die mit ihren Feindseligkeiten gegen die Fremden wieder offner hervortrat, weichen müssen und war wegen seiner liberalen Ansichten ihrem Haß zum Opfer gefallen.

Zugleich ereignete sich wenige Tage darauf ein Vorfall, der darauf schließen ließ, daß von seiten jener Partei eine Katastrophe vorbereitet werde, welche nichts weniger als die Vertreibung der Gesandten aus Jeddo und die Ermordung sämmtlicher Europäer zum Zweck habe.

Der Secretär der amerikanischen Gesandtschaft und zugleich Dolmetscher der unsern, Herr Heusken, ein Holländer

von Geburt und ein bei Europäern und Japanesen beliebter Mann, ritt eines Abends gegen 9 Uhr von Akabani, der Wohnung des Grafen Eulenburg, in Begleitung von drei Polizeijakonins nach Hause. Unterwegs stürzten plötzlich sieben bis acht Männer auf ihn, jagten die Jakonins in die Flucht und hieben auf den unbewaffneten Heusken ein, der tödlich verwundet unter ihren Streichen fiel und nach drei Stunden eine Leiche war. Der Mord geschah aus politischen Motiven; Heusken hatte keine Privatfeinde, seine Leiche war nicht beraubt, also war er weder durch den Act einer Privatrache noch durch die Hand von Räubern erlegen. Die Haltung der Regierung bestätigte dies; bei dem Polizeisystem in Japan kann den Behörden nicht das Geringste entgehen, aber es geschah nichts, um der Mörder habhaft zu werden. Entweder wollte man es nicht, oder fürchtete sich, es zu thun, obwol man wußte, woher der Schlag kam. Der Zweck des Mordes war offenbar, die Gesandten einzuschüchtern und sie zu veranlassen, ihrer eigenen Sicherheit wegen Jeddo freiwillig zu räumen.

Am andern Abend erschienen noch sehr spät zwei der Gouverneure von Jeddo in Akabani und ersuchten in scheinbar großer Aufregung unsern Gesandten, Akabani zu verlassen und sich in den Schutz eines kaiserlichen festen Schlosses zurückzuziehen, da man eine Verschwörung entdeckt habe, deren Zweck sei, sämmtliche Fremde mit Feuer und Schwert zu vertilgen, die Regierung aber den Grafen in seiner Wohnung nicht zu schützen vermöge. Es ist wahrscheinlich, daß dies eine andere Finte war, um die Gesandten zum freiwilligen Abzuge zu bewegen, und ich habe mich des Eindrucks nicht erwehren können, daß die Regierung in dieser ganzen Angelegenheit falsches Spiel trieb. Nach den Angaben der Gouverneure sollten 500 entlassene Jakonins des Prinzen Mito die Verschwörer sein und sich verkleidet in Jeddo eingeschlichen

haben. Wenn die Regierung aber dies wußte, weshalb bemächtigte sie sich der wenigen Leute nicht, da ihr doch soviel Militär und Polizei zu Gebote stand und nicht unbekannt sein konnte, welche furchtbaren Folgen eine solche gewaltsame Verletzung des Völkerrechts für sie und das ganze Land unfehlbar haben mußte?

Wie dem aber auch sei, der beabsichtigte Zweck würde nicht erreicht. Graf Eulenburg erklärte den Gouverneuren ruhig, er werde Akabani nicht verlassen. Da die Regierung die Existenz und den Zweck der Verschwörung kenne, hege er das feste Vertrauen zu ihrer Kraft und ihrem guten Willen, den Ausbruch derselben zu hindern. Sollte sie sich aber nicht stark genug fühlen, so sei er gern erbötig, ihr eine geeignete Unterstützung aus den Mannschaften des Geschwaders zu Hülfe zu geben. Dies wurde natürlich abgelehnt, und die Gouverneure verabschiedeten sich. Die übrigen Gesandten hatten gleichfalls erklärt, ihre Hotels nicht verlassen zu wollen, und es blieb alles beim alten; die Verschwörung aber kam nicht zum Ausbruch.

Von den Vertretern der fremden Mächte war beschlossen worden, daß sie sämmtlich dem Leichenzuge folgen wollten und derselbe ein entsprechendes Geleite von preußischen Seesoldaten und Matrosen erhalten sollte, da unsere Kriegsschiffe die einzigen vor Jeddo waren. Demgemäß wurden 50 Seesoldaten und 50 Matrosen, sämmtlich mit Zündnadelgewehren, die Matrosen auch mit Revolvern bewaffnet, an das Land beordert. Am Morgen des Begräbnißtages war jedoch noch die holländische Kriegsbrigg Kaschelot auf der Rhede eingetroffen, und auch sie schickte 20 Seesoldaten zur Bestattung. Alle Mannschaften waren mit scharfen Patronen versehen. Außerdem betheiligten sich etwa 50 Offiziere, Cadetten und Angehörige der verschiedenen Gesandtschaften an dem Zuge, gleichfalls sämmtlich mit Revolvern und Säbeln bewaffnet.

Wir waren eben auf dem Hofe von Akabani zum Abmarsch nach dem amerikanischen Gesandtschaftsgebäude angetreten, wo sich die Leiche befand, als plötzlich von dort eine Botschaft erschien, nach der von seiten der Daimiopartei ein Angriff auf den Leichenzug beabsichtigt wäre. Die Gouverneure hatten den amerikanischen Geschäftsträger soeben davon in Kenntniß gesetzt und ihn ersucht, die übrigen Gesandten von der Begleitung des Zuges abzuhalten. Herr Harris hatte jedoch, obwol Energie sonst nicht zu seinen Vorzügen zu gehören scheint, diesmal geantwortet, der Leichenzug würde, wie er angeordnet, stattfinden; zugleich aber könne sich die Regierung versichert halten, daß von Jeddo kein Stein auf dem andern bleiben solle, wenn eine so schreiende Verletzung des Völkerrechts begangen und auch nur einer der bei der Feierlichkeit betheiligten Personen ein Haar gekrümmt würde. Diesem Ausspruch stimmten die übrigen Gesandten bei; es wurde scharf geladen, und der Zug, vollständig militärisch geordnet, Musik, Sarg, Geistliche, die Flaggen der fünf Vertragsmächte und die Gesandten in der Mitte, setzte sich in Bewegung.

Der Begräbnißplatz war draußen vor der Stadt etwa eine halbe Stunde weit entfernt, und wir passirten die Stelle, wo der Mord geschehen und das Straßenpflaster noch vom Blut geröthet war. Dem Zuge voran ritten die fünf Gouverneure der Stadt, welche sich nach dem ihnen gewordenen Bescheide erboten hatten, selbst den Zug zu geleiten und durch ihre Anwesenheit die möglichste Sicherheit zu gewähren. Anfänglich wollten sie sich in Sänften tragen lassen, dies wurde jedoch als unpassend erachtet, da die fremden Gesandten zu Fuße folgten, und so kam man schließlich überein, daß sie zu Pferde erscheinen sollten.

Selten wol ist eine Leiche unter so eigenthümlichen Verhältnissen zur Erde bestattet worden. Das Gewehr fertig zum Anschlag, die Hand am Revolver, so marschirten wir unter

den Klängen eines Trauermarsches mitten durch eine unbekannte, von Millionen bewohnte Stadt. Eine unabsehbare Menschenmenge füllte die Straße, Tausende und aber Tausende drängten sich heran, um das wunderbare, nie erblickte Schauspiel mit anzusehen. Oft war das Gedränge so stark, daß der den Nachtrab befehligende Offizier: „Halt! Kehrt! Fällt's Gewehr"! commandiren mußte und jeder unwillkürlich seine Waffe fester ergriff. Aber augenblicklich wogte die Menge zurück, nicht wild und schreiend, sondern ruhig, friedlich und anständig. Wir sahen keinen Bewaffneten, die Neugierde allein hatte die Tausende auf die Straße gelockt.

Der Sarg wurde nach dem Ritus der katholischen Kirche (der Verstorbene war Katholik) vom Kaplan der französischen Gesandtschaft eingesegnet und in das Grab gesenkt, und wir traten auf dieselbe Weise wie vorher unsern Rückzug an ohne die geringste Störung, ohne das leichteste Anzeichen von Feindseligkeiten. Ueberall wich man uns ehrerbietig aus und erwiderte freundlich unsere Grüße.

Es ist möglich, daß sowol unsere Zahl als unsere Bewaffnung und die in allen Gesichtern unverkennbar ausgesprochene Entschlossenheit, unser Leben so theuer als möglich zu verkaufen, die Verschwörer, wenn solche existirten, von dem beabsichtigten Angriffe abgehalten hat; ich glaube aber, daß auch dies nur wieder ein Manöver der Regierung war, um die Gesandten zu terrorisiren.

Am folgenden Tage wurde der Offizier der japanischen Jakoninwache, welche zum Schutz des amerikanischen Gesandten in dessen Wohnung postirt war, abends beim Rondegehen ermordet und an jedem der beiden folgenden Abende einer der wachehaltenden Jakonins, ohne daß die Regierung der Thäter habhaft geworden wäre, und zugleich wurden abermals Drohungen gegen die Fremden laut. Der französische, englische und holländische Gesandte glaubten sich jetzt ihres Lebens

nicht mehr sicher. Sie zeigten der Regierung ihren Entschluß an, Jeddo zu verlassen und nach Yokuhama überzusiedeln. Zugleich schrieb jedoch Herr Alcock eine sehr energische Note, in welcher er die Regierung geradezu der Mitwissenschaft an den vorgefallenen Morden bezichtigte und mit der Herbeirufung englischer Kriegsschiffe zum Schutz der Gesandtschaft drohte.

Bis die Dampfcorvette Encounter eintraf, mit der sich der englische und französische Geschäftsträger nach Yokuhama einschifften, während der holländische an Bord des Kaschelot ging, erhielt Herr v. Belcourt eine Schutzwache von zwölf unserer Seesoldaten, und am 22. Januar 1861 segelten die drei Herren von Jeddo ab. Nur Herr Harris erklärte, seinen Platz nicht verlassen zu wollen, und ebenso blieb Graf Eulenburg ruhig in Akabani.

Ob die Note des Herrn Alcock die Regierung einschüchterte oder sonst Gründe vorlagen, sie anders zu stimmen, weiß ich nicht, genug, unsere Vertragsverhandlungen wurden plötzlich wieder aufgenommen und so schnell zu Ende geführt, daß am 25. Januar der Vertrag zum Abschluß gedieh und unterzeichnet wurde. Seinem Hauptinhalte nach denen der übrigen Mächte gleichlautend, tritt der preußische Vertrag am 1. Januar 1863 in Kraft, gestattet jedoch schon früher die Zulassung von Consuln und gilt für die im Lande lebenden Preußen bereits von dem Tag der Unterzeichnung an.

Jetzt lag keine weitere Veranlassung zum fernern Bleiben des Gesandten und des Geschwaders vor. Am 26. Januar wurden die übrigen Geschenke und unter ihnen ein lebensgroßes Porträt unsers Königs für den Kaiser übergeben und dafür Gegengeschenke empfangen, die hauptsächlich in kostbarem Seidendamast bestanden, wie er so schön wol nur in Japan gemacht werden kann.

Am 28. Januar verließen wir mit der Elbe und dem Vertrage Yokuhama und trafen nach einer sehr stürmischen

und gefahrvollen Reise, jedoch glücklich und wohlbehalten, am 7. Januar vor Schang-hae ein, nachdem wir bereits am 5. Februar in den Jang-tse-kiang eingelaufen, aber wegen dichten Nebels zwei Tage auf dem Flusse zurückgehalten waren. Das Postdampfschiff war gerade im Begriff, nach Hongkong abzugehen, und so konnten wir glücklicherweise noch alle Depeschen und Briefschaften befördern. Wir blieben in Schang-hae liegen, um die Ankunft der Arkona und Thetis abzuwarten, mit denen Graf Eulenburg am 1. Februar nach Nangasaki gesegelt war. Am 25. Februar kam ein Schiff von letzterm Hafen mit der Nachricht, daß das Geschwader am 18. dort noch nicht eingetroffen. Dies beunruhigte uns sehr, später hörten wir jedoch von der am 19. Februar erfolgten Ankunft der Schiffe, die eine schreckliche Reise gehabt, durch wochenlange schwere Stürme aufgehalten worden waren, Boote und Segel verloren und verschiedene andere Beschädigungen erlitten hatten.

Japan macht fast den Eindruck einer bezauberten Schönen, zu deren Gewinnung man mit allen möglichen Ungeheuern in der Gestalt von Teufunen, Gegenströmungen, Nebeln und falschen Karten zu kämpfen hat, und so angenehm uns stets die Erinnerung an das schöne und interessante Land sein wird, so wenig werden wir die auf der Reise, hin und zurück, erlebten Schrecknisse vergessen, unter denen der Verlust des unglücklichen Schooners Frauenlob das traurigste war.

Am 1. März traf der Gesandte mit den beiden Schiffen ebenfalls auf dem Jang-tse-kiang ein und obwol später alle drei Schiffe noch einmal nach Japan zurückkehrten, wußten wir dies doch damals nicht und sagten ihm Lebewohl. Der Eindruck, den wir von Land und Leuten mit uns fortnahmen, war ein überaus günstiger. Trotz der reactionären Politik der Daimiopartei kann es nicht ausbleiben, daß Japan einer großen Zukunft entgegengeht. Die freisinnigen Elemente

greifen mit Macht im Volke um sich und werden nicht verfehlen, auf die Regierung ihren Einfluß auszuüben und diese zu liberalen Institutionen zu zwingen. Japan muß, nachdem es einmal mit dem alten System gebrochen, auf der Bahn des Fortschritts weitergehen, wenn es nicht sehr bald seine Selbständigkeit verlieren und eine Provinz Rußlands oder ein schwaches Instrument in den Händen Amerikas, Englands oder Frankreichs werden will. Dagegen muß sich aber der nationale Stolz seiner Bewohner, die sich rühmen, nie von einer fremden Macht abhängig gewesen zu sein, auf das energischste sträuben. Die Japanesen sind zu klug, um nicht einzusehen, daß sie durch Entwickelung der innern Hülfsquellen sich am besten gegen Abhängigkeit von den Fremden schützen. Bisjetzt ist das Volk arm, unselbständig und steht unter dem Druck einer despotischen Herrschaft; nur ein nach liberalen Grundsätzen regiertes, wohlhabendes und die Früchte seines Fleißes selbst erntendes Volk wird fremden Eroberern einen kräftigen und fast immer unbesiegbaren Widerstand entgegensetzen.

Von allen asiatischen Nationen ist aber keine so befähigt, freisinnig regiert zu werden, wie die japanische. Die allgemeine Bildung des Volks, sein friedliebender ruhiger Charakter, den keine Ausbrüche von Roheit beflecken, das ihm innewohnende noble Nationalgefühl, das jedoch von aller Selbstüberschätzung frei ist und niemand verletzt, das feine Ehrgefühl und der Drang nach Wissen — alles das sind Elemente, die eine sichere Garantie gegen jeden Misbrauch der Freiheit des Individuums geben. Eine Zeit lang mag die Daimiopartei, die allerdings bei einer solchen Wendung der Dinge nur verlieren würde, die freie Bewegung zurückhalten. Ein Blick auf die Veränderungen, welche die letzten sechs Jahre herbeigeführt, zeigt jedoch am besten, wie reißend jener Einfluß

schwindet, und ich schied von Japan in der festen Ueberzeugung, daß es in 50 Jahren, obschon es nur 35 Millionen Einwohner zählt, einer der wohlhabendsten, glücklichsten und kräftigsten Staaten von ganz Asien sein und China bei weitem überflügeln wird. Ich glaube, daß alle, die gleich mir das Land genauer kennen gelernt, diese Ueberzeugung theilen, welche sich jedem Beobachter unwillkürlich aufdrängt, und ich fürchte nicht, deswegen als Sanguiniker betrachtet zu werden. Ich habe die Japanesen achten und lieben gelernt, und das kann ich sonst kaum von einer fremden Nation sagen, wiewol ich deren im Laufe meines bewegten Lebens genug kennen gelernt habe.

29.

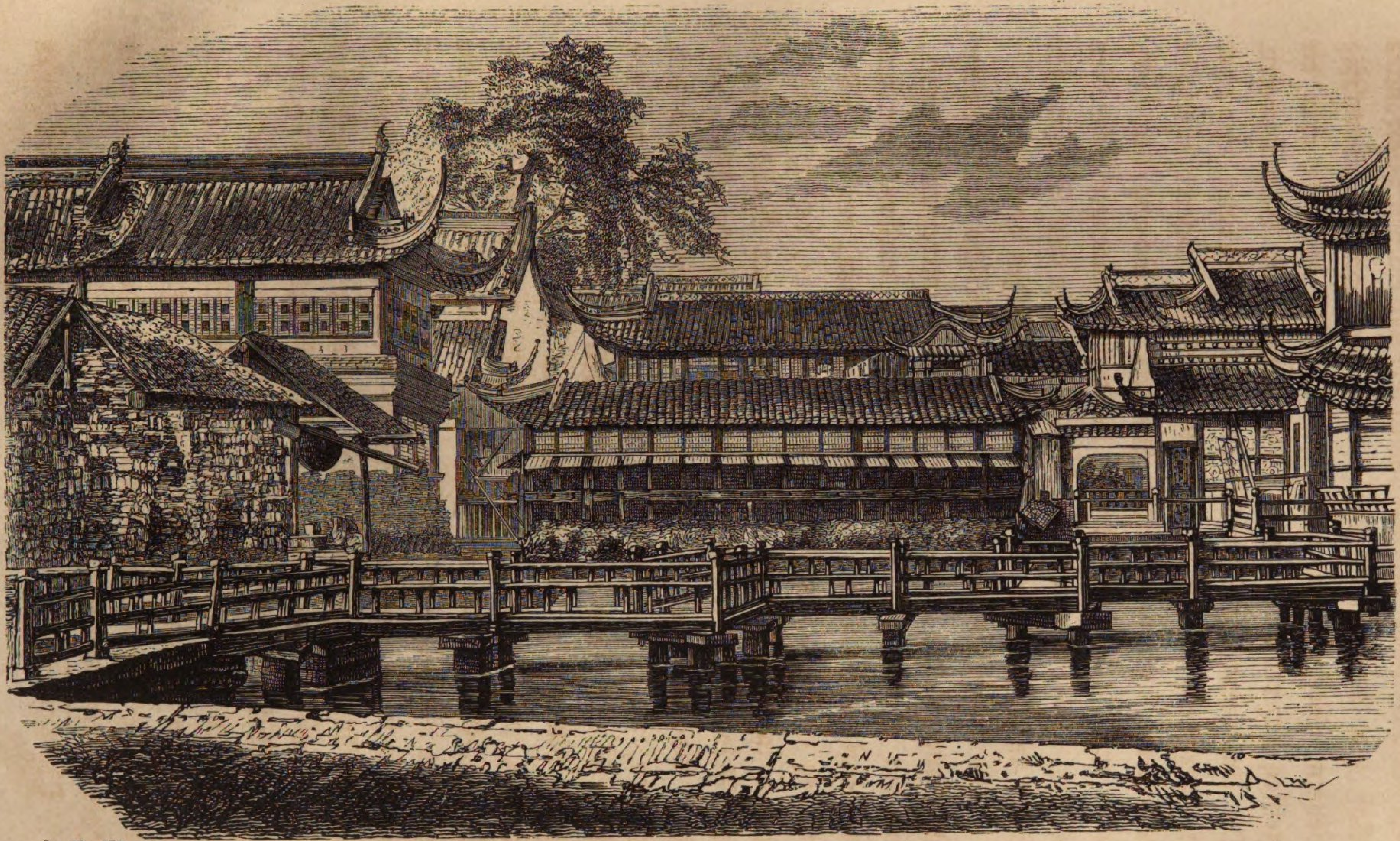
Schang-hae und sein Theegarten. Ankunft der preußischen Gesandtschaft daselbst. Ungünstige Verhältnisse für die Abschließung des Handelsvertrags mit China. Die Elbe im Sandwirbelsturme. Chefu und die „Verzweiflungsinsel". Aufenthalt an der Peihomündung. Die Takuforts. Tientsin und seine Bedeutung als Handelsplatz. Das Städtchen Ning-hae. Besuch der chinesischen Mauer. Geschäfte, Bauart, Zweck und gegenwärtige Beschaffenheit dieses Wunderwerks. Die Ebene um Ning-hae. „Kieselack" in China.

Schang-hae ist kein angenehmer Aufenthaltsort für Fremde. In Hinsicht auf das, was ich bereits früher über China gesagt, kann ich es mit wenigen Worten schildern. Die Stadt liegt am Wusungflusse unweit dessen Mündung in den Jang-tse-kiang. Die europäische Stadt von Palästen wie in Hongkong ist von der weiter westlich gelegenen chinesischen vollständig getrennt. Erstere zählt 5000, letztere gegen 100000 Einwohner. Schang-hae ist der hauptsächlichste Seidenplatz Chinas und treibt einen außerordentlich lebhaften Handel. Hunderte von Kauffahrteischiffen besuchen seinen Hafen, und Tausende von Dschonken bilden buchstäblich einen undurchdringlichen Mastenwald. Das Land umher ist, soweit das Auge reicht, flach, marschig und sehr fruchtbar. Die Seide kommt weiter aus dem Innern vermittelst des Wasserweges auf

dem Jang=tse=kiang. Fremde finden hier nur ein sehr beschränktes Maß von Annehmlichkeiten. Abgesehen von den übermäßig theuern Preisen aller europäischen Artikel entbehrt man die meisten unserer gewohnten Zerstreuungen und Vergnügungen. Die Umgegend der Stadt ist ohne alle Abwechselung, und ohne die ungemein ausgedehnte Gastfreundschaft unserer deutschen Landsleute, deren es über Hundert in Schang=hae gibt, wäre unser längeres Bleiben bei dem beständigen schlechten Wetter, das den marschigen Boden selbst in den Straßen der Stadt knietief aufweichte, ein höchst trauriges gewesen.

Die chinesische Stadt hat weder historische noch sonstige Merkwürdigkeiten, welche den Reisenden interessiren könnten, und ein Tag genügte vollständig, um sie zu durchwandern und den einzigen Punkt in Augenschein zu nehmen, der einige Beachtung verdient. Es ist dies der Theegarten, dessen ich schon früher in Bezug auf seine steinbruchartigen Nachbildungen von Felspartien erwähnte. Das nebenstehende Bild, nach einer Photographie gezeichnet, stellt das Etablissement dar, welches, seitdem die Franzosen Schang=hae besetzt halten, von diesen in ihr Hauptquartier verwandelt worden ist. Die Gebäude bilden ein Viereck, das einen großen Hofraum einschließt, von welchem aus das Bild aufgenommen ward. Teiche, Zwergbäume, künstliche Felspartien, bizarr gewundene Brücken und alle jene absonderlichen Schöpfungen, an denen die chinesische Geschmacksrichtung Gefallen findet, sind in reicher Anzahl vertreten. Die Bewohner von Schang=hae blicken mit schelen Augen auf ihre französischen Gäste, die so unhöflich waren, sie aus den Räumen zu vertreiben. Der Theegarten bildete das Eldorado der heimischen Spießbürger, wo sie am Nachmittage bei einer Schale Thee und dampfender Pfeife ihrer angeborenen Neigung zum Plaudern nach Herzenslust Genüge leisten konnten.

Die Nachrichten, welche wir von den Zuständen in Japan



Zu II, 178.

Theegarten in Schang-hae.

mit nach Schang-hae brachten, riefen dort große Aufregung hervor. Am andern Tage entsandten die englischen und französischen Admirale sofort mehrere Kriegsschiffe und Truppen nach Yokuhama, und noch während unserer Anwesenheit in Schang-hae kam auch die Nachricht, daß Herr Alcock und Herr von Belcourt ihren Wiedereinzug in Jeddo gehalten, ihre Flaggen aufgepflanzt hatten, und daß dieselben von den Japanesen mit 21 Kanonenschüssen salutirt worden. Ob westmächtliche Drohungen sie dazu bewogen, oder die altjapanesische Partei ihre Macht verloren, kann ich nicht angeben; vielleicht wirkte beides zusammen.

Der Gesandte traf mit den Schiffen am 1. März von Nangasaki ein und nahm sein Quartier in der Wohnung eines deutschen Kaufmanns, der sich eine Ehre daraus machte, ihm sein ganzes Haus zur Verfügung zu stellen. Der Zeitpunkt für den Abschluß eines Vertrags schien nicht besonders günstig. Der Kaiser war nach Jehol in der Tatarei geflohen, und der liberale Prinz Kung, sein Bruder, sah sich durch die altchinesische Partei, an deren Spitze General Sankolinsin stand, in der Regentschaft sehr beschränkt. Es ward daher zunächst ein Attaché der Gesandtschaft nach Tientsin gesandt, um das Terrain zu sondiren, und der Aufenthalt der Schiffe verlängerte sich dadurch bis zum April. Die Fregatte Thetis trennte sich am 27. März von uns. Da für die an Bord befindlichen Gelehrten und Commissare ein längerer Aufenthalt im Golf von Petschili von keinem Nutzen zu werden versprach, wurde die Thetis mit diesen nach dem Süden entsandt, und zwar über Hongkong, Manila, die verschiedenen Häfen des molukkischen Archipels und Borneos nach Java. Ende October sollte das Schiff sich in Siam einfinden und dort wieder mit dem Geschwader zusammentreffen, da der Gesandte beabsichtigte, erst um diese Zeit nach Siam zu gehen, weil dort nur während der Wintermonate ein gesundes Klima herrschte.

Wir mit der Elbe traten am 9. April noch einmal den Rückweg nach Nangasaki an, um Kohlen für die Arkona zu holen und ihr damit nach der Mündung des Peiho zu folgen. Die Arkona selbst ging mit Graf Eulenburg am 24. April dahin ab und traf am 29. ein. Die Gesandtschaft schiffte sich am 30. aus, um nach Tientsin zu gehen.

Am 8. Mai hatten wir unsere Geschäfte in Nangasaki vollendet und segelten nach dem Peiho. Bis Cap Schantung, am Eingange des Gelben Meeres, hatten wir eine schnelle Reise, von dort an jedoch mit Stillen und ungünstigen Winden zu kämpfen. Zwischen der Inselkette, welche das Gelbe Meer vom Golf von Petschili scheidet, wurden wir plötzlich und ohne alle Vorahnung von einem jener gewaltigen Sandwirbelstürme heimgesucht, die im Frühjahr diese Gegenden beunruhigen. Wir waren vom Lande besetzt und suchten von einer Insel, die uns durch ihre Nähe in Lee hauptsächlich gefährlich wurde, durch Preß von Segeln freizukommen. Der Sturm war jedoch so heftig, daß mit Einem Schlage der größte Theil der Segel fortflog und uns nichts anderes übrig blieb, als zu ankern und auf die Haltbarkeit unserer Ketten zu vertrauen. Dies geschah unverzüglich, da wir kaum 1000 Schritt von der Insel entfernt waren, Wind und ein heftiger Strom gerade daraufstanden und wir mit einer unheilvollen Geschwindigkeit uns derselben näherten. Wir ließen beide Anker fallen, bargen die zerrissenen und die übrigen Segel und stellten unser ferneres Geschick Gott anheim, da menschliche Kraft nichts mehr vermochte. Der Sturm wehte orkanmäßig, die ganze Atmosphäre war mit Sand gefüllt, sodaß wir kaum die Augen öffnen konnten, und während vor einer halben Stunde noch das Wasser fast glatt erschien, hatte der Sturm in der kurzen Zeit eine so furchtbare See aufgewühlt, daß die Wellen 6—8 Fuß über unser Schiff brachen und alles vom Verdeck schwemmten, was nicht festgebolzt

war. Durch das schwere Stampfen des Schiffs kam so viel Kraft auf die Ketten, daß die eine derselben brach und wir jetzt nur noch vor Einem Anker ritten. Wir glaubten uns verloren, denn brach auch dieser, so scheiterten wir auf den drohenden Felsen, und Schiff und Mannschaft wären an ihnen zu Atomen zerschellt; an Rettung war durchaus nicht zu denken. Die Kette, bedeutend stärker als die verlorene, hielt jedoch vortrefflich, und da die Sandstürme zu den drehenden Winden gehören, ging der Wind allmählich herum, sodaß wir jetzt im schlimmsten Falle bei der Insel vorbei und in offenes Wasser getrieben wären. Zugleich kam dadurch die See von der Seite ein, und wiewol das Schiff so heftig zu schlingern begann, daß es stets über beide Borde Wasser schöpfte, so war doch die größte Kraft von der Ankerkette genommen, und wir athmeten wieder frei auf. Gegen Mitternacht, nach sechsstündigem Wehen, nahm der Sturm allmählich ab, und nachdem wir noch während der zum Glück mondhellen Nacht den größten Theil unserer Schäden reparirt hatten, segelten wir am andern Morgen weiter und waren herzlich froh, der Insel, die uns in eine so gefährliche Lage gebracht, den Rücken kehren zu können.

Am folgenden Nachmittage trafen wir vor dem Peiho ein, fanden aber die Arkona bereits unter Segel, um nach Chefu im Gelben Meere zu gehen, und erhielten Signal, sogleich zu folgen. Wir bedauerten dies nicht; man liegt vor der Mündung des Peiho nicht weniger als vier deutsche Meilen von der Küste, und nur sehr flach gehende Fahrzeuge können in den Fluß und bis zu den Takuforts laufen, die man auf der Rhede bei besonders gutem Wetter wie zwei bläulich gefärbte Häufchen über dem Horizont schimmern sieht. Dadurch ist natürlich die Communication mit dem Lande äußerst erschwert, und da es für Seeleute keine traurigere Existenz gibt, als auf einer solchen Rhede zu liegen, wo man weder Fisch noch

Vogel ist, d. h. nicht an das Land gehen und auch nicht segeln kann, so folgten wir gern der Arkona nach Chefu, einem Hafen an der Südküste des Gelben Meeres. Wir lagen hier freilich auch fast eine Meile von der Stadt, doch dieser echt chinesische schmuzige Ort, in dem nur 10 Europäer, 5 Kaufleute und 5 Missionare, wohnten, übte so wenig Anziehungskraft auf uns aus, daß die meisten von uns ihn während unsers fünfwöchentlichen Aufenthaltes kaum einmal besuchten. Dagegen lagen wir nur einige 1000 Schritt von einer zur Hälfte von Fischern bewohnten Insel, deren andere Hälfte wir in Beschlag nahmen. Wir gründeten dort eine förmliche Colonie. Sämmtliche Handwerker wurden dahin übergesiedelt, die Mannschaften im Felddienst, Aufwerfen von Schanzen und Schießen geübt, und nach den Exercitien vertrieben wir uns die Zeit mit Baden, Ballspiel, Scheibenschießen und Bootsegeln. Wir hatten in einem Zelte unser Casino, und wenn wir die von Chefu bezogene Flasche Bier auch mit 20 Silbergroschen bezahlten, genossen wir doch bei Ebbezeit das wohlfeile Vergnügen, uns von den Klippen so viel fette Austern abzuschlagen, als wir wollten.

Die Seeleute sind von Natur sehr anspruchslos, ihr Fach bringt das mit sich, und so begnügten wir uns mit einer unfruchtbaren Sandinsel und machten aus der Noth eine Tugend. Es war auf der Verzweiflungsinsel, wie wir sie getauft hatten, immer noch besser als vor dem Peiho. Die fünf Wochen schwanden schneller, als man glaubte, und wir wären gern bis zum Abschlusse des Vertrages ganz hier geblieben. Dieser Wunsch wurde jedoch nicht erfüllt. Wir wurden nach dem Peiho beordert, um den Gesandten an Bord zu nehmen, der selbst das Scheitern seiner Mission zu erwarten schien und Tientsin verlassen wollte. Ende Juni gingen wir dahin ab, aber es trat wieder eine günstigere Chance ein, und wir kehrten drei Wochen darauf noch einmal nach Chefu zurück.

Wie wir in Japan mit fremden Einflüssen und Intriguen zu kämpfen hatten, so war es auch hier. Einem eigentlichen Handelsvertrage boten sich jedoch durchaus keine Schwierigkeiten dar. In dieser Beziehung sind die Chinesen liberaler als andere Nationen und namentlich als die Japanesen. Sie sagten „Handelt solange, soviel und wo ihr wollt in unserm Reich, solange ihr eure Abgaben bezahlt.“ Allein der kitzelige Punkt war die Frage wegen Installirung eines Gesandten mit Jurisdiction in Peking, wie Frankreich und England dies auf dem Wege der Gewalt, Rußland aber durch die Geschicklichkeit seiner Diplomaten erlangt hat. Von dieser Bedingung wollte und konnte aber Graf Eulenburg nicht abgehen, und er hatte sie zur conditio sine qua non eines Vertrags hingestellt.

Die berühmten Takuforts westmächtlichen Angedenkens besuchten wir während unsers Aufenthaltes auf der Rhede. Ursprünglich bestanden sie aus vier am Eingange des Peiho aufgeworfenen Erdwerken, welche die Engländer mit Leichtigkeit hätten nehmen können, wenn sie dieselben vom Lande aus umgangen hätten, anstatt sie vom Wasser aus durch einen Morast, der Hunderte von Schritten breit und knietief ist, anzugreifen. Zwei der Forts wurden nach ihrer Einnahme geschleift, die beiden äußern dagegen sind wieder in Stand gesetzt, armirt und eins von den Engländern, das andere von den Franzosen besetzt. Das Material der Forts bilden schwere Balken, deren Zwischenräume mit einer Mischung von Schlamm und Stroh ausgefüllt sind, die indessen viel Widerstandskraft besitzt. Soldaten und Offiziere wohnen in den Erdhütten, welche auch den Chinesen als Kasematten dienten. Diese Hütten sehen wie Maulwurfshügel aus, und jede faßt 6—8 Mann. Die etwas größere ehemalige Hütte des Tatarengenerals Sankolinsin ist zum Casino für die Offiziere eingerichtet. Die Engländer lebten ziemlich ohne allen Comfort; dagegen hatten es sich die Franzosen sehr gemüthlich

gemacht und das ganze Ensemble ließ darauf schließen, daß sie wenigstens sobald noch nicht daran denken, von hier oder aus China fortzugehen.

Während unserer Anwesenheit ging auch noch ein englisches Kanonenboot an den Nachwehen des Kriegs verloren. Die Chinesen hatten früher zur Sperrung des Flusses mehrere Schiffsangeln hineingeworfen, Fußangeln in großem Maßstabe mit 14 Fuß langen Spitzen, von denen stets eine aufwärts steht, wie das Instrument auch geworfen werde. Diese Angeln waren von Eisen und wogen 250 Centner. Die Alliirten nahmen aber die Forts von der Landseite und fischten die Angeln später auf. Eine muß ihnen jedoch entgangen sein, da das erwähnte Kanonenboot darauflief. Die schräg stehende Spitze drang sogleich mehrere Fuß durch den Schiffsboden, und das Fahrzeug, welches auf keine Weise davon abzubringen war, ging verloren. Die chinesischen Behörden haben sich gewiß über den Unfall in das Fäustchen gelacht.

Ein paar Tage waren wir auch in Tientsin, doch dies ist kein Ort, wo man sich längere Zeit wohl fühlen kann, namentlich wenn man es nur in der Absicht besucht, sich zu amusiren. Schmuzige stinkende Straßen, fast sämmtliche Gebäude von Schlamm aufgeführt, an einem schlammigen gelben Flusse gelegen und von endlosen Sand- und Schlammebenen umgeben, bietet es keinerlei Reize und wird durch die Hitze in den drei Sommermonaten, bei der das Thermometer täglich 30—34° Réaumur im Schatten zeigt, während es im Winter bis 20° unter Null sinkt, fast unerträglich. Nur das in reichlichem Maße vorhandene und äußerst billige Eis, von dem der Centner 10 Silbergroschen kostet, ist eine erquickliche Annehmlichkeit in der Glut, die jedoch trotzdem für die Europäer sehr gefährlich wird. Während der Monate Juli und August starben durchschnittlich täglich 5 englische Soldaten von der 1600 Mann starken Besatzung Tientsins, lediglich

infolge des Sonnenstichs und der Hitze. Ebenso verlor Graf Eulenburg einen seiner europäischen Diener, und 3 Mitglieder der Gesandtschaft erkrankten so gefährlich am Fieber, daß nur ihre sofortige Abreise an Bord der Schiffe ihre Wiedergenesung bewirkte.

Trotzdem wird Tientsin als Handelsplatz sehr bald eine große Bedeutung erhalten und wahrscheinlich schon in wenigen Jahren alle andern chinesischen Häfen überflügelt haben. Dies macht die Nähe von Peking und der große Kanal, die große Verkehrsstraße Chinas, an dessen Mündung Tientsin liegt und auf dem alle Güter Hunderte von Meilen weit verschifft werden können, während sie von den bisher eröffneten Häfen über Land transportirt werden mußten und dadurch ungemein vertheuert wurden. Dasselbe gilt von den Exportartikeln, und dieser Umstand hatte sich auch bereits in der kurzen Zeit von neun Monaten, seit welchen Tientsin damals erst eröffnet war, sehr zur Geltung gebracht. Wie wichtig Tientsin aber für uns Deutsche ist, hatten wir recht Gelegenheit zu sehen. Es lagen außer uns 25 Schiffe auf der Rhede, davon waren zwei Engländer, zwei Amerikaner, ein Holländer und ein Däne; die übrigen 19 waren sämmtlich Deutsche, und zwar 15 Hamburger und 4 Bremer. Dieses Factum zeigt gewiß deutlich genug, daß ein Vertrag mit China für Deutschland nicht allein wünschenswerth, sondern sogar nothwendig ist, sowie es auch ein erfreuliches Zeichen abgibt für den Unternehmungsgeist deutscher Kaufleute und für den Aufschwung unsers Handels und unserer Rhederei.

Das einzige störende Element für den Handel mit Tientsin ist die seichte Rhede, die Schiffen mit über 10 Fuß Tiefgang nicht gestattet, sich näher als 2 deutsche Meilen vor den Takuforts und 8 Meilen vor Tientsin hinzulegen.

Als wir nach fünfmonatlichem Aufenthalt in Japan endlich von den mistrauischen, umständlichen und förmlichen Japanesen

einen Vertrag erlangt hatten und nach China abgingen, hieß es allgemein: „Dort sind wir in höchstens sechs Wochen fertig, die praktischen Chinesen legen nicht die geringsten Schwierigkeiten in den Weg, und was sie der einen Nation gewährten, bewilligen sie ohne weiteres auch der andern.“ Indessen erfüllte sich diese frohe Zuversicht keineswegs, und aus den 6 Wochen wurden fast 6 Monate. Schwierigkeiten über Schwierigkeiten waren zu überwinden, Intriguen zu bekämpfen, und wenn das Ziel erreicht schien, tauchte plötzlich wieder ein unvorhergesehener Umstand auf, der den Abschluß des Vertrags wochen- und monatelang verzögerte. Eine solche Phase war auch jetzt wieder eingetreten, und nach dreiwöchentlichem Aufenthalte am Peiho gingen wir Mitte Juli auf unbestimmte Zeit wieder nach Chefu, wo wir doch wenigstens Land sahen und auch Proviant und Wasser mit Bequemlichkeit erhalten konnten.

Unterwegs wurden wir angenehm überrascht, als der Reiseplan geändert ward und wir anstatt südwärts nach Nordosten segelten. Unser Rendezvous war Ning-hae im Golf von Liantung, ein chinesisches Städtchen 25 Meilen vom Peiho entfernt und dadurch merkwürdig, daß eins der Weltwunder, die berühmte chinesische Mauer, hier ihren 400 Meilen langen Lauf beginnt. Als wir diese Entdeckung auf der Karte machten, waren wir alle sehr erfreut und unserm Geschwaderchef sehr dankbar, daß er das tödliche Einerlei der letzten Monate durch eine so interessante Abwechselung unterbrach.

Nach zweitägiger Reise trafen wir morgens früh vor Ning-hae ein. Die berühmte Mauer zeichnete sich bereits meilenweit am Morgenhimmel ab, und wir hatten an ihr ein vortreffliches Merkzeichen für unsern Ankerplatz. Die Stadt Ninghae selbst blieb dagegen unsern Blicken verborgen, da sie eine Meile landeinwärts auf einer flachen Alluvialebene liegt

und chinesische Städte selten emporragende Gebäude besitzen.

Wir lagen etwa 2—3000 Schritt vom Ufer entfernt, gerade dem Anfang der Mauer gegenüber, die sich unmittelbar am Wasser erhebt und in nördlicher Richtung sich in das Innere erstreckt. Eine zweistöckige Pagode bezeichnet ihren Anfang und hat wahrscheinlich in frühern Zeiten als Wachtthurm gedient.

Sobald wir vor Anker waren, wurden die verschiedenen Boote bemannt, um an Land zu gehen, allein die Brandung an der ziemlich steil aufwärts gehenden Sandküste war so heftig, daß der Versuch von der Arkona als unausführbar aufgegeben wurde. Wir auf der Elbe versuchten unser Heil mit Hülfe eines kleinen eisernen Francis-Patentbootes, das wie ein Kork auf dem Wasser schwamm, und mit dem wir trocknen Fußes durch die Brandung und an Land kamen, sehr bald von den Herren der Arkona gefolgt, denen wir eine Brücke gebaut hatten.

Eine Menge Chinesen und unter ihnen verschiedene Militärmandarinen mit weißen und goldenen Knöpfen, also etwa unsern Hauptleuten und Lieutenants entsprechend, waren am Strande versammelt, und aus ihren Mienen und ihrer Haltung war deutlich zu ersehen, daß sie unserer Ankunft eher eine feindliche als freundliche Absicht unterlegten. Daß wir unbewaffnet kamen, schien sie zwar in etwas zu beruhigen, aber ihr Vertrauen gewannen wir erst, als wir einen Brocken aus unserm chinesischen Wörtervorrath, die Begrüßungsformel Tsin-tsin, anbrachten, ihnen die Hände schüttelten und sofort jedem Mandarin eine Cigarre anboten, sowie auf ihre Fragen, obwol wir keine Silbe verstanden, stets mit hae-hae (ja ja) antworteten.

Namentlich imponirte ihnen das Händeschütteln, obwol sie im ersten Augenblicke nicht zu begreifen schienen, was es vorstellen sollte. Englisch verstand niemand von ihnen auch nur

ein Wort, und es ging uns daraus hervor, daß europäische Schiffe hier eine äußerst seltene Erscheinung sein müssen. Unsere Unterhaltung bestand deshalb hauptsächlich in Pantomimen, aber trotzdem ging sie unaufhaltsam vor sich. Wir erhielten zunächst eine Einladung, uns in einem Buddhakloster, das in unmittelbarer Nähe des Strandes lag, zu erfrischen. Ein dicker Mandarin mit blauem Knopfe, der höchste im Range, schritt uns voran und geleitete uns, während die Menge ehrerbietig Platz machte, auf den Hof des Klosters, in dem zwar der Tempel noch ganz gut erhalten, das aber sonst verlassen war und sich in einem sehr desolaten Zustande befand. Augenblicklich schien es in eine Militärstation verwandelt zu sein, einige zwanzig gesattelte Pferde, die im Hofe standen, ließen darauf schließen, daß die Mandarinen nebst ihren Begleitern unlängst hier eingetroffen und wahrscheinlich nur in Anlaß unserer beiden Schiffe von Ning-hae hierher beordert waren. Um einen massiven hölzernen Tisch im Hofe wurden ebenso massive Stühle gestellt, wir zum Sitzen genöthigt, und man brachte uns Thee sowie eine Schüssel der schönsten Aprikosen, die wir je gegessen.

Wir hatten Bier und Cognak mit uns genommen und boten unsern Wirthen davon an. Sie kosteten beides, aber nur der Cognak mundete ihnen, das Bier sagte keinem zu. Wir hatten gehört, daß vor einigen Jahren ein englisches Kriegsschiff hier gewesen sei, daß man die Offiziere zwar ungehindert an Land gelassen, ihnen aber entschieden das Besteigen der Mauer gewehrt habe. Als wir um die Erlaubniß fragten, wurde sie uns sofort mit der größten Bereitwilligkeit ertheilt. Ein Mandarin niedern Ranges ward uns als Begleiter mitgegeben, und wir bestiegen das Riesenwerk ungesäumt. Wahrscheinlich waren die Engländer in ihrer gewöhnlichen arroganten Weise aufgetreten und deshalb von den Chinesen zurückgewiesen worden.

Ueber die Entstehungsgeschichte der Mauer und die Dauer ihres Baues gibt es verschiedene Nachrichten, jedoch scheint es ziemlich gewiß, daß sie um das Jahr 250 v. Chr. begonnen und im 5. Jahrhundert n. Chr. vollendet wurde, mithin ihre Construction ungefähr einen Zeitraum von 700 Jahren beanspruchte. Zieht man ihre 350—400 Meilen betragende Länge in Betracht, so erscheint die Arbeit von 700 Jahren nicht groß, aber die Zeit ihrer Ausführung dünkt uns wunderbar kurz, wenn wir bei Ning-hae nur einen oberflächlichen Blick auf die gewaltigen Schwierigkeiten werfen, welche Terrainverhältnisse schon auf die kurze von hier aus zu übersehende Strecke von einigen Meilen entgegenstellen mußten.

Die Mauer beginnt mit einem ehemaligen runden Fort von 150 Schritt Durchmesser, und man betritt dasselbe durch ein sehr gut gemauertes und gewölbtes Thor von einigen 20 Fuß Höhe und 30 Fuß Dicke. Von diesem Fort an führt die Mauer noch fünf Minuten am Meeresstrande hin und dann nach einigen Biegungen, deren Nothwendigkeit jedoch durch die jetzige Gestaltung des fast ganz ebenen Alluvialterrains nicht bedingt oder erklärt wird, etwa 1½ Meilen weit in nördlicher Richtung. Diese Alluvialebene, in der die Stadt Ning-hae gelegen ist, wird von einem dreifachen Gebirgskamm umschlossen, dessen mittlerer Zug sich bis zu einer Höhe von 4000 Fuß erhebt, während der südliche und parallele Kamm nur circa 2000 Fuß erreicht. Der Höhenrücken erstreckt sich, von Osten kommend, bis etwa drei Meilen westlich von Ning-hae, wo er allmählich abflacht und schließlich ganz verschwindet. Anstatt aber die Mauer so weit westlich und um das Gebirge zu führen, ist sie in nordwestlicher Richtung über die höchsten Spitzen der drei Bergreihen fortgeleitet, wobei sie stets in gleichmäßiger Höhe den Unebenheiten des Terrains folgt. Die Breite der drei Kämme beträgt ungefähr zwei deutsche Meilen, und wenn man die hundertfälti-

gen kleinern und größern Steigungen berücksichtigt, mindestens das Doppelte. Man kann daher ungefähr ermessen, welche Riesenarbeit erforderlich war, um allein diese Strecke, den hundertsten Theil ihrer ganzen Ausdehnung, herzustellen, namentlich da alle Lasten auf diese steilen Höhen lediglich durch Menschenhände geschafft werden mußten. Zugleich aber fragt man sich vergebens, weshalb die chinesischen Herrscher bei Aufführung der Mauer fast unüberwindliche Schwierigkeiten aufsuchten, während sie bei einfacher Herumführung um das Gebirge es sich verhältnißmäßig so leicht machen konnten.

Die durchschnittliche Höhe der Mauer beträgt 35 Fuß mit der Mauerkrone von 7 Fuß; an vielen Stellen, wo eine Vertiefung oder ein Abgrund auszufüllen war, steigt sie bis zu 80, ja an einem Punkte maßen wir sogar 117 Fuß. Von außen perpendikulär, hat sie an der Innenseite eine Böschung von ungefähr 45, bei einer Kronenbreite von 25 und einer Basis von 60 Fuß. Die Mauer ist jedoch nicht massiv, sondern nur von innen und außen bekleidet und oben gepflastert. Die Bekleidungen sind 3 Fuß dick, und sie ruhen, aber nicht durchgängig, auf einer 4 Fuß hohen Untermauer von sehr schön behauenen, äußerst sorgsam zusammengefügten und cementirten Granitquadern, die im Laufe der Jahrtausende äußerst wenig gelitten und fast ein Ansehen haben, als wären sie neu. Das Material der Bekleidung sind Backsteine von grauer Farbe und ungefähr doppelter Größe, wie die bei uns gebräuchlichen haben. Dem Anscheine nach sind sie nicht im Feuer gebrannt, sondern nur in der Sonne getrocknet. Dies scheint mir hauptsächlich aus dem Umstande hervorzugehen, daß aus einem großen Theile derselben durch den Frost concave Höhlungen gesprengt sind, die oft die Hälfte des Steins betragen. Dies wäre wol bei im Feuer gebrannten Steinen nicht gut möglich, da der Frost nur in dieser Weise wirken konnte, wenn der Stein sich vorher bis zur Mitte voll Feuch-

tigkeit saugte, was eine Porosität voraussetzt, die wol lufttrocknen, aber nicht gebrannten Steinen eigen sein kann. Auch war der Thon in der Mitte des Steins viel dunkler gefärbt und bröckliger als an den äußern Flächen, was ebenfalls auf Trocknung in der Luft schließen läßt; die Frostbeschädigungen zeigten sich lediglich an den dem Gebirge zugekehrten Seiten der Mauer. Die dem Meere zugewandte Seite war merkwürdig gut erhalten, und es scheinen sonach die ostwärts über den Golf von Petschili kommenden Winde, weil sie über den japanesischen Golfstrom streifen, keine Kälte zu bringen.

Die innere Bekleidung der Mauer ist bis zum Gebirge auf große Strecken abgetragen und ihr Material zum Bau von Ning-hae und der zahllosen in der Ebene zerstreut liegenden Dörfer verwandt. Die Außenseite ist jedoch merkwürdig vollständig und ward dem Anscheine nach noch vor einigen Jahrhunderten sorgfältig reparirt. Dagegen liegt die Brüstung theilweise in Ruinen, und bisweilen fehlen Strecken von 30—40 Fuß, die vom Winde herabgestürzt sind, während andere Theile so wacklig stehen, daß ihnen in nächster Zeit ein gleiches Schicksal droht. Die Steine des Mauerwerks schließen nicht wie bei uns um ihre halbe Länge übereinander, sondern sind in parallelen Reihen nebeneinander gelegt, wodurch natürlich die Haltbarkeit des Ganzen beeinträchtigt werden muß.

Von 120 zu 120 Schritt wird die Außenseite der Mauer durch eine um 20 Fuß vorspringende Bastion flankirt, die in einem viereckigen Thurm besteht, während die Innenseite nur jede 500 Schritt eine solche Verstärkung besitzt. Diese Thürme sind äußerst solid gebaut und durch eine Menge sich rechtwinkelig durchschneidender Wände, die dem Horizontaldurchschnitt das Ansehen eines Schachbrets geben, verstärkt. Sie haben wie die Mauer eine mit Schießscharten versehene Brüstung. Die Schießscharten sind drei Fuß tief, zwei Fuß breit und in regelmäßigen Zwischenräumen von acht Fuß angebracht. Ihre

untere Fläche bildet ohne Ausnahme eine Granitplatte mit einem Loch in der Mitte. Dies hat unstreitig zur Aufnahme für die Gabel der Wurfgeschütze und später der Luntenflinten gedient. Dagegen ist nicht anzunehmen, daß jemals zur Vertheidigung der Mauer Kanonen verwendet wurden, da die untere Fläche der Schießscharten für Geschütze viel zu hoch vom Boden steht (vier Fuß) und auch die Brüstung von einigen Kanonenkugeln sogleich zerschmettert werden würde.

Der Zweck der Mauer war Schutz und Vertheidigung gegen die Einfälle der kriegerischen Tataren, die seit Tausenden von Jahren ihre räuberischen Horden bis in das Herz Chinas sandten und dessen unkriegerische industrielle Bewohner brandschatzten. Der gigantische Bau hat jedoch seinen Zweck keineswegs erreicht. Eine bloße Mauer von 35 Fuß Höhe konnte den Tataren kein Hinderniß sein, wenn sie nicht überall gleichmäßig vertheidigt war. Wie viel Millionen Soldaten hätten aber dazu gehört, um eine 400 Meilen lange Strecke gegen den Einfall von 30—40000 gestählten Kriegern wirksam zu schützen! Daß die Mandschu-Dynastie seit 200 Jahren regiert, ist der beste Beweis, daß die Mauer nichts half, und die Tataren haben deshalb auch nichts zu ihrer Unterhaltung gethan. Sie lassen sie zerfallen und Material zu dem Bau friedlicher Häuser zu liefern ist gewiß das Zweckmäßigste, zu dem ihr unerschöpflicher Steinevorrath verwendet werden kann.

Immerhin bleibt aber das Werk an und für sich eins der großartigsten der Welt und gibt zugleich Zeugniß von der Energie und Macht der chinesischen Herrscher, die jahrhundertelang nicht erlahmte und sich durch keinerlei Schwierigkeiten zurückschrecken ließ. Wir waren der Mauer bis zu dem Fuße des Gebirges gefolgt, aber erst hier, wo wir sie in denselben kolossalen Dimensionen bald zu schwindelnder Höhe sich erheben, bald an den steilsten Abhängen hinunter-

laufen und jähe Schlünde überbrücken sahen, konnten wir die ganze Großartigkeit dieser Riesenschöpfung erfassen und würdigen und die Willens- und Thatkraft derjenigen Männer bewundern, die den Muth hatten, einen so gewaltigen Gedanken zu realisiren.

Es hat jemand berechnet, daß man mit dem Material dieses Baues eine drei Fuß hohe und ebenso dicke Mauer rings um die Erde ziehen könnte; aber wenn ich nach den vier Meilen, die ich davon gesehen, urtheilen soll, würden außerdem noch sämmtliche Städte und Dörfer von ganz China davon neu aufgebaut werden können. Nach einer ungefähren Berechnung, die wir an Ort und Stelle machten, wobei wir aber nur die Durchschnittshöhe von 35 Fuß zu Grunde legten, kamen wir zu dem Resultat von 50 Millionen Backsteinen pro Meile, was auf 400 Meilen 20000 Millionen Steine ergeben würde, deren jeder 15 Zoll lang, 8 Zoll breit und 4 Zoll hoch ist. Dabei sind die Granitgrundmauern, die Brüstung und die Pflasterung der Krone ganz unberücksichtigt geblieben. Trotzdem gibt schon jene immense Zahl dem Leser einen Begriff von der Arbeit, welche die Herstellung eines solchen Werks erforderte, das mit Recht unter die Wunder der Welt gerechnet werden darf, und gegen das die Pyramiden nur wie schwache Versuche von Pygmäen erscheinen.

Wir besuchten auch Ning-hae, ein echt chinesisches Städtchen von einigen tausend Einwohnern mit engen schmuzigen Straßen, schmuzigen Häusern und schmuzigen Menschen, Frauen mit breitknochigen häßlichen Gesichtern und verkrüppelten Füßen, und Kindern, die statt aller Bekleidung nur eine dicke Schichte von Schmuz auf dem Körper trugen. Wir glaubten hier eine reiche Razzia an Provisionen machen zu können, aber außer Obst und Eiern war absolut nichts zu haben, und auch diese erlangten wir nur unter großen Schwierigkeiten, weil wir keine chinesische Scheidemünze besaßen und man die

spanischen Thaler — im Süden der Abgott des Volkes — nicht nehmen wollte. Erst auf Verwendung eines Mandarins, der ihren Werth kannte, wurden die Verkäufer bewogen, sie anzunehmen.

Unsern Rückweg nahmen wir durch das flache Land, das, aus fruchtbarem Alluvium bestehend, reich cultivirt und mit üppigen Mais- und Bohnenfeldern geschmückt war. Während in Mittel- und Südchina Reis das Hauptnahrungsmittel des Volks ist, wird er hier durch Mais und Bohnen vertreten. Ersterer wird zu Brot verbacken, von letztern dient eine Sorte zum Essen, eine andere wird jedoch in großen Quantitäten wegen des in ihr enthaltenen Oels gebaut. Die aus der Presse hervorgehenden Oelkuchen werden, wie ich schon früher erwähnte, in sehr großen Mengen als Dünger nach dem Süden verschifft. Bis jetzt geschah ihr Transport nur auf chinesischen Dschonken, und in den mit den verschiedenen Mächten abgeschlossenen Verträgen ist für fremde Schiffe die Ausfuhr dieser Oelkuchen ausdrücklich verboten, weil die Dschonkenfahrt zu sehr darunter leiden würde. Wie aber dergleichen Sachen in China gehandhabt werden, konnten wir in Tientsin und Chefu recht deutlich sehen. In beiden Häfen lagen zusammen ungefähr 30 europäische Schiffe, und alle luden Bohnenkuchen für die südlichen Küstenplätze, ohne daß es den Behörden eingefallen wäre, es ihnen im geringsten zu wehren.

Zum Ackerbau werden hier viel Esel und Maulthiere benutzt, die sich in einem ausgezeichneten Zustande befanden. Die Esel stammen aus dem Altaigebirge, sind gelblich-weiß, sehr groß und mit einem schwarzen Kreuz über den Schulterblättern gezeichnet. Pferde gibt es hier bedeutend mehr als im Süden, jedoch verwendet man sie nicht für den Landbau, sondern nur zum Reiten oder spannt sie vor die zweiräderigen Karren, die um Peking statt der Sänften den Personentransport auf weitere Strecken vermitteln.

Bei unserer Rückkehr fanden wir an einer von See aus sichtbaren Stelle, wo die Mauer circa 80 Fuß hoch war, in 12 Fuß langen Buchstaben das Wort „Kieselack" mit weißer Farbe angemalt, ein Späßchen, das sich ein paar munter Cadetten in der Voraussetzung gemacht hatten, daß der berühmte deutsche Reisende doch nicht bis hierher gedrungen sei. Sollte einst ein deutsches Schiff hier vorbeisegeln, so wird es mit Erstaunen diese drollige Verewigung betrachten, die übrigens mit bewunderungswürdigem Humor und Consequenz an allen möglichst unzugänglichen Pagodenspitzen, Tempeldächern und Felswänden der von uns besuchten Punkte von den übermüthigen Jünglingen angebracht wurde.

30.

Hohe Landescultur jenseit des Gebirges von Chefu. Amerikanische Missionare als Kaufleute. Politische Veränderungen in China im Sommer 1861. Der Tod des Kaisers Hienfung. Der Prinzregent Kung, sein Charakter, seine aufgeklärte Politik. Die Rebellion der Taipings. Verhalten der Engländer zum chinesischen Bürgerkriege. Geschichte der Schantung-Rebellen. Vorrücken derselben gegen Chefu. Vertheidigungsanstalten und Feigheit der Chinesen. Admiral Protet mit wenigen Franzosen übernimmt die Vertheidigung des Platzes. Ueberraschung und Flucht der Rebellen durch einen Bombenschuß. Scheußliche Grausamkeiten der Rebellen wie der Kaiserlichen.

Nach dreitägigem Aufenthalte in Ning-hae gingen wir nach Chefu und empfanden dort die größere Kühle des Sommers äußerst angenehm. Der Temperaturunterschied beträgt zwischen hier und Tientsin über 6° Reaumur, obwol Chefu nur ein wenig südlicher, dafür aber um 50 Meilen östlicher als Tientsin gelegen ist. Vom September ab kühlte sich die Luft bedeutend, und die täglichen frischen Nordwinde wurden allmählich rauher. Diese Veränderung gestattete uns, einige Zerstreuungen aufzusuchen, welche die bisherige große Hitze verboten hatte, und deren Mangel während eines viermonatlichen Aufenthaltes an einem in jeder Beziehung so uninteressanten Punkte wie Chefu sich um so fühlbarer machte. Die hiesige Gegend ist reich an Wild, namentlich Fasanen, Hasen und Wasservögeln. Während des Winters sollen sich auch oft Wölfe

und Bären in dem benachbarten Gebirge zeigen, jedoch hofften wir nicht, so lange dort zu bleiben, um sie jagen zu können. Die Jagden auf Geflügel und Hasen wurden indessen täglich und mit großem Eifer betrieben, und einmal veranstalteten wir eine große Partie, die nicht weniger als vier Tage dauerte.

Chefu liegt in einem Thale an der Basis einer kreisförmigen Bucht, die ringsum von einer sich zu 1500 Fuß erhebenden Bergkette eingeschlossen wird. Diese Kette muß überschritten werden, um auf die ergiebigen Jagdgründe zu kommen, die eine viele Meilen weite Ebene bilden. Der Marsch über die Berge, über die keine regelmäßigen Pfade führen, ist sehr anstrengend; allein man wird dafür vollständig durch die prachtvolle Aussicht entschädigt, die sich dem Auge von der Spitze des Gebirgskammes bietet. Ein unabsehbarer Garten breitet sich vor dem Beschauer aus, und ich habe nie etwas Aehnliches in meinem Leben gesehen. Alle möglichen Arten von Korn, Hirse, Gemüse, Hanf u. s. w. werden hier mit einer Sorgfalt gebaut, von der man sich bei uns keinen Begriff macht, und wie ich es weder im Süden Chinas noch in Japan vorher gesehen. Jede Feldparcelle ist ein Beet, von einer Blumenhecke umschlossen und von den verschiedensten Obstbäumen beschattet, die jetzt alle im Schmuck ihrer Früchte prangten. Sämmtliche Felder sind mit Furchen und Rinnen durchzogen, und an ihren Endpunkten erheben sich auf kleinen Terrassen Tausende von Brunnen, um das befruchtende Naß durch jene Furchen den Wurzeln der Pflanzen zuzuführen. Diese Brunnen sind regelmäßig von einer Laube überdacht, an der sich Kürbisranken emporwinden, deren mächtige, oft 30 bis 40 Pfund schwere Früchte das dünne Bambusgestell der Laube zu zerdrücken drohen. Hier und dort wird das Grün der Aecker durch die Grabhügel und weißen Denksteine eines Friedhofes unterbrochen, oder durch das Laub einer dichten Obstpflanzung schimmern die Häuser von Dör-

fern, die in China fast nie ohne diese Zierde angetroffen werden. Auf den Feldern selbst herrscht reges Leben. Hier wird geheimst, und wenn man die heimischen Erntewagen vermißt, bewegen sich dagegen lange Reihen von Maulthieren, mit hoch aufgethürmten Bürden der verschiedenen Fruchtarten auf ihren Rücken, den einzelnen Dörfern und Gehöften zu. Dort sind einige halbnackte Gestalten, deren Haut die Sommersonne fast dunkelbraun gefärbt, beschäftigt, um unter unmelodischem eintönigen Gesange Wasser aus den Bewässerungsbrunnen zu schöpfen. Dort wird, nicht wie bei uns mit Pflug und Spaten, aber gewiß mit einer ebenso praktischen und leichter zu handhabenden Tiefhacke der Boden aufgebrochen und für die neue Saat vorbereitet, während unbeholfene Frauen mit verkrüppelten Füßen wie auf Stelzen durch die Felder schreiten und mit Hülfe der Kinder das Unkraut ausjäten. Verschämt und ängstlich wenden sie das Gesicht fort, wenn ein Europäer in ihrer Nähe erscheint, als ob ihre Häßlichkeit nicht schon ein natürlicher Schutz für sie wäre. Doch die Männer sind zutraulicher, und wenngleich sie mit stupidem Staunen die „Fang-Kwei" angafften, erschallte uns doch regelmäßig ein gutmüthiger Gruß entgegen und überall kam man uns freundlich entgegen. Das schönste Wetter begünstigte uns. Unsere nächtlichen Bivouaks hielten wir in Tempeln und Klöstern, und wir kehrten, obwol mit wunden Füßen und schmerzenden Gliedern, so doch mit reicher Beute und angenehmen Erinnerungen an Bord zurück.

Chefu selbst habe ich schon in kurzen Worten geschildert. Es ist trotz seiner 10000 Einwohner nur sozusagen eine ambulante Stadt, ein großes Absteigequartier für die Kaufleute aus dem Innern. Sie kommen nur hierher, um zu handeln, ihr Aufenthalt ist vorübergehend und das Gros der Bevölkerung daher stets wechselnd. So kommt es, daß sich in der ganzen Stadt nicht eine einzige verheirathete chinesische Frau

befindet, und daß überhaupt nur einige hundert Frauenzimmer der niedrigsten und häßlichsten Art in der Stadt leben. Von Europäern wohnten hier nur der englische und der französische Consul mit einem Assistenten, ein schweizer Kaufmann und fünf verheirathete amerikanische Missionäre, die jedoch augenblicklich Kaufleute geworden waren. Infolge der amerikanischen Wirren scheinen ihre Gehalte nicht regelmäßig geflossen zu sein — beiläufig 1800 Thaler pro Kopf und 300 Thaler Extraordinarium für jedes Kind, welches dem Missionär geboren wird. Die Herren haben deshalb das Missionshaus in Schang-hae zu einem anständigen Preise verkauft und mit dem Kapital auf gemeinschaftliche Rechnung einen Handel in Chefu begonnen, der bedeutend rentirte.

In den letzten Monaten unsers Aufenthaltes im Norden von China trugen sich bedeutende politische Veränderungen im Reiche der Mitte zu. Die wichtigste derselben war der Tod des Kaisers, der am 17. August 1861 erfolgte. Anfänglich glaubte man, der Kaiser sei entweder von seinem Verwandten, dem Regenten, oder von der altchinesischen Partei aus dem Wege geschafft. Die letztere Annahme gewann durch den Umstand an Wahrscheinlichkeit, daß nicht Prinz Kung Regent blieb, sondern für den unmündigen kaiserlichen Sohn ein aus drei den Europäern feindlich gesinnten Mandarinen gebildeter Vormundschaftsrath eingesetzt wurde. Sichere Nachrichten haben jedoch allen romantischen Nimbus vom Sterbebette des Kaisers schwinden lassen. Hienfung, der Sohn der Sonne, obwol noch im besten Mannesalter, ist an nichts anderm als am Delirium tremens gestorben. Er war ein arger Trinker und hatte es nur seinen liebenden Gattinnen zu danken, daß er nicht schon längst in das Grab steigen mußte. Bereits vor zwei Jahren hatte er einen Anfall von Delirium, und es soll damals seinen Frauen gelungen sein, ihn zu bewegen, seinen täglichen Bedarf an Spirituosen bis

auf 60 Schälchen Samtschu einzuschränken. Der Samtschu hat die Stärke von unversetztem Arrak, und zwei der erwähnten Porzellanschälchen, aus denen er in China getrunken wird, machen etwa eins unser Schnapsgläser aus. Hienfung konnte demnach immer noch zu den Trinkern erster Klasse gerechnet werden, und da er seine übrige Zeit nur zwischen Opiumrauchen und der Gesellschaft seiner Frauen theilte, so ist sein frühzeitiger Tod sehr erklärlich. Dieser Tod machte auf die Chinesen wenig Eindruck, und man vermißte ganz und gar die Landestrauer, die bei ähnlichen Fällen sonst auf das strengste beobachtet wurde. Politisch todt war der Kaiser ohnehin seit seiner Flucht im vorhergehenden Jahre, und es ist nie daran gedacht worden, daß er je wieder nach Peking und auf den „Sitz des Drachen" zurückkehren könnte, nachdem die Barbaren den Palast geplündert und ihre Gesandten sich in Peking einquartiert hatten. Nominell herrschte er, und zum Scheine wurden ihm auch alle wichtigen Actenstücke nach Jehol in der Tartarei geschickt, wo er residirte, allein der wirkliche Regent war Prinz Kung, sein jüngerer Bruder. Prinz Kung ist ein Mann von 28 Jahren und in moralischer Beziehung das gerade Gegentheil seines Bruders, d. h. ein durchaus mäßiger und energischer Mann. Während der verstorbene Kaiser sich von seinen Ministern so lange belügen ließ, bis die Alliirten vor Peking standen, und die Hof- und Staatszeitung im Namen des Herrschers dem Volke eine Niederlage der Barbaren nach der andern verkündete, bis der Palast erstürmt und geplündert wurde, hat Prinz Kung die für einen chinesischen Herrscher außerordentlich gute Seite, mit eigenen Augen zu sehen und danach seine Maßnahmen zu treffen. Sodann ist er auch politisch und vernünftig genug, um einzusehen, daß China durch die Eröffnung des Landes für die Fremden und durch die Heilighaltung der Verträge nur gewinnen kann, sowie daß seine Dynastie nur zu retten ist,

wenn sie sich die Fremden verpflichtet und sich dadurch den Schutz gegen die immer weiter schreitenden Rebellen sichert. Der Prinz hatte deshalb während seiner einjährigen Regentschaft den Alliirten nicht nur aufrichtige Beweise seiner freundschaftlichen Gesinnungen gegeben, sondern auch durch große Erleichterungen des Verkehrs sich ganz und gar die Sympathie der Fremden erworben.

Nach dem Tode des Kaisers reiste er nach Jehol, um der Begräbnißfeierlichkeit beizuwohnen, fand aber dort bereits den erwähnten Regentschaftsrath vor und sah sich von der Regentschaft entbunden, wenn auch nur auf kurze Zeit. Er scheint auf die Umgebung des jungen Monarchen und auf diesen selbst einen solchen Einfluß geübt zu haben, daß er, vielleicht auch im Einverständniß mit den Alliirten oder deren Mitwirkung gewiß, einen Staatsstreich wagen durfte.

Am 21. October 1861 hielt er an der Seite des jungen Kaisers seinen Einzug in Peking, zugleich wurde aber auch der Regentschaftsrath plötzlich auf seinen Befehl verhaftet und seinen Mitgliedern der Proceß gemacht. Man beschuldete dieselben des Hochverraths und verurtheilte sie nach echt chinesischer Weise zum Viertheilen. Zwei der Mandarine begnadigte man jedoch zum Tode durch das Beil, während der dritte entfloh, aber von den Anhängern des Prinzen ergriffen und niedergemacht wurde. Prinz Kung übernahm nun aufs neue in Gemeinschaft mit der Kaiserin-Mutter die Regentschaft. Man kann somit einer zu Reformen geneigten, den Europäern freundlich gesinnten und energischen Regierung entgegensehen, und vielleicht ist China noch vor der vollständigen Anarchie und die Mandschu-Dynastie vor ihrem Sturze zu retten. Die natürliche Folge wird sein, daß sich entweder in nächster Zeit die Westmächte mit den Kaiserlichen gegen die Rebellen verbinden, oder daß ein Compromiß mit diesen eingegangen wird. Das letztere ist das Wahrscheinlichste, da ein abermaliger

chinesischer Krieg wenigstens in England sehr unpopulär sein würde, wenn auch Kaiser Napoleon damit gedient wäre. Die Meinung der Europäer, die noch vor kurzem den Rebellen ziemlich günstig lautete, begann in letzterer Zeit sich auf die Seite der Kaiserlichen zu neigen, und dies ist sehr erklärlich, da sie lediglich von Handelsinteressen geleitet wird. Die Erwartungen, welche man an die Eröffnung des Jang-tse-kiang und der nordischen Häfen knüpfte, sind nicht in dem Maße erfüllt worden, als man voraussetzen durfte. Hieran ist lediglich der Bürgerkrieg schuld, und wie sehr es auch den vorgeblichen civilisatorischen Bestrebungen der Engländer genehm gewesen sein mag, die „christlichen" Taipings zu protegiren, so gründeten sich ihre Sympathien in Wahrheit doch nur auf die Voraussetzung, daß die Rebellen den Handelsinteressen der Fremden Vorschub leisten würden. Diese Hoffnung ist bisjetzt nicht erfüllt. Die Producenten des Landes, die Seide- und Theezüchter, sind die ansässigen kaiserlichen Unterthanen, aber sie produciren nur und der Handel kann nur blühen, wenn Ruhe im Lande ist. Die erobernden, bald vorwärtsdrängenden, bald zurückweichenden Rebellen sind nur ein zerstörendes Element, und der Schrecken vor ihnen ist bei dem kaiserlichen Landvolk so groß, daß seine Wirkung sich auf Hunderte von Meilen erstreckt und sowol den Handel als die Production lähmt. In Chefu traf z. B. während unserer Anwesenheit die Nachricht ein, daß die Rebellen Fung-tscha-fau, eine 100 Meilen weit entfernte Stadt, erobert hatten, aber seit jenem Augenblicke waren die Einwohner von einem panischen Schrecken ergriffen, der sofort einen Rückschlag auf die Geschäfte übte und diese fast zum Stillstande brachte. So geht es auch im Südwesten in den Thee- und Seidedistricten. Die Rebellen sind vielfach im Besitz der aus dem Innern seewärts führenden Handelsstraßen und fangen die Waarentransporte ab, sodaß die Zufuhr jener Artikel immer

spärlicher wird. Es wurden daher seit einiger Zeit in den englischen Blättern immermehr Stimmen laut, die auf die Unerträglichkeit eines solchen Zustandes hinwiesen, in energischer Weise auf Abhülfe drangen, und da die chinesische Politik der Engländer allein durch ihre Handelsinteressen bedingt wird, so dürfen wir bald einer Entscheidung entgegensehen, die außerdem für ganz China ein unendlicher Segen sein würde.

Während der letzten acht Tage unsers Aufenthaltes in Chefu hatten wir Gelegenheit, ein Stück des chinesischen Bürgerkrieges mit allen seinen Greueln und Schrecken aus nächster Nähe anzusehen. Die unter dem Namen Schantung-Rebellen den Norden verwüstenden Banden rückten auf Chefu an. Diese sind jedoch nicht mit den Taipings im Süden zu verwechseln, mit denen sie politisch nichts gemein haben. Ihr Ursprung stammt aus dem Jahre 1860. Im Mai dieses Jahres hatte ein sehr reicher chinesischer Kaufmann und Abkömmling der alten von den Mandschu vertriebenen Ming-Dynastie eine bedeutende von ihm zum Bau der Takuforts vorgestreckte Summe Goldes von der Regierung zurückerhalten, mit der er öfter in solcher Verbindung stand. Das Geld, circa eine Million Dollars, kam in Regierungsverschluß und mit dem Siegel der Staatskasse versehen verzinst zurück, und der Kaufmann, der es wegen der Kriegsverhältnisse augenblicklich nicht verwerthen konnte, deponirte es uneröffnet in seinen Kassengewölben. Nach zwei Monaten ersuchte ihn die Regierung abermals um ein Anlehen; er zeigte sich auch sofort bereit und gab von den noch mit dem Staatssiegel verschlossenen Packeten die betreffende Summe zurück. Am andern Tage wird er plötzlich vor den Provinzialrichter gefordert, gefesselt und eingekerkert, um nach 24 Stunden enthauptet zu werden. Er war des Verbrechens der Falschmünzerei angeklagt; sämmtliches von ihm gegebene Geld war falsch. Da den Mandarinen der Betrug nicht gelang, suchten sie ihn

durch ein noch größeres Verbrechen von sich ab und auf den unschuldigen Kaufmann zu wälzen. Die sehr angesehene und bedeutend verzweigte Familie des Gemordeten erhob sich jedoch, wie das in China bei so gewaltthätigen Ungerechtigkeiten öfter geschieht, wie Ein Mann; sie sammelte eine kleine Armee und verlangte, auf deren Macht gestützt, die Auslieferung der verbrecherischen Mandarine. Diese wurden jedoch von den höhern Behörden beschützt und entkamen. Die Mings, dadurch in die höchste Wuth versetzt, wiegelten jetzt mit Hülfe ihres Geldes die ganze Bevölkerung ihres Districts auf, und so entstand unter dem schon längst gedrückten und gemishandelten Volke die Schantung-Revolution, die bald so mächtig anwuchs, daß ihre Leiter die Herrschaft darüber verloren und die zusammengelaufenen Scharen jetzt überall auf Raub, Mord und Plünderung auszogen und binnen einem halben Jahre fast die Hälfte der Provinz Schantung, einen Landstrich so groß wie Preußen, total verwüsteten. Man versicherte, daß die Zahl dieser Rebellen, die in drei Abtheilungen umherzogen, sich auf 80000 belaufe, und nach den neuesten Nachrichten sollte Tai-Ping-Wang insofern mit ihnen gemeinschaftliche Sache gemacht haben, daß er sie den Norden Chinas verwüsten ließ, während er den Süden heimsuchte.

Jetzt rückten diese verheerenden Truppen auf Chefu los. Seit acht Tagen verriethen die brennenden Dörfer, deren Feuerschein während der Nacht den westlichen Horizont erleuchtete, ihr Nahen; Tausende von Flüchtlingen, fast entblößt vom Nothwendigsten, kamen in Chefu an und verkündeten die von den Rebellen begangenen Unmenschlichkeiten. 15000 Mann stark zogen sie heran, meistens zu Pferde, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, mordeten, raubten und verbrannten, was sie nicht mitzuschleppen vermochten. Alle männlichen Individuen, die in ihre Hände fielen, und alle Weiber, die nicht ihre thierischen Begierden erregten, fielen unter ihren Streichen,

und jeder geplünderte Ort ging in Flammen auf. Am 7. October abends sahen wir die Dörfer brennen, die nur zwei Meilen westlich von Chefu liegen, und in letzterer Stadt war die Angst und Bestürzung aufs höchste gestiegen. Alles was fliehen konnte, floh; Tausende und aber Tausende schifften sich mit dem Werthvollsten ihrer Habe auf Dschonken ein, und nur einige Tausend der ärmsten Bewohner waren zurückgeblieben und hatten größtentheils innerhalb der französischen Befestigungen (Chefu ist als Garantie des letzten Vertrages und bis zur Bezahlung der Kriegskosten von den Franzosen besetzt) auf einer kleinen Halbinsel am Hafen Schutz gesucht. Die sonst gedrängt vollen Straßen der Stadt waren wie ausgestorben, alle Läden geschlossen und nichts zu kaufen. Es war ein trauriger Anblick, die armen Flüchtlinge zu sehen, wie sie von allen Seiten über die hohen Berge, welche Chefu umgeben, sich ermattet heranschleppten, wie dort ein Jüngling sein altes Mütterchen auf dem Rücken trug, oder hier ein blinder Greis von seiner Tochter geleitet wurde, die, wie die meisten Frauen mit ihren verkrüppelten Füßen, selbst nur mit der größten Beschwerde über das rauhe Gestein zu gehen vermochte.

Viele Hunderte wurden mitleidig von den europäischen Schiffen aufgenommen, auf die sich auch die Frauen und Kinder der am Orte befindlichen Europäer mit ihrer Habe flüchteten, während die Männer sich den Franzosen anschlossen, die alle militärischen Anstalten zur Vertheidigung der Stadt getroffen hatten. Leider war ihre Zahl sehr beschränkt. Von den beiden im Hafen liegenden Transportfregatten waren nur 250 Mann disponibel. Zufällig traf noch am 6. October der französische Admiral Protet ein, um sich nach Tientsin zu begeben. Er übernahm das Commando, sandte das Dampfschiff, welches ihn gebracht, sofort nach den Takuforts um Verstärkungen, und schon am 8. langten 150 Marinesoldaten und eine Bombarde

an, während zugleich das Linientransportschiff Dryade von Schang-hae ankam und ebenfalls 100 Mann ausschiffte, sodaß die Franzosen jetzt 550 Mann stark waren, freilich immer nur eine Hand voll Menschen gegen 15000 Banditen. Der Admiral requirirte nun noch ein englisches Kanonenboot, das an der andern Seite des Hafens zur Bewachung der dort errichteten englischen Depots lag. Chefu liegt, wie ich bereits berichtet, in einem Thalkessel am Meere und wird in Süd, Ost und West von einem hohen Gebirgszuge umschlossen. Man kann diese Berge zwar auf schmalen Fußpfaden an verschiedenen Stellen passiren, aber die große Handelsstraße, wo nur eine Armee marschiren kann, führt längs der Küste über das sich hier senkende und zu einem Plateau abflachende Gebirge. Nahe diesem Wege wurden das englische Dampfkanonenboot, die Bombarde und zwei mit Geschützen bewaffnete Barkassen der Fregatte postirt.

Am 8. October mittags erschien die Avantgarde der Rebellen, circa 2—3000 Mann stark, auf dem Plateau. Sie waren sämmtlich beritten, alle trugen rothe und blaue Schärpen und mindestens jeder dritte Mann eine rothe Fahne. Wir lagen mit der Elbe (die Arkona war vor dem Peiho) etwa 3000 Schritt von dieser Hochebene entfernt und konnten mit unsern Fernrohren alles genau betrachten. Es war ein höchst malerischer Anblick, diese Truppe mit ihren bunten Costümen, mit ihren wehenden Schärpen und flatternden Fahnen. Fast alle hatten weiße Pferde oder Maulthiere, und ihre Hauptbewaffnung bestand aus einer 12—14 Fuß langen Bambuslanze. Mehrere trugen auch Säbel und Beile, aber Feuerwaffen bemerkten wir bei keinem. Nach einem kurzen Halt setzten sie sich in Marsch und trabten dicht gedrängt den Berg hinab, auf Chefu los. Sie waren jetzt noch ungefähr 1000 Schritt von den äußersten Vorposten der Franzosen entfernt, und wir erwarteten in ängstlicher Spannung jeden Augenblick den Be-

ginn des noch immer sehr zweifelhaften Gefechts, als ein Donner durch die Berge rollte. Ein bläulicher Rauchstreifen zischte wie ein Meteor durch die Luft, und unmittelbar darauf sahen wir mitten im dichtesten Haufen eine Explosion stattfinden. Das englische Kanonenboot Insolent hatte mit seltener Präcision eine 68pfündige Bombe in die Feinde geworfen. Die Wirkung war außerordentlich und für die Rebellen, die wahrscheinlich in ihrem Leben nie etwas Aehnliches gesehen, wahrhaft dämonisch. Der furchtbarste Schrecken schien mit einem mal unter sie gefahren zu sein; im wildesten Durcheinander sprengten sie nach allen Richtungen hin; ein Theil der Pferde ging durch, die unkundigen Reiter flogen wie Mohnköpfe herab, und der Haupttroß stob im Carrière die Anhöhe wieder hinan. Eine zweite Bombe sauste ihnen nach und schlug mit den Kugeln der Barkassengeschütze in ihre hintersten Reihen; aber zu weitern Schüssen kam es nicht; ehe noch wieder geladen werden konnte, war das Plateau rein gefegt, kein Pferd, keine Schärpe oder Fahne war mehr zu erblicken. Chefu war gerettet, aber wo die Granate gesprungen war, sah man einen Haufen von Pferden und Menschen sich im Todeskampf in ihrem Blute wälzen; 11 Todte und 15 tödlich Verwundete waren die Resultate. Diese Warnung genügte, um die Rebellen von jedem weitern Angriff auf Chefu abzuhalten. Sie zogen sich südwärts hinter dem Gebirge herum, und schon am andern Abende sah man am Feuerschein der brennenden Dörfer, daß sie sich vier bis fünf Meilen östlich von der Stadt befanden. Die Mandarine der Stadt hatten ebenfalls große militärische Vorbereitungen machen lassen. Die Thore waren verbarrikadirt, Geschütze aufgepflanzt und außerhalb der Stadt verschiedene Lager von 2—300 Mann Besatzung mit einem wahren Arsenal aller möglichen und unmöglichen Waffen ausgerüstet. An prahlenden Fahnen fehlte es ebenso wenig, und die alten Luntenflinten

und Geschütze aus dem 16. Jahrhundert knallten unaufhörlich Tag und Nacht, solange die Rebellen noch jenseits der Berge waren. Sobald aber am 7. October abends die unmittelbar hinter den Bergen gelegenen Dörfer brannten, war auch nicht einer der tapfern Helden in den durch Wälle und Gräben geschützten Lagern mehr zu finden. Alle hatten sich verkrochen, und erst nach der Entfernung des Feindes kehrten auch die muthigen Vertheidiger wieder.

Im Hafen lagen etwa 40 bis 50 große Dschonken aus Kanton, Amoy und Ningpo. Diese sind stets sehr stark bemannt und auch ziemlich gut bewaffnet. Die Mandarine waren am 8. morgens an Bord dieser Dschonken gefahren und hatten deren Besatzungen aufgefordert, die Garnison der Stadt zu verstärken, und zwar sollte dies abwechselnd, einmal von den Kwangtungleuten und das andere mal von denen aus Amoy und Ningpo geschehen. Diese hatten sich auch dazu bereit finden lassen, und die Kwangtungleute verrichteten zuerst ihren Dienst, ganz so wie es sich gehörte. Am 9. October kamen die aus Ningpo an die Reihe. Diese spielten jedoch selbst die Rebellen, brachen in die Käufläden ein und raubten was sie konnten. Auf das Geschrei der Beraubten rückte eine französische Patrouille zu Hülfe, es kam zum Gefechte, und sechs der Marodeure blieben auf dem Platze, während 10—12 schwer verwundet wurden, ohne daß die Franzosen selbst den geringsten Verlust erlitten. Sämmtliche Dschonkenleute wurden infolge dessen auf ihre Fahrzeuge zurückgewiesen und am Hafen eine Postenkette mit dem Befehl aufgestellt, auf jedes chinesische Boot zu schießen, das an einer andern als der bestimmten Stelle landen würde.

Am 12. October unternahmen die Franzosen mit 400 Mann und zwei Geschützen eine Recognoscirung nach Westen, die sich 4 Meilen weit erstreckte. Sie fanden keine Spur von den Rebellen mehr, wol aber genug Zeichen der von ihnen

verübten Scheußlichkeiten. Die kleinen Teiche, welche sich zur Bewässerung der Felder bei jedem Dorfe befinden, waren mit Leichen von Frauen und Kindern angefüllt, denen man Brüste und Hälse abgeschnitten. Die Männer, welche sich geweigert, den Rebellen zu folgen, waren niedergehauen oder, wenn sie Widerstand geleistet, auf grausame Weise zu Tode gemartert worden. So fand man in einem Hause fünf Chinesen mit den hinter dem Rücken zusammengebundenen Daumen an den Dachbalken aufgehängt und durch unter ihnen angemachtes Feuer gebraten. Es documentirten sich bei dieser Gelegenheit so recht die schon früher von mir hervorgehobenen Züge des chinesischen Charakters: Feigheit und raffinirte Grausamkeit. Auch die Leichen zweier amerikanischer Missionare, Parker und Holmes, die, freilich unklug genug und gegen den ausdrücklichen Befehl des französischen Admirals, von Chefu aus den Rebellen entgegengeritten waren, um sie von weiterm Vordringeu abzumahnen, wurden schrecklich verstümmelt und fast verkohlt aufgefunden. Die Kaiserlichen machten es jedoch nicht im mindesten besser. Die die Recognoscirung begleitenden Chinesen hatten in einem Dorfe zwei zurückgebliebene verwundete Rebellen gefaßt, und ebenso waren vier als Spione verdächtige Individuen in Chefu selbst ergriffen. Die beiden Rebellen begoß man von unten bis oben mit Oel, legte sie auf eine Art Rost und briet sie bei lebendigem Leibe. Noch halb lebend hackte man sie allmählich in Stücke, bis zuletzt nur noch halbverkohlte blutige Fleischklumpen übrig waren. Zwei der Spione wurden auf ähnliche Weise zu Tode gemartert; die beiden andern, ein Greis von 70 Jahren und eine junge Frau, gelang es uns, die wir als Europäer damals Halbgötter waren, ihnen zu entreißen und sie dem französischen Consul zu übergeben, der, wie wir gleich vorausgesetzt hatten, sie ganz unschuldig fand und in Freiheit setzte.

31.

Unterzeichnung des Handelsvertrags zwischen Preußen und China am 15. August 1861. Ausdehnung desselben auf den Zollverein, Mecklenburg und die Hansestädte. Große Bedeutung des Vertrags für Deutschlands Industrie, Handel und Schiffahrt. Die Concurrenz mit England und Rußland. Der Begriff und die politische Macht des Welthandels. Gründungsgeschichte der deutschen Handelshäuser in Ostasien. Ihr bisheriges Verhältniß zum Vaterlande. Der Zollverein in Bezug auf den östlichen Verkehr. Die deutschen Schiffe in den chinesischen Gewässern. Freude der deutschen Kaufleute in China über den Abschluß des Vertrags. Nothwendigkeit eines preußischen Kriegsgeschwaders in den östlichen Meeren. Der Kostenpunkt und die Beschaffenheit der Schiffe. Der Neid der Engländer. Abreise nach Siam. Vereinigung des preußischen Geschwaders im December 1861 auf der Rhede von Bangkok.

Am 15. August endlich wurde der preußische Vertrag mit China vom Kaiser unterzeichnet, und zwar zwei Tage vor seinem Tode; ein glücklicher Zufall, der uns wahrscheinlich monatelanges Harren ersparte. Wenn es Graf Eulenburg trotz aller Geduld und bewundernswerther Ausdauer in Japan nicht gelungen war, für ganz Deutschland zu negociren, so wurden seine Bemühungen in China von desto bedeutenderm Erfolge gekrönt, und der Vertrag wurde im Namen Preußens nicht allein für den Zollverein, Mecklenburg und die Hansestädte, sondern auch so günstig abgeschlossen, wie nur irgend zu wünschen war. Ganz abgesehen von den sonstigen werthvollen Bestimmungen des Tractats ist es überaus wichtig, daß die Zulassung eines preußischen Gesandten in Peking von chinesischer Seite bewilligt ist und wir demgemäß dieselben

Rechte erhalten haben wie England, Frankreich und Rußland in dem vorjährigen Vertrage von Tientsin. Es ist also nun Sache der Deutschen, davon den bestmöglichen Gebrauch zu machen. In der Eröffnung des Jang-tse-kiang und der nordischen Häfen bieten sich für deutsche Industrie und Handel so günstige Chancen, wie es selten vorkommen dürfte, und ich kann nicht genug hervorheben, daß gerade die Deutschen die größten Vortheile daraus ziehen können, weil sie bei den Chinesen beliebter sind als irgendeine andere Nation.

Es ist ganz eigenthümlich, daß wir in Deutschland die beiden Hauptproducte Chinas, Seide und Thee, nicht direct, sondern über England beziehen. Von Schang-hae werden jährlich 80000 Ballen Seide exportirt, davon gehen 60000 nach England, und von diesen kommt ein Drittheil auf Deutschland. Alle diese Seide macht nicht den Seeweg, sondern geht über Land durch Deutschland nach England, um von dort wieder zurückzukehren und Gott weiß wie hoch versteuert zu werden! Nur ein einziges deutsches Haus in Schang-hae macht in Seide mit Deutschland directe Geschäfte, führt jedoch nur 4000 Ballen, also immer nur ein Fünftel des Bedarfs aus, während dieser Bedarf sich bedeutend steigern würde, wenn die Seide nicht zum größten Theil ihren Weg nach England nähme. Ein ähnliches Verhältniß herrscht beim Thee, von dem Hamburg allein eine geringe Quantität direct importirt, während wir das Hauptquantum über England und Rußland beziehen. Wenn wir mit den Engländern in der Baumwollenmanufactur concurriren könnten, würde sich für unsere Shirtings und Calicots im Norden des chinesischen Reichs ein unbegrenzter Absatz eröffnen. Während im Süden der Chinese sich die Baumwolle selbst baut und seine dauerhafte Kleidung davon webt, kommen die Bewohner der nördlichen Provinzen besser dabei weg, wenn sie europäische Shirtings kaufen, weil sie die Baumwolle aus dem Süden

beziehen müssen und diese dadurch bedeutend vertheuert wird. Dies hat sich so recht seit der Eröffnung Tientsins gezeigt. Hier ist die Masse der Kaufleute aus den nördlichen Provinzen, und im Laufe des Sommers 1861 fanden ganz enorme Umsätze in Shirtings statt. So wurden z. B. in einem Zeitraum von zehn Tagen 280000 Stück verkauft, und ein einziger Chinese kaufte in zwei Tagen 80000 Stück im Werthe von 400000 Thalern, und zwar gegen baare Bezahlung. Dies ist für den Kaufmann aber von großer Bedeutung. Er schickt sein Schiff von England direct mit Calicots nach Tientsin, setzt die Waare, wenn auch mit geringerm Gewinn, sofort in Geld um, geht damit nach Schang-hae und kauft Seide, die mit der Ueberlandpost nach Hause kommt, sodaß er in einem Zeitraum von sieben Monaten sein Kapital wieder in Händen hat.

Wenngleich wir wahrscheinlich diesen Handel den Engländern in nächster Zeit noch nicht entreißen können, so sollten wir uns doch in Bezug auf Seide und Thee von ihnen unabhängig machen, und wir haben außerdem andere Fabrikate, in denen wir ihnen schon jetzt erfolgreiche Concurrenz zu machen vermögen. Hierzu gehört namentlich Glas, dem sich in kurzer Zeit im Norden Chinas ein bedeutender Markt eröffnen dürfte, da die Papierfenster in den eisigen Wintern von 10—15 Grad Kälte sehr bald außer Gebrauch kommen werden. Ferner sind Wollstoffe ein Artikel, der schon gegenwärtig eine große Bedeutung hat, dem aber eine noch viel größere Zukunft bevorsteht. Bisjetzt versorgt hauptsächlich Rußland China mit Wolle, und zwar über Kiachta. Wollten wir nur Wollstoffe nach China bringen, um daran speciell einen bestimmten Gewinn zu machen, so könnten wir mit Rußland nicht concurriren. Letzteres gibt seine Manufacturen fast zum Kostenpreise ab, aber es tauscht Thee dafür ein und macht desto größern Gewinn. Ein bedeutender Theil dieses Thees findet seinen Weg nach Deutschland. Weshalb also knüpfen wir nicht eine

directe Verbindung mit China an, emancipiren uns von Rußland und England, stecken den Profit selbst in die Tasche und bringen unsere Fabriken und unsere Rhederei in die Höhe?

China gebraucht viel Wolle, und der Bedarf wird sich jetzt nach Eröffnung der nordischen Häfen in ähnlichem Verhältnisse steigern wie der des Shirting. Bisjetzt sucht der nordische Bewohner sich gegen die strenge Kälte seines fünfmonatlichen Winters durch Pelze zu schützen. Wenngleich dieselben wegen des nahen Kamtschatka und der Aleuten bedeutend billiger sind als bei uns, so ist der Preisunterschied mit Wollfabrikaten doch so groß, auch in drei Wintermonaten die Temperatur so beschaffen, daß die Chinesen sowol aus Geld- als aus Annehmlichkeitsrücksichten die billigern und leichtern Wollstoffe den theuern und schweren Pelzen vorziehen müssen, sobald ihnen nur hinreichende Quantitäten zugeführt werden. Dies kann aber nie auf dem beschwerlichen Landwege über Kiachta geschehen, und wenn wir es wie die Russen machen wollen, d. h. unsere Wolle gegen Thee oder Seide umtauschen, so haben wir in wenigen Jahren den ganzen Wollhandel in unsern Händen. Es gibt zwar Schafe genug im Norden Chinas, aber die Chinesen verstehen nicht, Wollstoffe zu fabriziren und lassen sich in ihrer eingebildeten Arroganz auch nicht darüber belehren. Sie reinigen die Wolle weder vor noch nach der Schur und erzielen daher nur ein verhältnißmäßig werthloses Product, das sie zu feinern Geweben gar nicht gebrauchen können, und aus dem sie nur groben Filz zu ihren Hüten, Schuhen, Pferdedecken u. s. w. bereiten. Das Schaf kostet in Tientsin nur 1½—2 Thaler. Weideland und Stallfütterung ist vorhanden, und Schafzüchterei und Wollproduction im Lande selbst müßte den reichlichsten Gewinn abwerfen, sobald man damit beginnen würde.

Ueberhaupt handelt es sich nur darum, daß intelligente und unternehmende Kapitalisten den Weg bahnen, um Deutsch-

land jetzt, wo es Rechte besitzt und sich darauf stützen kann, von der zweiten commerziellen Rangstufe, die es durch eigene Kraft seiner wenigen Sendlinge schon unter den ungünstigsten Umständen sich erobert, in wenigen Jahren auf die erste zu erheben. Mögen Neid und Misgunst der preußischen Expedition nach Ostasien Motive unterlegen welche sie wollen, mögen engherziger Particularismus und Kleinstaaterei nur ein unfruchtbares Großthun Preußens und ein Haschen nach Popularität darin erblicken: man wird nie die Thatsache fortleugnen können, daß Preußen durch seine Expedition dem gemeinsamen Vaterlande und dessen Handel einen sehr großen Dienst geleistet hat. Dies kann insbesondere derjenige vollkommen ermessen, der die Expedition mitgemacht, der ihren Eindruck beobachtet und namentlich die hier draußen ansässigen deutschen Kaufleute gehört hat, die wol allein ein competentes Urtheil darüber besitzen. Nur auf diese Ansichten kann etwas gegeben werden, nicht aber auf das beschränkte Urtheil engherziger Politiker und Krämer, deren Horizont nicht über die Grenze ihrer Vaterstadt hinausreicht, und die weiter keine Idee vom Welthandel haben, als daß sie wissen, es kommt Kaffee aus Java, Seide und Thee aus China.

Den Begriff des Welthandels kann man überhaupt nur hier draußen in China und Ostindien kennen lernen. Hier nur lernt man verstehen, daß dasjenige Volk, welches ihn in Händen hat, auch das mächtigste Volk der Erde sein muß, und daß Millionen Soldaten eines Militärstaates nicht im Stande sind, ein Land auf die Dauer zu unterjochen, das sich auf die gewaltige moralische Macht stützt, die ihm eine hervorragende Stellung im Welthandel verschafft. Darin beruht das ganze Geheimniß von Englands Stärke, von der Energie, der Ausdauer und dem Selbstvertrauen seines Volkes; es stützt sich auf die moralische Macht, die ihm

sein großartiger Handel in der ganzen Welt und namentlich in Indien und China gibt.

Wir Deutsche haben es in der Hand, wenn nicht England diese Stellung zu entreißen, so doch mit ihm darum zu ringen. Gerade jetzt treffen so viele günstige Bedingungen für diesen Kampf zusammen, wie es sich selten wieder ereignen dürfte. Die Eröffnung des chinesischen Reichs mit einer consumirenden Bevölkerung von 360 Millionen Menschen, unsere Verträge mit ihm, mit Japan und Siam — dies sind Momente, die, richtig benutzt, die glücklichsten Chancen für unsere ganze handelspolitische Zukunft bieten. Ich habe bereits früher bemerkt, daß der Handel der Deutschen, oder vielmehr, um nicht misverstanden zu werden, daß die deutschen Kaufleute in China die zweite Rangstufe einnehmen, sowie daß die deutsche Schiffahrt an den dortigen Küsten jede andere verdrängt hat. So erfreulich die Thatsache auch für jeden Deutschen sein muß, so bleibt sie doch für unser gemeinsames Vaterland von geringerer Bedeutung, als man danach anzunehmen geneigt sein dürfte. Es fehlt eine Hauptbedingung dabei: die Geschäfte der hiesigen deutschen Kaufleute stehen nicht mit Deutschland in so engem Zusammenhange, wie z. B. die der englischen Häuser mit England. Die meisten englischen Häuser in China sind Commanditen oder Filiale großer Firmen in London, Liverpool oder Manchester. Sie erhalten ihre Waare von England, setzen sie gegen chinesische Producte um, und schicken diese direct an ihre Stammhäuser wieder ab. Anders ist dies mit den Deutschen. Seit 15 — 20 Jahren gingen junge unternehmende Kaufleute, aber durchschnittlich ohne anderes Kapital als geistiges, nach Ostindien und China. Anfänglich lockte sie wol hauptsächlich das hohe Salair, das in großen englischen Häusern für einen brauchbaren Commis 3 — 4000 Thaler beträgt. In diesen Stellungen verblieben sie einige Jahre, erwarben sich durch kleinere, von ihren

Principalen gestattete Nebengeschäfte einiges Vermögen, lernten die dortigen Verhältnisse kennen und benutzten sie, um sich später selbst zu etabliren. Auf diese Weise entstanden fast alle deutsche Häuser in China. Ihre Begründer fingen sozusagen mit nichts an, arbeiteten sich allmählich in die Höhe und erwarben sich durch angestrengten Fleiß und kaufmännische Tüchtigkeit die ehrenvolle Stellung und die Anerkennung, die sie jetzt allseitig genießen. Hierüber mußten natürlicherweise Jahre vergehen, die aber ebenso nothwendig ihre Verbindung mit dem Vaterlande lockerten; theils kannten sie in ihrer neuen Heimat nur Nichtdeutsche, theils waren sie, um weiter zu kommen, auf den Credit und die Unterstützung der Fremden angewiesen, während sie von Deutschland weder das eine noch das andere zu erwarten hatten. So erwuchsen deutsche Häuser, aber fast nur dem Namen nach, ihre Geschäfte waren hauptsächlich englisch, und wenn seit einigen Jahren die größern Firmen directe Verbindungen mit Deutschland anknüpften, so geschah dies einmal nur in beschränktem Maßstabe und sodann auch nur mit Hamburg oder Bremen. Soll aber Deutschland in dem hiesigen Handel einen Rang einnehmen, so müssen seine Kaufleute es machen wie die Engländer. Große deutsche Häuser müssen hier Commanditen mit bedeutendem Kapitale errichten und durch sie einen directen Austausch der gegenseitigen Producte beider Länder bewerkstelligen. Wir haben Glas, Wolle, Spirituosen und tausend andere Industriegegenstände, gegen die wir Seide und Thee empfangen und in denen wir mit allen Nationen concurriren können. Nur in der Baumwollenmanufactur sind uns die Engländer voraus. Woran liegt dies aber? Ist es nicht unsere eigene Schuld, und könnten wir nicht, wenn nur der Wille da wäre, die Sachen ebenso billig und noch billiger herstellen als die Engländer? Was wir an Baumwollenfracht von Amerika mehr bezahlen als die Engländer, das gleicht der geringere Ar-

beitslohn bei uns reichlich wieder aus. Haben die Engländer Steinkohlen, so besitzen wir diese ebenfalls und außerdem noch billige Braunkohle. Es kann also entweder nur in der minder guten Beschaffenheit unserer Maschinen oder an den Zöllen liegen, die uns hinderlich sind, und das eine wie das andere läßt sich ja ändern. Concurrirt doch die Schweiz in Baumwollenmanufactur mit England, warum sollten wir es nicht, die wir unsere Baumwolle sowol aus Aegypten als aus Amerika auf viel kürzerm und wohlfeilerm Wege erhalten!

Ungeachtet unserer jetzigen politischen Zersplitterung haben wir doch in dem Zollverein eine Körperschaft, die trotz aller particularistischen Bestrebungen in irgendeiner Form bestehen muß und sich von Jahr zu Jahr mehr entwickeln und consolidiren wird. Dieser Körperschaft stehen Mittel und Wege zu Gebote wie keinem Kapitalisten, mag er auch der reichste, intelligenteste und unternehmendste sein. Es ist Sache des Zollvereins, die Ursachen zu erforschen, die der Entwickelung unserer Baumwollenmanufactur hemmend entgegentreten; er kann die Beseitigung beschwerender Zölle veranlassen und internationale Gesetze herbeiführen, die ihren Aufschwung und ihre Vervollkommnung erleichtern; er kann Kapitalisten in der Gründung großartiger Spinnereien, wie sie England oder die Schweiz besitzt, unterstützen. Die Aufgabe des Zollvereins ist es, sich mit den östlichen Verhältnissen vertraut zu machen, mit den Deutschen in China directe Verbindungen anzuknüpfen oder ihnen in ihren Speculationen wenigstens eine moralische Unterstützung zu leihen. Der Herstellung einer solchen Verbindung, der Gründung von Commanditen bedeutender deutscher Häuser, wird unfehlbar eine ungeahnte Entwickelung unsers Handels, ein Aufschwung unserer Fabriken und unserer Schifffahrt folgen. Zu den 200 deutschen Schiffen, die jetzt schon den chinesischen Küstenhandel betreiben, würden sich ebenso viele gesellen, um den directen Handel mit Deutschland zu vermitteln,

und eine natürliche Folge würde die Hebung des Wohlstandes sein. Die armen Weber in Schlesien würden nicht mehr am Hungertyphus sterben, wenn wir jährlich um einige Millionen mehr Shirting producirten, und wie unsere Industrie bereits jede fremde aus Südamerika verdrängt und die Ausfuhr des Zollvereins nach Nordamerika seit 1847 von 1 Million Dollars auf 20 Millionen gestiegen ist, würde man dasselbe mit Gewißheit auf Erfolg auch in China versuchen können.

Nur auf Eins kann ich hierbei nicht unterlassen hinzuweisen. Wenn die deutsche Industrie in China eine Absatzquelle finden will, so muß sie reell sein. An dem Mangel dieser Eigenschaft scheiterten bisher ihre meisten Versuche, in China mit den Engländern zu concurriren. Die Engländer schicken gute Probewaaren, der Chinese sieht sie, sie gefallen ihm, und er bestellt jahraus jahrein Tausende von Ballen, ohne sie beim Kauf auch nur anzusehen. Er schaut nur, ob die richtige Marke darauf ist, dann weiß er, daß auch die darin enthaltene Waare gut ist. Darin liegt das Geheimniß der commerziellen Uebermacht Englands. Die Engländer sind, mögen sie uns in vielen Dingen auch nicht zusagen, im Handel reell, das weiß jeder, der mit ihnen zu thun hat, und darum kauft jeder von ihnen lieber, wenn er auch theurer bezahlen muß; er bekommt doch etwas Gutes für sein Geld. Will man in Deutschland selbst sich mit Schund begnügen, so sollte man doch dafür sorgen, daß nur gute oder wenigstens probemäßige Waaren ins Ausland versandt werden; denn darüber hört man stets klagen, daß nicht probemäßig geliefert wird. Entweder ist das Fabrikat schlechter oder die Dimensionen sind nicht die bestimmten. Man glaubt vielleicht nicht, welcher enorme Schaden dem gesammten Vaterlande durch die Gewissenlosigkeit mancher Exporteure erwächst, aber es gehen viele Millionen dadurch verloren. Man erfährt so etwas nur im Auslande, und es kann daher den betreffenden Behörden nicht

dringend genug ans Herz gelegt werden, daß sie das Ihrige thun, um Deutschlands Industrie vor dem Miscredit zu bewahren, dem sie mit schnellen Schritten zueilt. Wenn vielleicht auch eine Controle in dieser Beziehung unmöglich ist, so haben die Handelskammern und sonstige commerzielle Körperschaften gewiß Mittel an der Hand, um dem Uebel entgegenzuarbeiten.

Unter den vielen deutschen Schiffen, welche die Küsten von China befahren und eine lohnende Beschäftigung finden, sind leider preußische am wenigsten vertreten; während Hamburg ein Contingent von einigen 90 stellt, und Bremen, Oldenburg, Hannover und Mecklenburg über 100 Schiffe hier draußen haben, fanden wir in der ganzen Zeit unsers Aufenthalts nur drei bis vier Preußen. Und doch kann den preußischen Rhedern nicht genug empfohlen werden, ihre Schiffe hier herauszuschicken, da, wie ich schon erwähnte, die Deutschen bei den Chinesen in so gutem Credit stehen, daß sie stets Frachten finden, und nicht allein sehr gut, sondern besser bezahlt werden als alle andern Nationen.

Die großen Seedschonken, welche früher den chinesischen Küstenhandel vermittelten, luden 5—6000 Pikul, nach unserer Rechnung 250—300 Tonnen, und die chinesischen Kaufleute haben sich seit undenklicher Zeit so an diese Maße gewöhnt, daß sie nur Schiffe mit der erwähnten Tragfähigkeit befrachten. Europäische Fahrzeuge von dieser Tonnenzahl finden stets Beschäftigung, wenn ihr Tiefgang nicht 10—11 Fuß übersteigt, um in alle kleinen Hafenplätze einlaufen zu können. Briggs oder dreimastige Schooner sind für diese Küsten die bequemsten und vortheilhaftesten Schiffe und bezahlen sich am besten. Ein solches Fahrzeng von 250—300 Tonnen Gehalt, das ein Anlagekapital von 25—30000 Thalern mit voller Ausrüstung für zwei Jahre erfordert, kann im Durchschnitt stets auf eine jährliche Fracht von 12—15000 Dollars oder 18—

22000 Thaler rechnen. Fast alle deutsche Schiffe in China fahren in Monats-Charter, und zwar zum großen Theile für chinesische Kaufleute das ganze Jahr hindurch. Dieselbe beträgt im Durchschnitt für Schiffe von 300 Tonnen 1300 Dollars oder 2000 Thaler. Die jährlichen Unterhaltungskosten, einschließlich Assecuranz, Hafen-, Lootsengelder u. s. w., belaufen sich auf 10—12000 Thaler, sodaß auf 12—15000 Thaler reinen Ueberschuß, also auf 50 Procent des Anlagekapitals gerechnet werden darf. Ich habe hierbei nur die gewöhnlichen Frachten in Betracht gezogen und das Maximum der Unkosten angenommen, um zu zeigen, worauf Rheder, die hier Schiffe herausschicken, mit Bestimmtheit rechnen können; es kommen jedoch auch Zeiten, und die letzten drei Jahre waren fast durchgängig solche, wo Schiffe von 300 Tonnen sich in einem Jahre frei verdient und 25—30000 Dollars Fracht gemacht haben.

Nach dem Abschluß unsers Vertrages begab sich Graf Eulenburg mit dem Gesandtschaftspersonal auf vier Wochen nach Peking, um, einer Einladung des französischen Gesandten zufolge, sich dort von dem in Tientsin geführten tristen Leben zu erholen. Die Arkona blieb während dieser Zeit vor dem Peiho, und wir blieben in Chefu.

Am 14. October traf die Arkona mit der Gesandtschaft in Chefu ein, um nach Nangasaki zu gehen, wo Graf Eulenburg noch einige Wochen verweilen wollte, ehe er sich über Hongkong nach Siam begab, da er mit Rücksicht auf das Klima erst Anfang December in Bangkok anzulangen beabsichtigte. Uns hinderten einige kleine Reparaturen, der Arkona sogleich zu folgen, und wir erhielten deshalb Ordre, direct nach Hongkong zu segeln, wohin wir am 16. October abgingen. Auf der Strecke von Chefu nach Cap Schantung, circa 18 Meilen, hatten wir stets mit Windstillen zu kämpfen und gebrauchten dazu nicht weniger als drei Tage. So unange-

nehm uns dies anfangs war, erwies es sich später als ein großes Glück, indem wir dadurch verhindert wurden, in einen Teufun zu laufen, der am 19. October mit furchtbarer Wuth 100 Meilen südlich von Cap Schantung wüthete, und in dem nicht weniger als fünf deutsche Schiffe total verloren gingen. Am 25. October trafen wir in Hongkong ein, und am 11. November langte auch die Arkona mit Graf Eulenburg dort an.

Die Aufnahme des Gesandten von seiten der deutschen Kaufleute in Hongkong war eine ungemein ehrende und glänzende, und wenn man sie als Kriterium für die Leistungen des Grafen betrachtet, wie man es darf, so wird der Werth des Vertrags, der die Deutschen jetzt in China den meistbegünstigtsten Nationen gleichstellt, von diesen in seiner ganzen Bedeutung geschätzt und aufgefaßt. Die Festlichkeiten nahmen kein Ende, und mit Verwunderung sahen die Engländer in Hongkong zum ersten mal, daß die Deutschen als solche auftraten und sich als zu einer großen Nation gehörig betrachteten. Außer den vorübergehenden Ehrenbezeigungen suchten die Kaufleute dem Grafen Eulenburg auch auf andere Weise ihren Dank für seine ausdauernde Geschicklichkeit beim Abschluß des Vertrags darzubringen, indem sie ihm als Anerkennung für seine Verdienste einen silbernen Tafelaufsatz im Werthe von 3000 Thalern überreichten. Daß es aber seiner Umsicht und Beharrlichkeit gelungen ist, den Tractat auch auf die Hansestädte und Mecklenburg auszudehnen, hat nicht wenig dazu beigetragen, die Deutschen in China, von denen mindestens $^7/_8$ Nichtpreußen sind, sehr für die preußische Regierung einzunehmen. Während noch vor einem Jahre die Expedition mit Mistrauen betrachtet wurde, indem man ihr specifisch preußische Zwecke unterlegte, und dies Gefühl, wenn auch ungerechtfertigt, durch den einseitigen Vertrag mit Japan nicht gemildert war, hat der chinesische Vertrag so klar die deutsche

Gesinnung und Uneigennützigkeit der preußischen Regierung gezeigt, daß alle Vorurtheile geschwunden sind, und man jetzt auch in China auf Preußen als auf eine Macht blickt, welche berufen ist, Deutschland nach außen zu vertreten. Ebenso angenehm wurde es empfunden, daß der Vertrag bereits am 1. Juni 1862 in Kraft treten sollte, da man leicht begreifen wird, wie willkommen es den Deutschen sein mußte, so bald mit Engländern, Franzosen und Russen auf gleichen Fuß zu kommen und in gleiche Rechte zu treten, während sie bisher nur geduldet waren. Es bleibt immer ehrenvoll für unsere Kaufleute und zeugt von der innern Kraft der deutschen Nation, daß es ihnen trotz so vieler Schwierigkeiten gelungen ist, sich in einem Zeitraume von kaum zwanzig Jahren zu einer so bedeutenden Stellung emporzuarbeiten, wie sie diese anerkannt in China einnehmen. Wenn ihnen aber der Mangel eines Tractats eine Schranke zog, die sie nicht wohl überwinden konnten, so steht ihnen jetzt das Feld offen, und mit nur einiger Unterstützung vom Vaterlande kann es nicht lange dauern, daß sie den Kampf um die commerzielle Oberherrschaft mit den Engländern beginnen, der einzigen Nation, der wir in China noch nachstehen. In welcher rückhaltslosen Weise man die uneigennützigen Absichten Preußens anerkannte, geht am deutlichsten aus der Thatsache hervor, daß man sich bereits vollständig mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, fortan den preußischen Gesandten in China als den diplomatischen Vertreter ganz Deutschlands anzusehen, und ebenso fand man es natürlich, daß dann auch sämmtliche Consuln der kleinern deutschen Staaten in den chinesischen Häfen ihre Flaggen einziehen und sich alle Deutsche unter den Schutz der preußischen begeben würden.

Abgesehen von allem andern zeugt es wenigstens von einem praktischen Sinn der Deutschen in China, daß sie sich freiwillig unter Preußen als unter die einzige deutsche Macht stellen

wollen, von der sie im Falle der Noth wirklich Schutz und Hülfe erwarten können. Kommt man in einen ausländischen Hafen, da sieht man alle möglichen Flaggen auf den deutschen Consulaten wehen. Das macht sich unstreitig recht hübsch, aber das ist auch leider alles, was man davon sagen kann. Bei civilisirten Nationen mag eine solche Flagge immerhin etwas zu bedeuten haben, und ein Consul, mag er Hannover oder Oldenburg angehören, bleibt dort immer eine Person, deren gerechtfertigte Vorstellungen man in Rücksicht auf internationale Höflichkeit wenigstens nicht ignorirt. Hier in China aber hatte vor dem Vertrage ein deutscher Consul geradezu weiter kein Recht als das, auf seinem Hause oder Hofe seine Flagge aufzuhissen. Handelte es sich um irgendeine Differenz mit der chinesischen Regierung, ja wollte ein deutscher Consul auch nur z. B. einen Matrosen bestrafen, der sich unter seiner Flagge eines Vergehens schuldig gemacht, so war er gezwungen, Hülfe und Schutz bei Engländern und Franzosen zu suchen und sich außerdem noch demüthigenden oder verletzenden Bemerkungen von seiten dieser aussetzen.

Das ganze deutsche Consulatswesen war also bei Licht besehen eine Lächerlichkeit und Spielerei, ohne den geringsten Nutzen für den Handel, um dessentwillen es doch eigentlich nur besteht. Dies einzusehen sind die Deutschen in China vernünftig genug gewesen, und sie sind zu gute Kaufleute, um zu verkennen, daß sie als Angehörige eines großen mächtigen Staats ganz anders dastehen wie als geduldete schutz- und rechtlose Unterthanen eines kleinen Fürstenthums.

Hierbei ist jedoch eine conditio sine qua non. An die Residenz eines preußischen Diplomaten muß sich gleichzeitig die Stationirung eines preußischen Geschwaders in den chinesischen Gewässern knüpfen, ja dies ist der chinesischen Regierung gegenüber sogar bedingt. Ein Gesandter oder Consul ohne Kanonen hat in China ziemlich dieselbe Bedeutung

wie in Haïti, und das Erscheinen von Kriegsschiffen in irgendeinem chinesischen Hafen, wo ein Streitfall entstanden, ist ein Argument, dessen praktischer Werth von den Mandarinen nie unterschätzt wird. Von der Nothwendigkeit einer physischen Macht hier draußen muß jeder überzeugt sein, der die Verhältnisse in China kennen gelernt, und jeden Augenblick bieten sich schlagende Beweise dafür. Während unserer letzten Anwesenheit in Hongkong ereignete sich ein solcher Vorfall, den ich als Illustration hier anführen will. In dem von mir erwähnten Teufun am 19. October strandeten unter andern an der formosanischen Küste ein englisches und ein mecklenburger Schiff, Graf Arthur Bernstorff. Beide Schiffe hätten noch gerettet, oder wenigstens ein großer Theil ihrer Ladung und ihres Inventars hätte geborgen werden können, wenn ihnen von den Landesbewohnern Hülfe geworden wäre. Statt dessen beraubten diese die Schiffe, und was von den Mannschaften nicht seinen Tod in den Wellen gefunden, wurde von den Piraten ermordet. Von beiden Schiffen entkamen nur fünf Mann und langten nach vielen Fährlichkeiten in Hongkong an. Sobald der englische nautische Stationschef die Nachricht erhielt, beorderte er sofort drei Kanonenboote nach dem Orte des Verbrechens, da große Schiffe in die flachen formosanischen Häfen nicht hineinkönnen. Die Kanonenboote liefen bis nahe unter die Piratendörfer, bombardirten und nahmen sie, machten ihre Mandarine zu Gefangenen und zwangen sie nicht nur zur Herausgabe des geraubten Gutes, sondern auch zur Bezahlung von 30000 Dollars Entschädigung. Diese summarische Justiz ist die einzig richtige und nothwendige in Ländern wie Formosa, die nominell unter chinesischer Herrschaft stehen, aber aus der Piraterie ein Geschäft machen. Sie ist das wirksamste Mittel, um den dortigen Seeräubern Achtung vor den europäischen Flaggen einzuflößen und ihrem gesetzlosen Treiben ein Ziel zu setzen

während den Beraubten gleichzeitig zu ihrem Rechte geholfen wird. Die Umgegend von Formosa, die von Hunderten deutscher Schiffe befahren wird, ist die gefährlichste Gegend des chinesischen Meeres, weil sie beim Wechsel des Monsuns regelmäßig von Teufunen heimgesucht wird, in denen fast immer Schiffe verloren gehen. Im Jahre 1861 scheiterten sieben deutsche Fahrzeuge an den Küsten der Insel, aber niemand kümmerte sich um ihr Schicksal, niemand forderte von den Piraten Rechenschaft für die ermordeten und in Sklaverei gehaltenen Mannschaften oder Herausgabe des Raubes. Während die englischen Eigenthümer ihre Verluste ersetzt erhalten, müssen die deutschen Rheder die ihrigen verschmerzen. Selbst wenn der preußische Geschwadercommandant geneigt oder autorisirt gewesen wäre, in dem erwähnten Falle mit dem mecklenburger Schiff das Verfahren Englands zu adoptiren, würde er nicht im Stande dazu gewesen sein. Unsere Schiffe waren zu groß und konnten nicht in die formosanischen Häfen einlaufen, die nur 8—10 Fuß Tiefe haben. Dasselbe gilt von vielen kleinern Häfen an der chinesischen Küste, wo überall noch gewerbmäßige Piraterie getrieben wird, und es ist daher dringend erforderlich, daß neben ein oder zwei größern Schiffen einige größere Kanonenboote hier ihre Station erhalten, die preußische Flagge bekannt machen und in Fällen wie der obenerwähnte sofort Justiz üben können.

Bei dem Brande der europäischen Factoreien in Canton im Jahre 1857 wurden auch die Lager und das Eigenthum von vier deutschen Häusern zerstört. Engländer und Franzosen bekamen Ende 1861 eine Entschädigung für ihre Verluste, und zwar mit dem hier üblichen Zinsensatz von 12 Procent für die verflossenen vier Jahre. Wer entschädigt die Deutschen? Was gibt Engländern und Franzosen im Auslande das große Selbstvertrauen und den von uns beneideten Nationalstolz anders als das Bewußtsein: Dir darf kein Unrecht

geschehen, und du hast dein Land hinter dir! Laßt die Deutschen dies Bewußtsein haben, und wir werden bald sehen, daß sie ihre Köpfe ebenso hoch tragen wie die Engländer.

Dazu gehört aber eine Flotte und hier in China speciell eine permanente Station von Kriegsschiffen. Ohne ein solches Geschwader, das überall Respect vor den deutschen Flaggen einflößt, ist der Vertrag eine Illusion, während er andererseits das Mittel sein wird, unserm Handel zu einer ungeahnten Entwickelung zu verhelfen. Wo es sich um so große Interessen handelt, wie sie allein in der deutschen Rhederei an den chinesischen Küsten vertreten sind, kann der Kostenpunkt nicht in Betracht kommen und gewiß würden Hamburg und Bremen, die allein über hundert Schiffe hier beschäftigen, bereitwillig ihre Quote dazu geben. Ueberdies sind die Kosten auch gar nicht so beträchtlich. Die Unterhaltung eines ausreichenden Geschwaders erfordert jährlich kaum 250000 Thaler, denn da Preußen das Recht besitzt, seinen Kohlenvorrath aus Japan zu entnehmen, wo die Kohlen nicht mehr als in England selbst kosten, so fällt der Hauptpunkt fort, der Dampfschiffe hier draußen so vertheuert, weil sie für die Tonne englischer Kohlen 20—25 Thaler bezahlen müssen.

Was sind aber 250000 Thaler gegen die vielen Millionen deutschen Kapitals, die jetzt unbeschützt in den chinesischen Meeren umherschwimmen? Wie verschwindend erscheinen sie gegen den Nutzen, den sie indirect stiften, wenn unser Handel sich hier ungestört entwickeln kann? Würde es nicht Hunderte von Millionen aufwiegen, wenn Deutschland im Laufe der Jahre die erste Handelsmacht in Ostasien wird — wie sich gar nicht bezweifeln läßt, wenn die Sache richtig gehandhabt und namentlich von den heimischen Regierungen gefördert wird? Eine Marine kostet Geld, so viel, daß das ökonomische Deutschland sich mit der Höhe des Betrages eine Zeit lang nur schwer wird aussöhnen können, aber ohne Marine gebe

man alle Gedanken an Großmacht und Theilnahme am Welthandel auf. In China wird uns eine Marine dazu verhelfen, die erste Rolle zu spielen, und dann sind ihre Kosten ein angelegtes Kapital, das unerhörte Zinsen abwirft. Weshalb spritzen die englischen Blätter den Geifer ihrer Beleidigungen auf das sich in Deutschland kund gebende Bestreben zur Schaffung einer Marine? Es ist nicht die Furcht, daß Deutschland England zur See bekriege, sondern die wohlbewußte und wohlbegründete Besorgniß, daß wir ihm sein Handelsmonopol entreißen oder wenigstens mit ihm darum ringen. Der chinesische Handel ist für England der einträglichste, den es besitzt, und wir verletzen es auf das empfindlichste, wenn wir hier als Concurrenten auftreten und, nachdem wir bereits die ganze Küstenschifffahrt an uns gerissen, mit Energie auch hier unsern Theil am Welthandel fordern — was wir mit einer Marine leicht vermögen, ohne eine solche nicht im Stande sind!

Am 24. November ging Graf Eulenburg nach Kanton, um dem Vicekönig seine Aufwartung zu machen, und kehrte am 27. November zurück. Am 30. November segelten wir mit der Elbe nach Siam und die Arkona mit der Gesandtschaft am 4. December über Macao ebenfalls dahin. Unsere Reise war bis zum Golf von Siam eine äußerst günstige, sie dauerte nur fünf Tage; im Golf selbst aber trafen wir Windstille und Gegenwinde, sodaß wir erst am 11. December auf der Rhede von Bangkok zu Anker kamen. Die Fahrt selbst bot nichts Bemerkenswerthes dar, als daß der Golf von Siam von Seeschlangen wahrhaft wimmelte. Wir sahen Tausende und Tausende beim Schiff vorbeischwimmen und untertauchen, sobald das Geräusch des Segelns sie aus ihrer Ruhe störte. Trotzdem gelang es uns, 13 zu fischen, indem wir sie durch einen Schuß Pulver mit Sandladung betäubten und sie dann mit einem Netze fingen. Wir bekamen sechs verschiedene Arten; die größte maß jedoch nur vier Fuß.

Am 15. December traf auch die Arkona vor Bangkok ein; die Thetis war bereits seit drei Wochen hier und mithin das Geschwader seit langer Zeit einmal wieder beisammen. Die Thetis hatte eine höchst angenehme und interessante Reise gemacht, während wir uns in dem schrecklichen Chefu und auf der Rhede von Tientsin fast sechs Monate lang bis zur Verzweiflung gelangweilt hatten. Sie war in Manila, Mindanao, Banjermassing, Macassar, Passuruan, Surabaya, Samarang, Batavia und Singapore gewesen und wir beneideten sie nicht wenig um diese Tour nach den schönsten Plätzen in ganz Indien.

Am 21. December schiffte sich Graf Eulenburg auf einem siamesischen Dampfboote, einer im Lande selbst erbauten Yacht des Premierministers, nach Bangkok ein, und die Vertragsverhandlungen nahmen ihren Anfang.

32.

Das Königreich Siam, seine Länder, sein Wassersystem. Geschichte des Landes. Der Mainamfluß. Die siamesischen Festungen. Die Stadt Bangkok. Bauart der Häuser und Aermlichkeit ihrer Einrichtung. Eine Dame von Stande. Die Buddhatempel, ihre Architektonik, ihre Pracht, ihre Götzen. Leben und Treiben der siamesischen Priesterschaft. Der Todtendienst und die Leichenverbrennung. Das Todtenfeld der Armen. Unterricht und Volksbildung.

Wir mit der Elbe blieben nur 14 Tage in Siam. Ich benutzte diese Zeit zu einer Reise nach Bangkok, und sie genügte, um alles Wissenswerthe zu erfahren, alles Merkwürdige in der Stadt und Umgegend zu sehen und damit nicht allein ein klares Bild der Stadt und ihrer Bewohner zu gewinnen, sondern auch des ganzen Landes und Volks, da in der Hauptstadt sich das ganze Siam concentrirt und widerspiegelt.

Das Königreich Siam besteht aus drei größern Reichen, dem eigentlichen Siam, dessen alter Name Thai war, aus dem Laos und der Kambodscha, welche beiden letztern erst in den letzten Jahrhunderten unter die Botmäßigkeit von Siam kamen. Siam begrenzt den nördlichen, Laos und Kambodscha den östlichen Theil des Golfs von Siam, während die Halbinsel Malakka die westliche Küste desselben bildet. Malakka ist unter eine große Zahl von Fürsten vertheilt, über die der König von Siam ebenfalls eine wenn auch nur sehr zweifelhafte Autorität beansprucht. Die Grenzen des ganzen Reichs

erstrecken sich vom 4. bis 21.° nördlicher Breite und vom 96. bis 102.° östlicher Länge von Greenwich. Es zerfällt in 41 Provinzen, deren jede unter der Herrschaft eines Radschah steht, die namentlich im Laos und der Kambodscha ziemlich selbständig regieren und häufig mit ihrem Lehnsherrn im offnen Kampfe liegen. Der alte Name von Siam, Muang Thai, das Königreich der Freien, paßt nicht recht zu seiner frühern Situation. Es war nämlich ein Tributarreich von China, und seine Könige erhalten noch jetzt ihre Bestätigung von ihrem „ältern Bruder" in Peking, wenngleich dies eine leere Form ist, da China weder die Macht hat, den längst nicht mehr bezahlten Tribut zu erheben, noch die Bestätigung zu verweigern.

Die Geschichte des Landes ist sehr unklar und für Europäer von wenig Interesse. In den Jahren 1662—80 kam es durch einen griechischen Abenteurer einmal mit Frankreich in Berührung. Diese Verbindung nahm jedoch sehr bald ein tragisches Ende, und seitdem ist es bis vor 30 Jahren den Europäern ziemlich verschlossen und unbekannt gewesen. Jener Abenteurer hieß Faucon, war von Candia gebürtig und auf irgendeine Weise nach Siam verschlagen, wo es ihm gelang, sich zum Vertrauten und Premierminister des Königs aufzuschwingen und dadurch eine bedeutende Macht zu erlangen. An diese knüpfte er die hochfliegendsten Pläne, beabsichtigte sogar selbst den Thron zu besteigen und Siam zu einem Vasallenreich von Frankreich zu machen. Auf seine Veranlassung wurde eine siamesische Gesandtschaft nach Paris geschickt, und Ludwig XIV. ging auch mit großem Vergnügen auf Faucon's Ideen ein, verdarb aber durch einen zu großen religiösen Eifer alles. Er sandte Schiffe, Handwerker, Künstler, Soldaten und Priester, um das Land nicht allein zu französiren, sondern auch sofort christlich zu machen. Anfänglich nahmen die Siamesen die Fremden sehr wohl auf, und der französische

Einfluß begann schnell Fuß zu fassen, solange Faucon die religiösen Bestrebungen der Jesuiten mäßigte. Ludwig XIV. war jedoch mit der langsamen Bekehrung sehr unzufrieden und forderte peremtorisch vom Könige, daß er sich taufen lassen solle, widrigenfalls er strenge Maßregeln in Aussicht stellte. Gleichzeitig wurde der König krank, und Faucon suchte ihn mit Hülfe eines natürlichen Sohnes desselben vom Throne zu stoßen. Dies gelang nicht, obwol der König wenige Tage nach Entdeckung des Complots starb. Den Siamesen gingen die Augen über die französischen Pläne auf; Faucon wurde als Landesverräther hingerichtet und die Franzosen aus dem Lande gejagt oder gleichfalls ermordet. So endete dieser Versuch, der mit erforderlicher Klugheit und Vorsicht vielleicht in wenigen Jahren eins der schönsten Länder Asiens unter Frankreichs Botmäßigkeit hätte bringen können. Es begann nun eine antieuropäische Reaction. Seit dieser Zeit hörte man aus Siam von weiter nichts als von seinen äußerst blutigen und grausamen Kämpfen mit Birma und Cochinchina, von welch letzterm das Laos und die Kambodscha unter siamesische Herrschaft kamen. Erst seit 1820 wurde, und zwar durch die Portugiesen von Macao aus, eine neue Verbindung mit Siam seitens der Europäer angeknüpft und in Bangkok ein portugiesisches Consulat gegründet, obwol diese Verbindung bis 1851 immer noch sehr lose und dürftig blieb.

Die Siamesen haben zwei Zeitrechnungen. Die eine datirt vom Tode des Buddha und zählte am 24. April 1862 2054 Jahre, wird jedoch lediglich in religiösen Dingen angewandt; sie heißt Puhtan Sakkarat, die buddhistische Zeitrechnung. Die Aera in weltlichen Dingen zählt von der Zeit, wo Phra Ruang, ein siamesischer Herrscher, sie aufstellte, und dies sind am 12. Mai 1862 1223 Jahre geworden; sie heißt Tschulah Sakkarat, die kleine Zeitrechnung. Phra Ruang ist die erste historisch bestimmte Figur Siams; er

regierte um das Jahr 638 n. Chr., war kriegerisch, segelte mit einer Flotte nach China, führte Krieg mit diesem Lande, und der Kaiser mußte ihm seine Tochter zur Frau geben. Unter ihm nahmen die Siamesen den Namen Thai an.

Das siamesische Jahr besteht aus 12 Mondperioden von abwechselnd 28 und 29 Tagen. Es wird daher jedes dritte Jahr der achte Monat als Schaltmonat verdoppelt. Die Monate werden nur nach Zahlen bezeichnet, und December ist der erste. Man rechnet nach zwei Cyklen, einem großen und einem kleinen; der letztere zählt 12 Jahre, die mit Thiernamen belegt sind. Das erste Jahr ist das der Ratte, das letzte das des Schweins, und diese Bezeichnungen sind aus dem chinesischen Thierkreise entnommen. Der große Cyklus enthält 60 Jahre oder fünf Cyklen.

Von der Zeit Phra Ruang's bis zur Gründung der alten Hauptstadt des Landes Ayuthia im Jahre 1320 n. Ch., also über 600 Jahre lang, schweigen sogar die siamesischen Landeschroniken, und man weiß absolut nichts über das Land. Von diesem Zeitpunkte an bis jetzt haben vier verschiedene Dynastien und 39 Könige regiert. Von diesen ward fast die Hälfte ermordet, und der Dynastienwechsel wurde stets durch Usurpatoren veranlaßt.

Die gegenwärtige Dynastie datirt vom Jahre 1782 n. Chr., wo der Premierminister Phra Puti Kaoh Luang den wahnsinnigen König Phaja Tak hinrichten ließ und sich zum Herrscher machte. Der jetzige Herrscher ist der vierte seitdem und der Enkel jenes Premierministers. Er folgte seinem verstorbenen Bruder im Jahre 1851, obwol er schon seit 1826, d. h. seit dem Tode seines Vaters, hätte zur Regierung kommen müssen, da er der legitime Nachfolger, sein Bruder aber ein uneheliches Kind war. Dieser bemächtigte sich jedoch des Throns, und der gegenwärtige König flüchtete bis zu dessen Tode in ein Buddhakloster. Er ist ein Mann von 56 Jah-

ren, und sein voller Name lautet: Prabat Sombet, Phra Paramender Maha Mongkut, den er jedoch bei seinen Unterschriften gewöhnlich in Mongkut abkürzt.

Die alte Hauptstadt Ayuthia, früher berühmt wegen ihrer Paläste und Tempel, lag 10 Meilen nördlich von Bangkok. Sie wurde im Jahre 1766 in einem Kriege mit den Birmanen von diesen genommen, in Asche gelegt und gänzlich zerstört. Der König kam auf der Flucht im Elend in den Wäldern um. Der erwähnte Phaja Tak, Sohn eines Chinesen und einer Siamesin, zog sich mit tausend tapfern Soldaten in die Gebirge zurück, kämpfte von dort aus überall siegreich gegen die Birmanen, vernichtete sie schließlich, eroberte die Kambodscha und einen Theil Cochinchinas sowie ganz Siam wieder und machte sich zum König. Er gründete 1768 Bangkok und machte es zu seiner Residenz. Er scheint mit Kraft regiert zu haben, wurde jedoch den Großen des Landes unbequem; diese brachten ihm Gift bei, infolge dessen er wahnsinnig wurde, sich für Buddha hielt und Opfer vom Volk verlangte. Es brach ein Aufstand aus, und bei dieser Gelegenheit ließ der Gründer der gegenwärtigen Dynastie ihn unter dem Vorwande hinrichten, daß sein Leben die Ruhe des Reiches bedrohe. Ayuthia wurde nicht wieder aufgebaut; nur wenige Hütten und ein königlicher Palast, freilich nur aus Holz und Bambus gebaut, befinden sich dort, und der König unternimmt alljährlich aus Pietät eine Reise dahin.

Bangkok liegt am Flusse Mainam, Mutter der Gewässer, wie die deutsche Uebersetzung lautet, an dem auch Ayuthia lag, acht deutsche Meilen von der nördlichen Küste des Golfs und zehn vom Ankerplatz der Schiffe. Eine Barre vor dem Flusse mit nur vierzehn Fuß Wasser bei Springflut zwingt die Schiffe, über zwei Meilen von der Küste entfernt zu bleiben, und man sieht daher von der Rhede aus kaum die schwachen Linien der am Horizont abgezeichneten niedrigen

Küste. Nur an der Ost- und Westseite des Golfs im Laos und auf Malakka erheben sich Gebirgsketten, die Fortsetzungen der beiden fast parallel von Nord nach Süd laufenden Höhenzüge, welche die große siamesische Alluvialebene einschließen. Dieses ausgedehnte Flachland wird von vier großen Strömen durchschnitten, dem Bangpakong, Mainam, Jachin und Meklong. Der Bangpakong ist der östlichste und der Meklong der westlichste. Ihr Lauf ist fast Nord und Süd; sie münden sämmtlich an der Nordküste des Golfs in fast gleichen Abständen von zehn deutschen Meilen, und die drei erstern sind durch Kanäle miteinander verbunden. Der Mainam beherrscht das größte Flußgebiet und ihm zunächst kommt der Meklong; jedoch ist der Meklong nicht hinlänglich genau untersucht, um zu sagen, ob er für das Land in Bezug auf Handel und Schiffahrt ebenso bedeutend werden kann wie der Mainam. Dieser letztere ist einer der prachtvollsten Flüsse der Welt. Sein Lauf beträgt 200 deutsche Meilen, und er entspringt auf den Gebirgen von Yu-nan in China. Von Bangkok bis zum Seegestade ist seine Breite ziemlich gleichmäßig 12—1500 Schritt, ebenso seine Tiefe, die bis unmittelbar an beide Ufer 36—42 Fuß beträgt, und keine Untiefe oder Sandbank stört die Fahrt auf ihm, sodaß man oft das merkwürdige Schauspiel hat, die Schiffe beim Hinaufkreuzen mit dem Klüverbaum die Zweige der die Ufer bekränzenden Büsche berühren oder ihre Masten und Raaen die Kronen der die Gestade überhängenden Kokospalmen streifen zu sehen. Diese Tiefe soll sich noch 30—40 Meilen weit oberhalb Bangkok erstrecken, wenngleich die Thatsache noch nicht durch competente Forschungen festgestellt ist. Immerhin bleibt aber der Mainam für Siam von unberechenbarer Wichtigkeit. Etwas Kanalisirung würde alle vier Flußgebiete miteinander verbinden und ganz Siam mit einem Netz von Strömen überspannen, das in Ermangelung anderer Communicationswege,

welche die Natur des sumpfigen Bodens nicht zuläßt, diese in reichem Maße ersetzen und die Producte des Innern auf die schnellste und billigste Weise zum Meere führen könnte.

Der Mainam ist aber nicht nur in Bezug auf Handel und Verkehr von Wichtigkeit, sondern für das Land selbst die Quelle seiner Fruchtbarkeit und seines Bodenreichthums. Wie der Nil Aegypten mit seinem Schlamme segnet, so überflutet auch alljährlich der Mainam seine Ufer und bleibt in einer Höhe, die sein gewöhnliches Niveau öfter um sechs Fuß übersteigt, bis zum November, wo er zu fallen beginnt und in vierzehn Tagen seinen alten Stand erreicht. Das Hauptproduct des Landes ist der Reis, der bekanntlich monatelang unter Wasser stehen muß, bis die Aehren anfangen gelb zu werden. In China und andern Reisländern werden diese Ueberschwemmungen künstlich durch Wasserleitungen herbeigeführt; hier jedoch bewirkt sie der Mainam, und wenn einmal die Ueberflutung ausbleibt, so folgt eine Misernte und damit eine große Calamität für das Land. Bisweilen steigt der Fluß jedoch zu einer solchen ungewöhnlichen Höhe, daß er großen Schaden anrichtet. Vor 30 Jahren zerstörte er alle Zuckerplantagen, und eine Menge Rindvieh kam dabei um. Wenn man glaubt, daß das Wasser seine größte Höhe erreicht hat, wird eine Anzahl Priester vom Könige befehligt, dem fernern Steigen Einhalt zu gebieten, eine Ordre, der der ungehorsame Fluß bisweilen jedoch nicht parirt.

Der Mainam windet sich von seiner Mündung bis Bangkok in verschiedenen großen Krümmungen durch das niedrige Land, und man erhält, wenn man auf ihm zur Stadt hinauffährt, sogleich ein Bild des Landes im kleinen. Dörfer, Tempel, Wald und Reisfelder, welche die Ufer begrenzen, sind die Grundzüge dieses Bildes; üppiges Grün und der in ruhiger Majestät dahinströmende Mainam die Staffage. Der erste Anblick ist für das Auge wohlthuend und erfreuend, bei

dem Mangel aller Abwechselung wird aber der Prospect auf die Dauer langweilig und ermüdend. Eine endlose Ebene ohne einen Ruhepunkt für das Auge, ohne einen Berg, ohne eine Erhöhung, ist wie eine weite Wasserfläche, der Bewegung fehlt. Sie imponirt anfangs, aber man wird ihrer bald überdrüßig.

Zwei Meilen oberhalb der Flußmündung liegt Paknam und noch zwei Meilen weiter aufwärts Paklat, das eine am linken, das andere am rechten Ufer, beide mit den Namen Festungen beehrt. Gegenüber Paknam erhebt sich im Mainam eine kleine Insel, ein reizendes kleines Paradies, aus dessen grünender Mitte das schneeweiße Dach eines Tempels mit seiner hochstrebenden schlanken Spitze in die Lüfte emporsteigt. Auch diese Insel wird ein Fort genannt, und nach der Ansicht des Königs von Siam soll dies Fort mit Paknam den Fluß hermetisch gegen jeden feindlichen Angriff schließen. Gott erhalte den König bei diesem naiven Glauben, und mögen die Franzosen ihn nicht bald eines andern belehren. Später sahen wir uns diese „Festungen" näher an, aber wir konnten uns eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren. Es geht ihnen fast wie allen Producten menschlicher Kunst und Industrie in Siam, mit Ausnahme einiger Tempel: man darf sie nicht in zu großer Nähe betrachten. Die Wälle, Bastionen, Schießscharten, alles schaut sich aus der Ferne ganz kunstgerecht an, und die Mündungen der ultima ratio regum blicken ganz formidabel über das Parapet; allein der Schein ist auch das Beste daran, und kein europäisches Kanonenboot braucht sich zu fürchten, mitten in das Kreuzfeuer der beiden Batterien zu dampfen und mit beiden zugleich den Kampf aufzunehmen. Es ist hundert gegen eins zu wetten, daß das Boot sämmtliche Batterien zum Schweigen bringt und ungefährdet seinen Weg nach Bangkok bis unmittelbar vor den königlichen Palast fortsetzt. Als diese Festungen vor 30—40 Jahren gebaut wurden, mögen sie gut gewesen sein, jetzt jedoch ist das Mauerwerk zer-

fallen, in den Schießscharten ist ein junger Urwald aufgesproßt, die Mündungen der Geschütze haben Schlinggewächse mit zierlichen Festons bekränzt. Der Rost, in den feuchten Tropen ohnehin gefährlich, hat sein Möglichstes gethan, um die Kanonen gänzlich unbrauchbar zu machen; die Bettungen, auf denen sie stehen, sind verfault und die Räder durch diese fußtief in den morastigen Boden eingesunken. Die Laffetten von siamesischer Construction sind zwar kolossal, aber auch ebenso roh und schief gearbeitet. Die hinter den Geschützen aufgestapelten Kugeln sind ebenso verrostet wie diese, nebenbei noch vom verschiedensten Kaliber. Wenn die Kanonen nicht schon beim ersten Schusse springen, so kann doch nach menschlicher Berechnung keine ihrer Kugeln treffen. Die Siamesen scheinen auch selbst nicht recht auf diese Batterien zu bauen, denn unter Schuppen am Strande liegen wenigstens 100 Ketten von 90 Klafter Länge und 1 Zoll Stärke, um den Fluß abzusperren, und wenn dieselben rechtzeitig ausgespannt werden, dürften sie fremde Kriegsschiffe besser als die Geschütze abhalten.

Je mehr man sich Bangkok nähert, desto lebhafter wird der Fluß. Boote, nicht so plump und unbeholfen gebaut wie die chinesischen, sondern fein geformt und mit schlanken Linien wie die malaiischen Praue, kreuzen sich überall; die Häuser und Hütten am Ufer werden häufiger, auf dem Mainam selbst schwimmen auf Bambusfloßen einzelne jener Gebäude, aus denen zur Hälfte die Hauptstadt besteht; hier und dort ankern europäische Schiffe, welche die Flut abwarten, um an die Stadt zu segeln. Am rechten Ufer erhebt sich ganz unerwartet aus einem Complex von ziegelgedeckten Steinhäusern ein thurmartiger Schornstein, aus dem eine dichte schwarze Rauchsäule emporsteigt und verkündet, daß der Civilisator Dampf auch bereits hier festen Fuß gefaßt. Diese Gebäude, beschattet von Kokos- und andern Palmen, bilden eine Dampf-

mühle zum Enthülsen des Reis, die amerikanische Speculanten mit einem Aufwande von 120000 Thalern hier in der Hoffnung auf sichern Gewinn errichtet. Sie rentirt jedoch nicht, wie überhaupt Maschinenarbeit in diesen asiatischen Ländern, wo Menschenarbeit so billig ist, nur in ganz besondern Fällen rentiren kann.

Etwas weiter hinauf tauchen die Gebäude der amerikanischen Mission aus dem sie umgebenden Grün hervor, mit dem ihre schneeweißen Mauern und rothen Ziegeldächer auf das angenehmste contrastiren, und einige Augenblicke später, nachdem man die letzte leise Biegung des Mainam umschifft, liegt Bangkok vor unsern Blicken.

Der erste Eindruck, den die Stadt vom Mainamflusse aus macht, ist imponirend. Eine meilenlange Häuserreihe erhebt sich zu beiden Seiten des Flusses, überragt von Hunderten von Tempeln mit ihren oft 300 Fuß hohen mächtigen Domen und Spitzen, vom königlichen Palaste, der Audienzhalle und andern öffentlichen Gebäuden, die wie Riesen auf die einstöckigen Bambushütten des Volks herabschauen. Auf dem Flusse selbst schwimmt eine zweite Stadt. Soweit das Auge reicht, reiht sich Floß an Floß, und auf ihnen ruhen die schwimmenden Häuser, die Wohnungen der halben Einwohnerzahl der Stadt. Jedes Floß ist mit Tauringen an Pfählen befestigt, die in den Grund des Flusses getrieben sind, und an denen sich die Ringe auf- und abschieben, je nachdem das Wasser fällt oder steigt. Diese Häuser haben die große Annehmlichkeit, daß man damit sehr bequem Reisen auf dem Flusse machen kann. Die fesselnden Ringe werden gelöst, und das Haus treibt dahin mit dem Strome, solange es dem Eigner beliebt. Sehr bequem ist dies namentlich bei Feuersbrünsten, die wegen des brennbaren Materials der nur aus Bambus und leichtem Holz erbauten Häuser ziemlich häufig vorkommen, aber auf dem Wasser selten großen Schaden anrichten, da die umlie-

genden Häuser sich sofort treiben lassen. Bei solchen Gelegenheiten sieht man ganze Straßen fortschwimmen.

Die Gebäude auf dem festen Lande sind entweder von Stein oder Holz erbaut, eine Combination beider, mit Ausnahme des Daches, wird nicht angewandt. Alle Tempel, Klöster und königlichen Gebäude gehören zur erstern Klasse, alle übrigen zur zweiten. Jene sind gewöhnlich auf natürlichen oder künstlichen Erhöhungen von 10—12 Fuß aufgeführt, um sie gegen die Ueberschwemmungen zu schützen; die Holzhäuser ruhen dagegen sämmtlich zu diesem Zwecke auf Pfählen und man steigt zu ihnen daher auf halsbrecherischen Treppen empor. Das Material der Häuser für die höhern Klassen ist Teakholz. Diese Häuser sind ziemlich solide gebaut und mit Holzschindeln, bisweilen auch mit dünnen Ziegeln von der Form unserer Biberschwänze gedeckt. Die Häuser der ärmern Klasse und der Mehrzahl sind jedoch aus Bambusflechtwerk und das Dach aus Palmblättern gefertigt. Ein solches Gebäude hat keine innern Abtheilungen, und das ganze Mobiliar besteht aus einigen Matten zum Schlafen. Diese gehören sogar noch zum Luxus; oft sah ich als einziges Möbel nur ein etwas erhöhtes Hürdengestell als Schlafstätte. Die Häuser der Vornehmen haben gewöhnlich zwei Abtheilungen, eine für Männer, die andere für Frauen. Die Bauart zeigt Aehnlichkeit mit dem maurischen Stile. In der Mitte des Baues findet sich ein Hofraum, der öfter einige Blumen in Töpfen enthält und von Galerien umgeben ist. Auch fanden wir hier einige alte Stühle und mit Rohr geflochtene Bänke, die man uns anbot, während die Hausbewohner stets mit untergeschlagenen Beinen auf dem Fußboden kauerten.

Immer aber, wie hoch auch der Rang der Eigenthümer und wie groß ihr Reichthum sein mag, sehen die Gebäude ärmlich, elend und schmuzig aus. Gestank und Koth scheinen

ein nothwendiges Lebenselement für die Siamesen zu sein, und ich habe es kaum in den ärmlichsten Vierteln chinesischer Städte getroffen wie in Bangkok. Eleganz oder Comfort in unserm Sinne kennen selbst die reichsten Siamesen nicht, in dem Innern ihrer Häuser ist alles aus rohem Holz gearbeitet und sehr selten mit Farbe gestrichen. Ein in Bangkok ansässiger Deutscher führte mich zu einer der angesehensten Damen Bangkoks, der doppelten Schwiegermutter des Premierministers, denn dieser hatte zwei ihrer Töchter geheirathet, aber trotzdem, daß die Frau sehr reich war, sah ihre Wohnung nicht eleganter aus als die eines Tagelöhners bei uns. Ebenso trug sie selbst weiter nichts als einen Sarong, der von den Hüften bis an die Knie reichte und ein über die Brüste gebundenes verschossenes gelbseidenes Tuch. Dabei war sie sehr häßlich, alt, hatte schwarze Zähne und kaute Betel. Einen eigenthümlichen Eindruck machten in dieser höchst ärmlichen Umgebung eine sehr schön ciselirte Bronzevase, die den Dienst einer Spuckschale versah, und ein prachtvoll gearbeiteter schwarz lackirter Koffer mit Silberbeschlag, die beide das einzige Mobiliar der Stube ausmachten. Wir trafen die Dame bei der Ansicht einer sehr reichhaltigen Stereoskopensammlung, die sie kürzlich von ihrem Schwiegersohne zum Geschenke erhalten hatte, dem sie seinerseits wol auch geschenkt worden war; denn die Könige und Großen von Siam lassen sich von den Europäern alles schenken und kaufen sehr selten dergleichen Sachen.

In desto größerm Gegensatze mit diesen ärmlichen, unsaubern und niedrigen Hütten, die sämmtlich einstöckig sind, stehen dagegen die Tempel oder Watts mit ihren zugehörigen Gebäuden, die nicht nur wie Riesen ihre Umgebung überragen, sondern in noch höherm Maße sich durch äußere und innere Pracht vor den gewöhnlichen Häusern auszeichnen. Wenn man diese gewaltigen himmelanstrebenden Bauwerke, die oft eine Höhe von 300 Fuß und darüber erreichen, in so großer Zahl vor sich

sieht, deren mit Glas= und Porzellanmosaik belegte Giebel und Kuppeln in den Strahlen der Sonne erglänzen, als ob sie mit Goldplatten belegt wären, kann man sie anfangs gar nicht zusammenreimen, weil sie ohne Uebergang so plötzlich aus alle dem Elend und Schmuz umher emportauchen. Wenn Pracht und Glanz der Tempel einen Maßstab für die Innigkeit des religiösen Gefühls eines Volks abgeben könnten, so müßte man die Bewohner von Bangkok für die frömmsten der Welt halten, denn selbst die prachtvollsten Dome der Christenheit, die Monumente des gläubigen Mittelalters, treten vor einzelnen dieser Buddhatempel in den Schatten. Allein nirgends herrscht wol mehr religiöser Indifferentismus im Volke, nirgends ist ein Cultus mehr zu einer bloßen Form zusammengeschrumpft, nirgends sind die Träger desselben, die Priester, mehr entartet und geistig versumpft als in Siam. Wie der Buddhismus in China zum Götzendienst herabgesunken, so hat er auch im Gemüthe des Volks von Siam allen Boden verloren und hier wie dort liegt er im Todeskampfe. Trotz der zahlreichen Tempel und ihrer Pracht, trotz der Tausende von Priestern, die in ihrem Dienste stehen, bleiben jene leer und verschlossen und werden diese als eine Last betrachtet, da sie der Sitte und dem Herkommen gemäß vom Volke ernährt werden müssen und auf dessen Kosten der Faulheit fröhnen. In Bangkok gibt es nicht weniger als 50000 Priester und im ganzen Reiche eine halbe Million. Die Siamesen nennen sie Phra, die Großen, einen Titel, den sie mit den Königen gemein haben, bei den Europäern heißen sie jedoch Talapoins nach dem Talapat oder Palmblattfächer, den sie nach ihren religiösen Vorschriften stets vor dem Gesicht halten sollen, um nicht durch Außendinge von ihrer innerlichen Beschaulichkeit abgezogen zu werden.

Die drei größten und prachtvollsten Tempel Bangkoks sind der Watt Sekket, der Watt Sudat und Watt Nun. Ich habe sie alle drei besucht, sie sind einander aber in Bau und Ausstattung so ähnlich, daß die Beschreibung des einen genügt, um dem Leser einen Begriff von allen zu geben. Ich muß hier noch bevorworten, daß alle Watts nicht etwa durch Beisteuer der Bevölkerung oder auf Staatskosten, sondern theils von den Königen, theils von den Großen des Landes, Ministern oder reichen Privatleuten erbaut sind, um sich einen Namen zu machen oder damit ein Leben zu sühnen, dessen Handlungsweise wol nicht immer mit den Vorschriften des Buddhismus im Einklange gestanden hat. Ein solcher Watt besteht aus verschiedenen Gebäuden, dem eigentlichen Tempel, dem dazu gehörigen Thurme oder Dome, der nicht wie bei uns die Kirche selbst ziert, sondern selbständig danebensteht, einem niedrigen galerieartigen Gebäude, das in einem Abstande von 50—60 Fuß sich um den ganzen Tempel zieht, und einem Kloster, d. h. einer Anzahl geräumiger Priesterwohnungen, die sich beim Watt Sudat auf 40 beläuft. Diese letztern sind sämmtlich von gleicher Größe, 120 Fuß lang, 40 Fuß breit und ebenso hoch, in einem Rechteck erbaut. Der von rechtwinklig sich schneidenden Straßen durchzogene Häuserblock des Watt Sudat hat eine Seitenfläche von über 1200 Schritt. Tempel, Thurm, Galerie und Priesterwohnungen sind von einer Ringmauer eingefaßt, die außerdem noch Gärten, Parks, Fischteiche, offene Besuchshallen und die verschiedensten Anlagen umfaßt, Nachbildungen von Felsen, Grotten und Gebirgen in chinesischem Stile, die mit Hunderten von Statuen, allegorischen Figuren und Darstellungen von Thieren geziert sind.

Die Watts selbst sind oblonge viereckige Gebäude von verschiedenen Dimensionen. Der Watt Sudat hat eine Länge von 180, eine Breite von 80 und eine Höhe von 100 Fuß.

Er ist wie alle Tempelgebäude aus Backsteinen aufgeführt, mit weißem Stuck bekleidet und mit Ziegeln gedeckt; jedoch ist das Dach dreifach, d. h. es sind drei Dächer sattel- und terrassenförmig übereinander gesetzt. Die Ziegel sind grün und gelb glasirt und zu regelmäßigen Figuren gelegt. Die sechs Giebel des Dachs tragen jeder einen großen vergoldeten Adlerflügel, eine Zierde, die durch ihre kühne Schönheit den Beschauer außerordentlich frappirt und dem Ganzen einen imponirenden Eindruck verleiht. Der Tempel ist, wie unsere Kirchen, mit großen Fensteröffnungen versehen, die für gewöhnlich durch hölzerne Läden geschlossen sind. Diese Läden erweisen sich aber ebenso wie die Thüren am Giebelende bei näherer Betrachtung als wahre Kunstwerke. Sie bestehen aus einem eisenartigen schwarzen Holze, das wie Ebenholz glänzt und theilweise mit der feinsten Goldmalerei bedeckt, theilweise kostbar geschnitzt oder mit Mosaik belegt ist. Der Fußboden des Tempels liegt wegen der Ueberschwemmungen etwa 8 Fuß über der Erde erhöht, und zu der Hauptthür, über die sich eine großartige Säulenhalle wölbt, führt eine breite Treppe.

Dieser Porticus nebst dem Giebel bietet aus der Ferne, und namentlich wenn die Sonne darauf scheint, einen prachtvollen Anblick dar. Die Säulen der Thürpfosten und der ganze Giebel sind nämlich mit Mosaik in den verschiedenartigsten Farben belegt, in denen sich die Sonnenstrahlen widerspiegeln, deren Reflex das ganze Gebäude wie mit einem goldigen Schein umgibt. Nur der kleinere Theil dieser Mosaik besteht aus buntfarbigen Glasstücken, das Meiste ist aus Scherben von weißem, blauem und rothem chinesischen Porzellan, aus Tellern und Tassen, aber so kunstvoll zusammengesetzt, daß man nur um so mehr erstaunt, wenn man die Entdeckung macht, daß die einzelnen Stücke ganz ungleich geformt und willkürlich gebrochen sind.

Wir hatten die Umgebungen des Watts, die Gärten und Anlagen durchwandert, ohne auf eine menschliche Seele zu stoßen. Ebenso lautlos und ausgestorben fanden wir das Quartier der Priesterwohnungen. Ihre Insassen hielten ihre fast den ganzen Tag dauernde Siesta, und wenn unsere an den Wänden der Klostergebäude widerhallenden Schritte dann und wann einen dieser kahlgeschorenen Bonzen erweckten und an das Fenster riefen, verschwand das Gesicht mit dem stumpfsinnigen Ausdrucke ebenso schnell, um sich wieder auf die Matte zu werfen und weiter zu schlafen oder zu träumen, denn das Vermögen zu denken geht wol den meisten dieser verdummten Schar ab. Wir suchten deshalb unsern Weg ohne Führer selbst.

Die Thür des Watts war nicht verschlossen, die Läden ließen sich mit Hülfe einer zu diesem Dienste bestimmten Bambusstange durch Verschiebung der Riegel leicht öffnen, und das einströmende Tageslicht enthüllte uns das Innere des Watts in seiner ganzen Pracht und Schönheit. Wir standen stumm, der Reichthum blendete uns, wir sahen anfangs nur Gold, wohin wir blickten, mit Gold die Wände bedeckt, vergoldet die Decke dieses großen Gebäudes, die 100 Fuß hoch über unsern Häuptern schimmerte. Zwei Reihen mächtiger quadratischer Säulen unterstützten die Decke und theilten den ganzen innern Raum in ein Haupt- und zwei Nebenschiffe, letztere 20, jenes 40 Fuß breit. Die Säulen allein waren nicht vergoldet und ihre blendend weiße Stuckbekleidung contrastirte sonderbar, aber keineswegs unangenehm mit der reichen Umgebung. Der Fußboden war mit weißen und braunen Marmorfliesen schachbretartig gepflastert, und der ganze Tempelraum in seiner reichen, großartigen Einfachheit ließ sich mit Einem Blicke überschauen. Kein Chor, keine Bank, kein Sessel war zu sehen, nur der Thür gegenüber, am andern Ende des Tempels, erhob sich im Hauptschiff in

kolossaler Größe, mit untergeschlagenen Beinen auf einem Postamente ruhend, die Statue des Buddha, 80 Fuß hoch und von oben bis unten vergoldet. Ich muß gestehen, der Eindruck, den dieser Tempel auf mich machte, war überwältigend; ich wußte nicht, sollte ich die einfache Schönheit des Baues oder die wunderbare Arbeit mehr anstaunen, die ich jetzt auf den Wänden entdeckte. Was ich im ersten Augenblicke für einfache Vergoldung gehalten, stellte sich bei näherer Betrachtung als die feinste Goldmalerei heraus. Die Wände waren in lauter Quadrate von einem Fuß Seitenlänge getheilt, und jedes dieser Quadrate enthielt ein besonderes Gemälde, wie ich später erfuhr, Allegorien aus der Geschichte des Buddhaismus und Siams selbst. Die einzelnen Figuren waren, wie in ähnlichen Erzeugnissen aller Bekenner des Buddha, meistens Ungeheuerlichkeiten und die dargestellten Scenen oft sehr sinnlich, doch die Ausführung selbst meisterhaft. Die Fresken verriethen, daß der Kunstsinn nur auf die rechte Bahn geleitet werden müßte, um sich weit über die Stufe der Mittelmäßigkeit zu erheben. Zugleich aber erinnern solche Tempel, deren Bau und Ausschmückung jahrelang Tausende von Menschen beschäftigen mußte, unwillkürlich an die fabelhaften Schätze der Asiaten, wenn man bedenkt, daß Privatleute sie erbauten, ohne sich deshalb zu berauben oder ihr Vermögen wesentlich zu schmälern. Freilich die Arbeit von 6—8 Millionen Sklaven, denn anderes sind die siamesischen Unterthanen nicht, vermag wol dem Könige, seinen Minister und den wenigen Großen, die solche Bauten zur Verherrlichung ihres Namens stiften, Reichthümer zu schaffen, wie Rom sie zur Zeit der Weltherrschaft besaß, und von denen wir in Europa uns keinen Begriff machen. Daß in diesem despotischen Lande Erpressungen als legal oder wenigstens als tolerirt gelten, geht aus einem Gesetze hervor, nach welchem der König bei dem Tode eines Ministers oder Großen der Erbe eines

Drittheils von dessen Vermögen ist, weil angenommen wird, daß das letztere stets auf unrechtmäßige Weise erworben worden.

Die vergoldeten kolossalen Statuen des Buddha sind die unveränderlichen Zierden eines jeden Watt, deren Bangkok über 300 in allen Größen besitzt. Sie sind aus getriebenem Kupfer verfertigt und die einzelnen Platten so kunstvoll zusammengefügt, daß man glaubt, das Ganze sei aus Einem Stück. Der Buddha im Watt Sudat ist zwar der größte sitzende in Bangkok und ganz Siam, aber nicht der größte überhaupt. Im Watt Sekket befindet sich ein liegender, dessen Länge man uns auf 170 Fuß angab, obwol wir nur 136 Fuß maßen. Immerhin schon eine gewaltige Größe, die sogar seine Aufstellung unmöglich machte.

Nachdem wir den Tempel verlassen, besuchten wir die ihn umgebende Galerie. Sie bot weiter nichts Merkwürdiges als eine Versammlung von nicht weniger als 85 sitzenden vergoldeten Buddhas von 5 Fuß Höhe, aber sonst getreue Abbilder des großen im Tempel, die, in gleichen Zwischenräumen nebeneinander postirt, an der hintern Wand des schmalen Gebäudes aufgestellt waren, während zwischen ihnen und der vordern Wand ein schmaler Gang blieb. Einzelne dieser Heiligen waren mit gelben Lappen behängt, billige Opfer, die von den Priestern ihnen dargebracht weerdn.

Jenseit der Galerie kamen wir zu dem Thurme oder Dome, wie ich ihn seiner Form wegen nennen sollte. Bei unsern Kirchen ist der Thurm ein Appendix derselben, eine Zierde, die nebenbei den Zweck hat, die Glocken zu beherbergen. Der chinesische Buddhismus kennt gar keinen Thurm und die Glocken werden durch die Gongs genannten Metallbecken vertreten. In Japan gibt es ebenfalls keine Thürme, wenn man die Pagoden nicht dazu rechnen will, aber man hat Glocken — wahrscheinlich aus der Christenzeit — die in kleinen Häuschen neben den Tempeln hängen. In Siam hat man weder Gongs

noch Glocken, aber Thürme, und diese sind das eigentliche Heiligthum, während der Tempel erst in zweiter Reihe kommt, sodaß man wol Thürme ohne Tempel, aber nie Tempel ohne dabeistehende Thürme findet. Jeder der Thürme enthält nämlich eine Reliquie von Buddha, und ihr zu Ehren ist er erbaut. Die Echtheit dieser Reliquien ist natürlich ebenso problematisch als die der christlichen in den katholischen Kirchen, jedoch geht die Bigoterie der Siamesen und die Dreistigkeit ihrer Priester nicht so weit, um den Reliquien Wunder vollbringende Kräfte zuzuschreiben.

In der Bauart der Thürme herrschen zwei ganz verschiedene Formen vor. Die eine, welche ich als Domform bezeichnen möchte, beginnt unten mit einem Viereck, wird in der Mitte zum Achteck und geht im letzten Drittel ihrer Höhe in den Cylinder über, der oben in einer sphärischen Kuppel endigt. Dieser Baustil gehört den höchsten Thürmen an, weil solche Höhe sich in der zweiten Form, die der originale Baustil Siams oder vielmehr des buddhistischen Cultus zu sein scheint, aus statischen Gründen nicht erreichen ließ. Das Modell, welches der zweiten Thurmform zu Grunde liegt, ist der Natur entlehnt, und zwar ist es die in allen buddhistischen Ländern heilig gehaltene Lotosblume, das Sinnbild der Ewigkeit. Sie wird in den Reliquienthürmen umgekehrt dargestellt. Aus einem rechtwinkligen und regelmäßigen Postamente in Kreuzesform, mit den nie fehlenden drei Satteldächern und den vergoldeten Adlerflügeln auf ihren Giebelspitzen, erhebt sich ein niedriger quadratischer Sockel. Auf ihm ruht in Glockenform der Kelch der Blume, der sich oben zusammenzieht und wieder zur birnenförmigen Samenkapsel erweitert, aus deren Mitte dann der Blumenstiel in die Lüfte emporsteigt und sich zu einer schlanken Spitze verjüngt. Von diesen Thürmen sieht man viele Hunderte in Bangkok, bisweilen zehn bis zwölf in einer Reihe; sie sind sämmtlich weiß ange-

strichen und gewöhnlich sehr einfach, ohne alle architektonischen Ornamente. Die domförmigen Thürme dagegen sind damit fast überladen. Dieselben ungeheuerlichen allegorischen Figuren, wie sie auf den innern Wänden der Watts dargestellt und in den Gärten des Tempels aus Stein gehauen stehen, treten aus Stuck geformt in zahlloser Menge hier wieder auf, und wohin man den Blick wenden mag, trifft er auf Riesen, Menschenleiber mit Vogel- und Thierköpfen, ungestalte Misgeburten, die entweder als Karyatiden die Simse und Vorsprünge des Baues tragen oder auf den Seitenflächen in Nischen aufgestellt sind. Diese Thürme sind mit gelbem Stuck bekleidet, und die Kuppel ist ebenso mit Porzellanmosaik belegt wie die Giebel der Watts.

Die Wohnungen der Priester bieten nichts Bemerkenswerthes dar; es sind traurige öde Räume, in denen nur Matten liegen, die Ruhe- und Lagerstätten ihrer Bewohner. Hier und dort springt aus den Wänden ein Sims hervor, bedeckt mit kleinen Buddhastatuen, die dem Volke von den Priestern verkauft werden, oder in einer Ecke liegt ein Haufen Palmblattbücher, auf deren langen schmalen Blättern die Gebete und heiligen Schriften des buddhistischen Cultus mit einem eisernen Griffel sehr sorgsam und kalligraphisch eingeschrieben sind. Für einen Tikol oder siamesischen Thaler, den man heimlich einem Priester zeigt und irgendwo hinlegt, sodaß er ihn später fortnehmen kann, erhält man sowol eine solche Statue als auch ein Buch, und ich habe beides mir zum Andenken mitgenommen.

Die Talapoins leben in Klöstern, auf dem Lande 10—12, in der Stadt aber in bedeutend größerer Zahl zusammen. Sie haben eine geregelte Hierarchie. Ihr oberster Bischof wird vom Könige ernannt und hat unter Controle eines weltlichen Fürsten die Aufsicht und Gerichtsbarkeit über sämmtliche Priester und Klöster des Landes. Dann gibt es noch Aebte

und Vicare. Drei Monate im Jahre während der Regenzeit müssen die Talapoins in den Klöstern bleiben, während der übrigen Zeit des Jahres können sie reisen und von Kloster zu Kloster wandern. Dies thun sie auch vielfach und suchen nach heilenden Kräutern, Gold- und Silbererzen, da sie sich vielfach mit Arzneikunde und Alchymie beschäftigen. Zwar verbieten dies ihre Ordensregeln, jedoch weichen sie überhaupt vielfach davon ab, suchen sich möglichst bald ein Vermögen zu erwerben und treten gewöhnlich nach 2—3 Jahren in den weltlichen Stand zurück, um sich zu verheirathen. Ihre Kleidung besteht aus einem gelben Sarong und einem darüber getragenen langen gelben Mantel, der durch einen gleichfarbigen Gürtel zusammengehalten wird. Sie haben viele Vorrechte, die sie sich aufs beste zu Nutzen machen, um wohlhabend oder reich zu werden. So z. B. sind sie von allen Abgaben und Fronen befreit, und ihre Fahrzeuge dürfen von den Zollbehörden nicht angehalten werden, was sie zum Einschmuggeln von zollpflichtigen Waaren benutzen. Einmal jährlich ziehen sich die Priester drei Wochen lang in die Wälder zurück, wo sie in selbstgebauten Hütten wohnen, um im strenger Abgeschiedenheit ihre Sünden abzubüßen, wozu sie Grund genug haben, denn sie sind ein faules, aufgeblasenes und liederliches Volk.

Ein berühmter Wallfahrtsort, der sowol vom Könige als dem Volke und vielfach von Fremden aufgesucht wird, ist Phrabat, circa 10 Meilen östlich von Bangkok gelegen. Hier residirt der oberste Bischof oder Sangkarat, der König der Klausner, wie er zu deutsch heißt, und seine Heiligkeit verdankt der Ort der von ihm beherbergten Fußspur des Buddha. Das Kloster Phrabat liegt auf einem Berge und wird von mehreren Mauern eingeschlossen. Von einem von Tempeln und andern schönen Gebäuden umgebenen Hofraume gelangt man über eine Marmortreppe mit goldenen Absätzen auf eine

Terrasse, die Basis des Denkmals. Die berühmte Fußspur befindet sich in einem von außen ganz vergoldeten Tempel oder Thurme nach dem Lotosmodell. Das Innere dieses Thurmes ist auf das kostbarste ausgestattet, der Fußboden mit silbernen Matten belegt, und im Hintergrunde sitzt eine 6 Fuß hohe massive silberne Statue des Buddha unter einem goldenen mit Edelsteinen verzierten Thronhimmel. Die kostbare Fußspur selbst befindet sich in der Mitte des Tempels hinter einem silbernen Gitter, ist aber so mit goldenen und silbernen Ringen und Geschmeiden, welche fromme Gläubige geopfert, bedeckt, daß man nichts davon sieht. Das Kloster ist 260 Jahre alt und wurde 1602 gegründet, in welchem Jahre man die Fußspur entdeckte. Der Fürst-Bischof ist der souveräne Herr des Klosters und der ganzen Umgegend auf 4 Meilen. Wie in Japan und China hat jedoch die weltliche Regierung auch in Siam weise Fürsorge getroffen, daß der Einfluß der Priester sich, mit Ausnahme des Sangkarat in seinem kleinen Besitzthum, nur auf geistliche Dinge beschränkt.

Die Zahl der zu jedem Watt gehörigen Priester ist sehr verschieden, bisweilen sind es 2—300, bisweilen nur 20—30. Dies hängt theilweise von der Größe, Wohlhabenheit und Opferwilligkeit des zugehörigen Districts, theilweise davon ab, wie große Fonds von dem Gründer des Watt für den Unterhalt einer bestimmten Zahl von Priestern ausgesetzt sind. Gewöhnlich sind diese aber nicht ausreichend, und die Talapoins sind im Einklange mit den Vorschriften des Buddha darauf angewiesen, ihre Speise zu erbetteln, und ihre Kleidung durch den Todtendienst, den Verkauf von Buddhastatuen oder durch Unterricht der Kinder der Vornehmen zu erwerben.

Das Einsammeln der Speisen geschieht früh morgens kurz nach Sonnenaufgang, wenn die Häuser und Läden geöffnet sind und die Tagesgeschäfte ihren Anfang genommen haben.

Wenn man um diese Zeit einen Spaziergang macht, so sind es hauptsächlich drei Arten von Geschöpfen, deren zahlreiche Menge auffällt und die sich alle drei zu demselben Zwecke, dem Suchen ihrer Nahrung, auf den Straßen zusammenfinden. Dies sind Krähen, Hunde und Priester. Die erstern sind so zahllos und dreist, daß sie den Menschen kaum aus dem Wege gehen und mit den Hunden um den Bissen kämpfen, wobei sie gewöhnlich Sieger bleiben. Beide Thiere versehen gemeinschaftlich den Dienst der Straßenreinigung, der sich in Bangkok allein auf sie beschränkt. Die Priester mit ihren kahlgeschorenen Köpfen, ihrem blödsinnigen Gesichtsausdrucke und dem bis auf die Knöchel reichenden weiten gelben Gewande tragen unter diesem verborgen auf dem Rücken einen eisernen Topf, an einem Riemen hängend, und gehen von Haus zu Haus, um dort ihre Speisen zu erbetteln. Lautlos, ohne eine Miene zu verziehen, ohne ein Wort des Dankes zu äußern, empfangen sie die ihnen dargereichten Gaben, seien diese groß oder klein, aber auch ebenso gleichmüthig und ohne Zeichen des Unwillens gehen sie weiter, wenn ihnen nichts gegeben wird. Dies sind die Vorschriften des Buddha; der Kern seiner Lehre, Unterdrückung aller Leidenschaften und Regungen der Seele, wird wenigstens in dieser Beziehung von den Priestern befolgt, und sie unterscheiden sich dadurch vortheilhaft von den türkischen Derwischen, die bei einer Verweigerung der Gabe ihrem Zorne die Zügel schießen lassen und in die heftigsten Verwünschungen ausbrechen.

Gewöhnlich bestehen die Gaben in gekochtem Reis. Besonders Gläubige legen jedoch auch bisweilen schmackhaftere Bissen, gebratene Fische, Thee, Früchte und Betel, den unzertrennlichen Begleiter eines jeden Siamesen, in den geräumigen Topf, der schon nach einer halben Stunde gefüllt ist und seinen Eigenthümer für den Tag wenigstens aller Nahrungssorgen enthebt. Wie überall scheint die Geistlichkeit auch hier

auf das weibliche Geschlecht mehr Einfluß auszuüben als auf das männliche Nie habe ich gesehen, daß ein Priester von einem Siamesen etwas empfing, stets waren es Frauen, welche die Gaben austheilten, während die Männer nicht die geringste Notiz von den gelben Bettlern nahmen. Gegen 8 Uhr morgens sieht man keinen Priester mehr auf der Straße, wenigstens keinen bettelnden. Schwer beladen sind sie zu ihren Watts zurückgekehrt, um sich an den Speisen, die ihnen nicht einmal die Mühe der Zubereitung machen, zu laben, ihre vorschriftsmäßigen und vielfach ihnen selbst unverständlichen Gebete zu der bestimmten Stunde im Tempel abzuleiern und dann sich einer träumerischen Ruhe und dem Schlafe zu überlassen, wenn nicht ihr Amt sie zu einem Begräbnisse ruft.

Der Todtendienst und die Besorgung des Begräbnisses ist nämlich ihr einträglichstes Geschäft, das nicht nur die Kleidung abwirft, sondern auch ihren Seckel füllt, obwol Armuth eins ihrer Gelübde ist. In Siam werden die Leichen nicht begraben, sondern verbrannt und die Ueberreste in eine Urne gesammelt, welche die Verwandten mit sich nehmen, um sie in dem Garten oder an einem Lieblingsaufenthalte des Verstorbenen in die Erde zu versenken. Eine gewöhnliche Bambusstange bezeichnet den Ort, den jedoch weder Stein noch Mal deckt, und man sieht deshalb in ganz Bangkok kein Grab in unserm Sinne. Wie bei uns kostet das Begräbniß Geld, und da es Monopol der Priester ist, die nichts umsonst thun, so wird ein großer Theil der ärmern Leichen nicht verbrannt, sondern Hunden und Geiern vorgeworfen, die fast ebenso schnell wie das Feuer die fleischlichen Ueberreste verzehren und nur die Gebeine übrig lassen, welche dann kostenfrei von den Angehörigen gesammelt werden.

Eine Leiche wird in Siam nicht durch die Hausthür, sondern durch eine in die Mauer gebrochene Oeffnung weggetragen,

wobei man mit ihr so geschwind wie möglich einigemal das Haus umkreist. Dies geschieht, damit der Todte vergesse, wo er das Haus verlassen hat, und nicht zur Plage der Lebenden dahin wieder zurückkehre, weil nach siamesischem Glauben die Geister und Gespenster nur auf demselben Wege wiederkommen können, den sie gegangen.

Stirbt der König, so wird so viel Quecksilber in die Leiche gefüllt, als sie aufzunehmen vermag. Man bedeckt das Gesicht mit einer goldenen Maske, setzt die Leiche auf einen Thron und diesen auf einen großen goldenen schüsselartigen Untersatz. Jeden Tag wird diese Schüssel mit dem durchgelaufenen Quecksilber und den Stoffen, welche diese aus dem Körper mit sich führen, ausgeleert und später die Leiche in einer großen goldenen Urne eine ganzes Jahr aufbewahrt. Dann erst findet das Verbrennen statt, und hierzu wird ein großes Leichenfest gefeiert, welches unter öffentlichen Spielen und bedeutenden Geldspenden sieben Tage lang andauert.

Bei einem unserer Spaziergänge gelangten wir auch auf den Begräbnißplatz und hatten Gelegenheit, das Verbrennen einer Leiche mit anzusehen. Es war die Frau eines siamesischen Großen und die Feierlichkeit deshalb von allem Pomp begleitet. Der Platz liegt mitten in der Stadt am linken Ufer des Flusses, ist sehr groß, mit Rasen bedeckt und hier und dort mit Bäumen bepflanzt. Er hat die Form eines Halbkreises, dessen Peripherie eine Mauer und dessen Sehne eine Straße der Stadt bildet. Unweit der Mitte des Umkreises erhebt sich ein kleines tempelartiges Gebäude. Es ruht auf einem 8 bis 10 Fuß hohen quadratischen Unterbau, ist selbst viereckig und an allen vier Seiten offen, sodaß man von dem Platze aus das ganze Innere übersehen kann. In der Mitte dieses Tempels ist ein Herd erbaut, und von der Decke hängt in Ketten ein sargähnlicher Kasten von Eisenblech mit einem Boden von starkem Draht geflochten. In diesen

Kasten wird die in einem Holzsarge an Ort und Stelle gebrachte Leiche gelegt und dann von sehr harzhaltigem und wohlriechendem Holze ein starkes Feuer darunter gemacht, in das die dienstthuenden Priester von Zeit zu Zeit wohlriechende Oele gießen. In einer halben Stunde ist die Procedur beendigt, die durchaus keinen unangenehmen, sondern weit eher einen feierlichen Eindruck macht, da man nur die Flamme und die lautlos sie schürenden Priester sieht. Mag Buddha das Verbrennen der Leichen aus irgendeiner religiösen Ursache angeordnet haben, gewiß hat er damit der Gesundheitspflege einen großen Dienst geleistet. Allen schädlichen Ausdünstungen, die so oft in großen Städten von den Kirchhöfen aus die Luft verpesten, und die in einem so heißen Klima noch leichter gefährlich werden, ist durch dies Verfahren vorgebeugt.

Im Halbkreise um den Tempel ist eine offene Halle gebaut. In ihr wohnen die Angehörigen und Leidtragenden des Verstorbenen, wie in China und Japan in weißer Trauerkleidung, der Ceremonie bei. Ebenso sitzen dort eine Anzahl Priester, je nach der Bezahlung viele oder wenige, die mit vor das Gesicht gehaltenen Palmfächern Todtengebete absingen, und schließlich kauert noch eine Schar Musikanten auf dem Boden, um mit den Tönen ihrer Instrumente die Feierlichkeit zu verherrlichen. Tausende von neugierigen Zuschauern füllen den Platz, und die ganze Scene würde einen erhabenen Eindruck hinterlassen, wenn sie nicht regelmäßig mit einer zu dem Ernst des Gegenstandes wenig passenden Rauferei endigte. Wenn nämlich die Leiche verbrannt ist, so vertheilen die nächsten Angehörigen Geld unter das Volk, und zwar wird dasselbe von zwei eigens dazu erbauten Altanen unter die Menge geworfen. Da die siamesischen Münzen aber nicht wie bei uns scheiben- sondern kugelförmig und die kleinsten kaum so groß wie eine Erbse sind, so werden sie in Apfelsinen gesteckt und diese herabgeworfen. Dabei entsteht natürlich eine

große Rauferei, und es setzt neben komischen Scenen gewöhnlich auch blutige Köpfe.

Durch ein Thor in der Ringmauer des Tempels gelangt man auf einen zweiten kleinern Platz, den man zuerst für einen wundervollen Park hält. Die prachtvollsten tropischen Bäume zieren ihn, und üppiges Gras deckt den Boden. Doch die in ihm herrschende Stille macht ihn unheimlich. Kein menschliches Wesen ist zu erblicken, kein Singvogel nistet in den Bäumen — nur dann und wann hört man den langsamen rauschenden Flügelschlag von mächtigen schwarzen Geiern, die sich aus den Kronen der Bäume erheben, um den Platz zu umkreisen, sich dann wieder niederzulassen und stumm umherzuschauen. Unweit des Eingangsthores sind etwas erhöht über den Boden sechs steinerne Plateformen gelegt. Auf jeder derselben ruhen in den Strahlen der Sonne zwei oder mehrere Hunde. Sie sind so fett und träge, daß sie sich kaum durch einen Steinwurf von ihrem Platze verscheuchen lassen. Der schöne stille Park ist der Kirchhof der Armen, welche die Verbrennung nicht bezahlen können. Die Hunde und die Geier sind ihre Todtengräber. Die nackten Leichen werden in Stücke zerschnitten auf die Plateformen gelegt. Kaum haben sich die Träger durch das Thor entfernt, so rauscht die Schar der Geier hernieder, die Hunde stürzen herzu, in zehn Minuten sind nur noch die Gebeine übrig, und wenn sie von den Angehörigen gesammelt und fortgebracht sind, herrscht wieder die frühere Grabesstille über dem Platze.

Nicht weit von diesem Begräbnißorte erblickt man die Ruinen eines gewaltigen Thurmes, der, auf einer kleinen Anhöhe erbaut, weit die in der Ebene liegende Stadt überragt. Der Durchmesser dieses Thurms ist 230 Fuß, die Mauern sind 25 Fuß dick, und er würde, wäre er vollendet, eine Höhe von über 400 Fuß erhalten haben, allein er ist kaum bis zu 80 Fuß gediehen. Der Hügel konnte das mäch-

tige Gewicht nicht tragen, das Erdreich gab nach, die Mauern barsten, und wie ein anderer Thurm von Babel steht das verwitterte Gestein als ein Wahrzeichen, daß dem Menschen ein Ziel gesetzt ist, welches er nicht überschreiten kann.

Ich sprach weiter oben davon, daß die Priester sich auch mit Unterrichtgeben beschäftigen. Außer einigen Missionsschulen für christliche Siamesenkinder existiren öffentliche Unterrichtsanstalten weder in Bangkok noch sonst überhaupt in Siam. Wohlhabende lassen ihre Kinder privatim von Priestern im Lesen und Schreiben, das einzige, was die meisten Lehrer selbst verstehen, unterrichten, oder sie lassen dieselben auch wol selbst einige Jahre das gelbe Gewand nehmen, theils weil sie glauben, daß man sich dadurch ein großes Verdienst sowol bei Lebzeiten als nach dem Tode für die Seele erwirbt, theils weil die Kinder in den Klöstern das lernen sollen, was sie dort von einzelnen besser gebildeten Bonzen oder aus den vorhandenen Büchern schöpfen können. Die untern Volksklassen wachsen dagegen wild auf, und in Bezug auf allgemeine Volksbildung steht Siam weit hinter China und Japan zurück, wo fast jedermann lesen und schreiben kann.

33.

Schlechte Beschaffenheit der Straßen in Bangkok. Die Boote auf dem Mainam. Schwimmfertigkeit der Einheimischen. Nationalität und Zahl der Bevölkerung von Bangkok. Körperbildung und Tracht des siamesischen Volks. Häßlichkeit der Frauen. Die Abschließung der Ehen. Die Vielweiberei. Das Verhältniß der Frau zum Manne. Das Concubinencorps und die erste Frau des Königs. Die Sklaverei. Der Reisbau und die siamesische Faulheit. Betriebsamkeit der Chinesen in Siam. Musik und musikalische Instrumente. Ein nationales Concert. Ein siamesisches Feuerwerk. Die Industrie des Landes in den Händen der Chinesen. Der König als Kaufmann. Schiffahrt und Handel. Uebergewicht der Deutschen im siamesischen Verkehr. Teakholz als Ausfuhrartikel. Die Landesmünzen.

Die Straßen von Bangkok sind sehr trauriger Art. Sie liegen zwar etwas höher als der Grund, und sind auch mit Backsteinen gepflastert, allein es geht ihnen wie allen Bauwerken in Siam, Tempeln, Häusern, Brücken und Schiffen: man baut sie, aber reparirt sie nie. Alles wird ausgenutzt, bis es in Trümmern fällt und dann durch Neues ersetzt. Daher macht alles in diesem Genre einen traurigen Eindruck, und wie die schönen Tempel fußhoch von Stücken ihrer Ornamente umgeben sind, die Winde und Wetter herabstürzten, so ist auch das Straßenpflaster fast überall zerrissen, und man muß sich sehr in Acht nehmen, um in den Löchern nicht die Beine zu brechen. Ueberdies sind die Straßen während der Ueber-

schwemmung des Flusses nur mit Booten zu passiren, und auch während der übrigen Jahreszeiten stehen sie theilweise bei der Flut fußhoch unter Wasser, sodaß man nur zur Ebbezeit einen Spaziergang durch die Stadt machen kann, wenn man sich dazu aufgelegt fühlen sollte und nicht wie die Siamesen barfuß gehen will. Die Hauptwege bleiben deshalb immer der Mainam und die Kanäle, von denen Bangkok überall durchschnitten ist. Fast jeder Hauseigenthümer besitzt auch ein oder mehrere Boote, und man sieht deren fast so viele wie in Kanton oder Konstantinopel in allen Größen, von dem sechsfüßigen Canot, in dem nur Eine Person sitzen kann und das mit der größten Geschicklichkeit balancirt werden muß, um nicht umzuschlagen, bis zu den 80 Fuß langen königlichen Barken, deren 40—50 Ruderer mit rothen Hemden bekleidet sind, und die einen großen rothbeschlagenen Baldachin tragen, unter dem 20—30 Personen Platz haben. Ich habe bereits erwähnt, daß die Boote alle sehr feine Linien aufweisen und äußerst zierlich gebaut sind. Die gewöhnlichen Passagierboote sind zum Schutze gegen Sonne und Regen mit einem halbcylinderförmigen Flechtwerk aus Bambus überdacht, welches jedoch so niedrig ist, daß man darin nur sitzen oder liegen kann. Bei der Masse solcher Fahrzeuge, die auf dem Flusse und in den Kanälen aneinander vorbeifahren, und bei ihrer geringen Stabilität kann es nicht ausbleiben, daß oft Collisionen stattfinden und ebenso häufig Boote umschlagen. Sehr selten passirt jedoch dadurch ein Unglück, denn die Siamesen jeden Alters und Geschlechts sind treffliche Schwimmer, und täglich kann man Mütter mit ihren Säuglingen im Wasser umherschwimmen und Kinder von drei bis vier Jahren wie Enten tauchen sehen.

Es ist schwer, etwas Genaues über die Bevölkerungszahl der Stadt zu erfahren. Ein officieller Census existirt zwar, wird aber nicht veröffentlicht oder nur insoweit, als er die

Steuerzahler trifft. Die Angaben schwanken zwischen 100000 und 500000. Die Siamesen selbst rechnen die Bevölkerung ihrer Hauptstadt nach Millionen, und zu Anfang dieses Jahrhunderts soll Bangkok auch von 400000 Familien bewohnt gewesen sein. Krieg und Cholera, welche letztere verschiedene male schreklich gewüthet hat und im Jahre 1857 30000 Menschen hinraffte, haben ihre Zahl jedoch mehr als decimirt, und die Schätzung des apostolischen Bischofs Pallegoix auf 400000 Einwohner dürfte eher zu hoch als zu niedrig gegriffen sein. Das ganze Land zählt eine Bevölkerung von 7—8 Millionen. Davon sind etwas über ein Drittheil Siamesen, ein Viertheil Chinesen, ein anderes Drittheil Malaien und Laosleute und der Rest Burmesen und Araber von der Küste Koromandel.

Die Siamesen gehören zur mongolischen Rasse, sind im allgemeinen ein kräftiger Menschenschlag, größer als die Malaien, von dunkler kupferbrauner Hautfärbung, aber sonst im Gesichtstypus ihnen ähnlich, obwol häßlicher und mit gröbern Zügen. Die Stirn ist schmal, die Nase platt mit großen Nasenlöchern, die Augen schwarz mit gelblichem Weiß, die Lippen dick und das Haar dick und borstig. Die Häßlichkeit fällt namentlich beim weiblichen Geschlecht auf. Die Gestalt der Weiber ist durchgängig schön, das Ebenmaß der Glieder symmetrisch, nur vermißt man die weichen Formen und die Muskulatur ist zu kräftig. Dies mag mit von der schweren Arbeit herrühren, die das Weib in Siam verrichten muß. Das Gesicht ist jedoch desto häßlicher, und ich habe in keinem Lande so unschöne Frauenzimmer gesehen wie hier. Stark hervortretende Backenknochen, platte Nase und großer Mund markiren das Gesicht, das durch die Haartracht noch mehr entstellt wird. Diese letztere ist bei Männern und Frauen fast gleich. Der Kopf ist nämlich kahlgeschoren, und nur vorn über der Stirn steht ein kreisförmiger Schopf von zollangen struppigen Haaren. Die Frauen lassen außerdem an der Vorder-

seite jedes Ohrs einen Büschel Haare wachsen, jedoch ist derselbe so dünn, daß ein Fremder ihn leicht übersieht. Zuerst vermag man daher beide Geschlechter gar nicht voneinander zu unterscheiden, da auch ihre Kleidung dieselbe ist. Diese besteht für gewöhnlich aus einem Sarong, der um die Hüften geschlungen ist und bis auf die halbe Wade reicht. Dazu tritt in den Wintermonaten noch eine lose Kattunjacke für den Oberkörper, wenn man sich nämlich auf der Straße befindet; oder die Jacke wird durch ein shawlartiges Tuch ersetzt, das entweder über eine Schulter schräg über Brust und Rücken herunterhängt oder auch von den Frauen bei der Arbeit quer und straff über die Brust gebunden wird. Im Hause wird jedoch sowol Jacke wie Tuch oft abgelegt und der Oberkörper unbedeckt gelassen. Kinder laufen bis zum zehnten oder zwölften Jahre gewöhnlich ganz nackt; doch tragen die kleinen Mädchen häufig an einer Schnur um die Hüften ein Feigenblatt, je nach der Wohlhabenheit der Aeltern aus Silber oder Messing und häufig sehr kunstvoll gearbeitet. Dies scheinen die Siamesen von den Malaien angenommen zu haben, bei welchem Volke es allgemeine Sitte ist.

Wenn irgendetwas dazu beitragen kann, die Siamesinnen noch häßlicher zu machen, so ist es das beständige Betelkauen, von dem Lippen und Zahnfleisch blutroth gefärbt werden, während man gleichzeitig die Zähne mit einem aus China kommenden Pulver schwarz macht. Man denke sich nun den Mund eines jungen Mädchens in dieser Weise und dazu den Kopf geschoren bis auf den borstigen Busch über der Stirn — es ist wirklich ein schrecklicher Anblick, namentlich aber wenn das dunkelbraune Gesicht noch mit Curcume gelb geschminkt wird, wie es bei Frauen und Kindern Sitte ist, welche letztere sehr häufig über den ganzen Körper mit jenem Stoffe gefärbt erscheinen. Dabei sind sie sehr für Schmucksachen eingenommen und mit allen möglichen Ringen, Spangen und

Geschmeiden behängt, wenn sie diese sich irgend zu verschaffen wissen.

Die Frauen nehmen in Siam keine sklavische Stellung ein, sondern sind die Gefährtinnen ihres Mannes, und selten wird ein Mädchen gezwungen gegen ihren Willen zu heirathen. Eine Heirath ist wie in China mit sehr vielen Präliminarien und Unterhandlungen verknüpft, wird aber als ein reiner Civilact betrachtet, der keinerlei religiöse Weihe bedarf. Die Aeltern des Bräutigams erhandeln die Braut von deren Aeltern und nach abgeschlossenem Contract geben sie beiderseitig ihre Kinder zusammen und schließen die Ehe mit den Worten: „Seid verheirathet und lebet zusammen, bis der Tod euch trennt.“ Finden die Brautleute Widerstand, so folgt gewöhnlich eine Entführung, die schließlich mit der Einwilligung der Aeltern oder auch ohne dieselbe durch die Gerichte gutgeheißen wird. Mit einigen Geschenken und Besuchen ist die Ehe dann abgemacht, die gewöhnlich sehr jung abgeschlossen wird. Selten heirathet ein Mädchen später als mit dem funfzehnten oder sechzehnten Jahre. Vielweiberei ist erlaubt, und reiche Leute haben gewöhnlich mehrere Frauen. Jedoch ist nur die erste legitime Herrin im Hause, ihre Kinder sind alleinige Erben, und die Concubinen stehen in dienstbarem Verhältniß zu ihr.

Der König geht in der Polygamie mit gutem Beispiel voran; er besitzt circa 300 Concubinen, die zugleich den Dienst im Palaste haben, vollständig uniformirt und unter dem Namen der Amazonen bekannt sind. Die rechtmäßige Frau darf nicht innerhalb des ersten Grades der Blutsverwandtschaft mit dem Manne stehen, der König macht jedoch in gewissen Fällen hiervon eine Ausnahme. Um die Thronfolge zu sichern, kann er Schwester und Tochter zur Gattin nehmen. Die erste Frau des jetzigen Königs ist die Tochter eines siamesischen Großen. Wie das nebenanstehende,

nach einer Photographie entworfene Bildniß dieser Dame aufzeigt, zeichnet sich dieselbe ebenso wenig durch Schönheit wie durch Reichthum der Toilette aus. Doch soll sie ihre Mutterpflichten aufs beste erfüllen und die 25 Prinzen und Prinzessinnen, welche theils ihre eigenen Kinder, theils die der sechs ersten Concubinen des Königs sind, trefflich in Ordnung zu halten wissen.

Obgleich die Frauen ihren Theil an den Geschäften des Mannes nehmen, sind sie doch in Gegenwart desselben stets sehr unterwürfig, und wenn Europäer dabei sind, nähern sie sich ihm nicht anders als auf allen Vieren kriechend, wie es überhaupt in Siam Sitte ist, daß der Untergebene zum Vorgesetzten in dieser Weise kommt. So liegt der Sklave vor seinem Herrn, der Gouverneur vor dem Minister, der Minister vor dem Prinzen und alle vor dem Könige auf der Erde. In jeder Versammlung steht oder sitzt nur Einer, der Höchste im Range, alle andern liegen auf dem Bauche. Der Mann kann seine Frau verkaufen oder verpfänden und Geld darauf borgen; ebenso seine Kinder, Schwester oder jüngern Brüder und diese bleiben so lange Sklaven des Gläubigers, bis der Schuldner zahlt. Wenn aber die Frau dem Manne eine Mitgift zugebracht hat, so darf er sie nicht verkaufen, dagegen ist sie für Bezahlung der Schulden ihres Mannes mit ihrer Freiheit verhaftet, wenn dieser sie mit ihrem Wissen oder ihrer Einwilligung gemacht hat. Da der gesetzliche Zinsfuß in Siam 30 Procent beträgt, so kann man sich denken, daß eine zum Borgen gezwungene Familie leicht der Sklaverei verfällt, um so mehr, als der Durchschnittspreis eines Sklaven nur 80 Thaler beträgt und daß dadurch die Sklaverei sehr ausgebreitet werden muß. Sie ist jedoch sehr milde und vor Mishandlungen oder Grausamkeiten werden die Betreffenden durch das Gesetz geschützt. Da die Arbeit eines Sklaven nach dem Gesetze nur als Zinsengenuß eines unbezahlten Kapitals



Zu II, 262.

Erste Frau des Königs Mongkut von Siam.

betrachtet wird, so kann sich jeder Sklave wieder frei kaufen oder seinen Herrn zwingen, ihn an einen andern zu verkaufen, wenn dieser die auf ihm haftende Schuld zahlt. Einige Sklaven können jedoch nie wieder frei werden, wenn dies bei dem Kaufcontracte ausgemacht ist.

Die Hauptbeschäftigung der Siamesen ist der Ackerbau und das Haupterzeugniß des Landes der Reis. Obstbaumzucht findet man ebenfalls vielfältig, aber bei der Fruchtbarkeit des Landes beansprucht der Baum nach dem einmaligen Pflanzen weder Arbeit noch Pflege. Der Reis wird nach Eintritt der nassen Jahreszeit im Juni gesäet, nachdem vorher im Mai der Acker aufgebrochen ist. Die Ernte ist im Januar, und der Reis wird auf den Feldern gedroschen. Stroh und Wurzeln werden auf dem Acker verbrannt und bleiben diesem als Dünger.

Diese geringe Arbeit, welche die Lebensbedürfnisse deckt, macht das Volk sehr träge, und Indolenz ist ein Hauptcharakterzug der Siamesen. Wenn sie es nicht durchaus nöthig haben, arbeiten sie nicht, sondern sitzen im süßen Nichtsthun mit untergeschlagenen Beinen und kauen Betel. Ich habe unter den asiatischen Völkerschaften nie so eifrige Betelkauer angetroffen als in Siam; der Mund ist in beständiger Bewegung, und jede Viertelstunde wird die Dosis erneuert. Der König und der Bettler huldigen darin demselben Geschmack.

Wegen der angeborenen Trägheit seiner Bewohner wird Siam trotz seines Reichthums an Bodenproducten durch die Siamesen selbst nie aufblühen, so gern der König auch das Land heben möchte. Was im Lande an einträglicher Arbeit geschieht, machen die Chinesen, die zu Millionen eingewandert sind und einwandern. Diese fleißigen strebsamen Menschen haben den Siamesen bereits alles vorweggenommen: sie bauen den Reis und Zucker für die Ausfuhr, sie errichten Reis-, Zucker- und Sägemühlen, die gesammte Industrie ist in ihren Händen und ebenso der ganze Handel. Sie werden

reich, und die faulen Siamesen bleiben arm. Wie überall auf der Erde, sei es Java, Californien oder Westindien, wo Chinesen eingewandert sind, haben sie auch ihre ganze nationale Eigenthümlichkeit mitgebracht und erhalten. Sie bewohnen ein besonderes Viertel in Bangkok, und dies gleicht irgendeinem Theile einer Stadt in China wie ein Ei dem andern. Zopf, Kleidung, Theater, Spielhäuser, Quacksalber — alles findet sich hier so originell wie im Himmlischen Reich, und wie dort brennen auch hier in jedem Hause die Räucherstäbe vor dem nie fehlenden Altar mit dem Bilde des verehrten Kong-fu-tse. Die nicht allein den Siamesen, sondern auch den Europäern unbegreifliche Thätigkeit der Chinesen, die mit Tagesanbruch beginnt und ununterbrochen sich bis spät in die Nacht erstreckt, macht fast alle sehr bald wohlhabend und reich. Der geringe Lohn, mit dem die Arbeiter sich begnügen, macht auch die von den Europäern versuchte Maschinenarbeit nicht rentabel, und während z. B. die Handreismühlen der Chinesen zu Tausenden Tag und Nacht arbeiten, liegt die große amerikanische Dampfreismühle ziemlich brach.

Die Laosleute, deren Zahl in Bangkok ungefähr 20000 beträgt, unterscheiden sich von den Siamesen nicht viel. Man erkennt sie nur an der etwas dunklern Hautfärbung und dem langen Haar, das die Männer herunterhängend, die Frauen aber in einen Schopf zusammengebunden tragen. Auch sind ihre Züge nicht so häßlich, und unter dem weiblichen Geschlechte findet man ganz angenehme Gesichter. Etwa 5—6000 Siamesen tragen ebenfalls das Haar lang, dies sind aber Christen und das lange Haar das äußere Erkennungszeichen der Convertiten. König Mongkut ist sehr tolerant und gewährt vollständige Religionsfreiheit. Die amerikanische und die französische Mission wetteifern daher in ihren Bekehrungsversuchen, obschon die letztere mehr Proselyten macht. Ob aber die

Quantität nicht auf Kosten der Qualität erreicht wird, lasse ich dahingestellt sein.

Ich habe bereits oben gezeigt, daß den Siamesen in ihrem Baustil ein edlerer und großartigerer Kunstsinn innewohnt als ihrem Nachbarvolke, den Chinesen, und daß sie in dieser Beziehung fast alle asiatischen Völkerschaften, selbst die hochcivilisirten Japanesen weit überflügeln. Dasselbe gilt von der Musik, von der alle Siamesen außerordentliche Freunde sind, sodaß man Musik fast in jedem Hause hört. Während die chinesische Tonkunst unser Trommelfell zerreißt und unsere Nerven erschüttert und, gleich der japanesischen, durch ihren Mangel an Harmonie jedes europäische Ohr unangenehm berührt, waltet in der siamesischen durchaus Harmonie vor; sie nähert sich zugleich in Charakter, Eintheilung und Rhythmus so sehr der unserigen, daß man davon überrascht wird. Jeder siamesische Große oder wohlhabende Bürger hält sich eine Hauskapelle. Sie besteht gewöhnlich aus 8 Personen, fast immer Frauen, und ich hatte Gelegenheit, der musikalischen Vorstellung einer solchen Kapelle beizuwohnen. Die Instrumente in erster Reihe sind zwei Harmonikas, nach dem Princip unserer Glasharmonika construirt, nur daß die Glasstäbe durch abgestimmte Bambusstäbe ersetzt werden. Jede derselben hat 22 Töne, und zwar schließt sich in regelmäßiger Folge der tiefste Ton der zweiten an den höchsten Ton der ersten an, sodaß sie eine Tonleiter von 44 Tönen repräsentiren. Merkwürdigerweise fehlt jedoch in jeder Octave die Quinte und ist dafür der halbe Ton der Sexte eingeschoben. Das eine dieser Instrumente, deren Resonanzboden wie das Modell eines drei Fuß langen Bootes geformt und aus einem Stück sehr harten Holzes ausgearbeitet ist, wird mit bewickelten, das andere mit unbewickelten Holzhämmern angeschlagen, und zwar das erste stets um eine Terz tiefer als das zweite, d. h. mit einem Zwischenraum von drei Octaven. Was ich am meisten dabei

bewunderte, war die Fertigkeit, ja ich darf wohl sagen Virtuosität, mit der die Spielerinnen ihr Instrument behandelten. Die Läufe und namentlich die Triller waren so gleichmäßig und glockenrein, daß man staunen mußte, und nie hörte man auch bei dem Prestissimo den leisesten falschen Ton.

Zwei Glockenspiele, nach demselben Princip wie die Bambusharmonika construirt, traten in zweiter Reihe auf. Ein kreisförmiges Gestell mit einem Ausschnitt, in dem die Spielerin saß, bildete den Haltpunkt für messingene Stäbchen, auf deren Spitze die Glocken schwebten. Diese stimmten wieder in der Terz mit den Bambusstäben, und jedes Instrument hatte wie die Harmonika 22 Glocken oder Töne. Jedoch beschränkten sie sich mehr auf die Begleitung, während die Harmonikas die Melodie angaben. Die dritte Art der Instrumente war eine Art Panflöte. Vierzehn Röhren von Bambus sind in zwei Reihen, also in jeder sieben nebeneinander befestigt. Je zwei und zwei haben gleiche Länge; die längsten messen 10, die kürzesten 8 Fuß. Zwei Fuß von den untern Enden sind sämmtliche Röhren durchschnitten und in die untere und obere Hälfte eines der Länge nach durchbohrten hölzernen Cylinders eingelassen. Dieser Cylinder, dessen eines Ende offen ist, dient als Mundstück, und beim Blasen wird er durch beide Handballen festgehalten, während die Finger die unmittelbar über ihm befindlichen Schallöcher öffnen oder schließen. Dieses Instrument gibt bei jedem Hineinblasen einen regelmäßigen Accord, und seine Töne sind so angenehm, daß Sir John Bowring es in seiner Beschreibung Siams „die liebliche Flöte von Laos" betitelt. Ein viertes Instrument ist eine Schalmei, wie sie auch Chinesen und Japanesen besitzen, und die einen zwischen Oboe und Clarinette liegenden Ton gibt. Eine konische Trommel endlich, deren beide Felle verschieden tönen, und ein Paar Glockencastagnetten machen den Schluß einer siamesischen Kapelle aus.

Im allgemeinen ist die Musik ernst. Sie beginnt gewöhnlich mit dem recitativen Gesange der Castagnettenschlägerin, der jedoch sich sehr dem Kreischen der Chinesen nähert. In den letzten Ton des Recitativs fällt unisono die Schalmei ein, dann folgen die Bambusharmonikas, und endlich schließen sich die übrigen Instrumente an. Ein Thema ist vorwaltend, und das ganze Musikstück besteht aus vier bis fünf verschiedenen Abtheilungen, einem Adagio, Andante, Scherzo und Presto, in denen allen das Thema erkennbar wiederkehrt, wenngleich die drei letzten keineswegs nur Variationen desselben sind. Die ganze Aufführung dauerte fast eine Stunde, und obwol das Ensemble bisweilen sehr laut wurde, hörten wir doch mit gespannter Aufmerksamkeit und großem Vergnügen zu und nahmen einen sehr angenehmen Eindruck mit uns fort.

Unser Wirth, ein wohlhabender Kaufmann, regalirte uns indessen mit Thee, den er in einem Miniaturkessel, aus rothem Thon und sehr sauber gefertigt, selbst bereitete und uns in Miniaturschalen darbot. Da er glaubte, daß das Sitzen mit untergeschlagenen Beinen auf dem Erdboden uns unbequem sein möchte, ließ er auch Stühle und ein Sopha für uns bringen; er selbst aber blieb auf der Matte sitzen.

Unterdessen war es Abend geworden und bei dem Zurückfahren auf dem Mainam hatten wir das Vergnügen, ein Feuerwerk auf dem Flusse abbrennen zu sehen, das gleichfalls der Beschreibung werth ist. Diese Feuerwerke dienen vielfach zur Verherrlichung von Familienfesten, und man sieht sie deshalb in Bangkok sehr häufig. Das Mannbarwerden der Söhne und Töchter wird stets damit gefeiert, und auch das, welches wir sahen, hatte darin seinen Anlaß.

Auf drei hintereinander verankerten Booten war das Feuerwerk aufgestellt. An Sonnen, Sternen, Garben, Schwärmern, Raketen und Leuchtkugeln fehlte es nicht; das Originelle dabei war jedoch eine Feuerorgel, wie ich sie früher

noch nicht gesehen habe. Dreißig bis vierzig Orgelpfeifen aus Bambusröhren waren theilweise mit einem buntgefärbten Satze gefüllt. Sie wurden zu vier und fünf zugleich angesteckt, sprühten eine Zeit lang prachtvoll, lösten sich dann von ihren Haltern, flogen als Raketen in die Lüfte und ließen einen sehr hellen Ton hören, solange die Pfeife stieg, sodaß man bisweilen, wenn mehrere zugleich flogen, einen vollständigen Accord in den Lüften vernahm. Ein anderes ebenso schönes als originelles Bild gaben drei Bäume, deren Stämme und Zweige aus Bambus und deren Blätter aus Kupfer gefertigt waren. Letztere hatte man mit verschiedenen chemischen Lösungen bestrichen und dann mit buntem Satz in kleinen Hülsen belegt. Beim Anstecken sah man zuerst einen prachtvoll brennenden Baum, nach fünf Minuten aber, als das Feuerwerk abgebrannt war, die glühend gewordenen und infolge der Chemikalien in dem kostbarsten Farbenwechsel schimmernden Kupferblätter. Der Anblick war wunderschön, und unsere deutschen Feuerwerker würden gewiß ein dankbares Publikum finden, wenn sie etwas Aehnliches fabrizirten.

Wie bereits bemerkt, ist fast die gesammte Industrie des Landes in die Hände der Chinesen übergegangen, und es dürfte kaum vorkommen, daß in der Hauptstadt oder deren Umgebung ein Siamese freiwillig ein Handwerk lernte, oder wenn er es gelernt, daß er es ausübte, wenn ihn nicht die größte Noth dazu treibt. Nur die Architektur ist ihr Fach mit den dahin einschlägigen Branchen, als Sculpturarbeiten, Mosaik, Goldschlägerei und Vergoldung, in denen sie Meister sind. Sonst sind sie arm an Gewerben, und fabrikmäßig wird nur Zuckersiederei und Ziegelbrennerei betrieben. Man findet zwar Töpfer, Zimmerleute, Tischler, Maurer, Gerber, Seiler, Färber, Kupferschmiede unter ihnen, allein die Chinesen winden ihnen alles aus der Hand, und so ist es auch mit dem Ackerbau. Das Land lohnt alle darauf verwendete

Mühe in höchstem Maße, und die Regierung thut ihr Möglichstes, um den Ackerbau zu begünstigen. Jeder hat das Recht, ein herrenloses Stück Land, dessen es viele Millionen Morgen gibt, zu bebauen und nach Einholung der nie versagten königlichen Genehmigung als sein Eigenthum zu betrachten; ja fleißigen Landleuten werden von der Regierung Geldsummen zinsfrei vorgestreckt. Trotzdem weist die angeborene Trägheit der Siamesen alle diese Vortheile von sich und überläßt sie den fleißigen Chinesen. Jene bauen gerade so viel Reis, als ihr häuslicher Bedarf erfordert, diese erzeugen bereits jährlich vier Millionen Centner für den Export. Ebenso sind alle Zuckerplantagen in den Händen der Chinesen und sie führen jährlich schon über 300,000 Centner Zucker aus.

Bis vor fünf Jahren war die Reisausfuhr verboten; der König sah jedoch seinen Vortheil, wenn er sie verstattete, und gab sie frei, wodurch seinem Schatz eine Ausfuhrsteuer von vier Millionen Thalern zufließt, die sich von Jahr zu Jahr mehrt. Ueberhaupt scheint König Mongkut in Geldsachen ganz europäisch zu denken und ziemliches kaufmännisches Talent zu besitzen. Er ist nämlich der größte Kaufmann seines Landes, und während er zuerst von den Producten die Steuer zieht, verdient er zugleich die Fracht ihrer Verschiffung nach fremden Plätzen, indem er seine eigenen Schiffe dazu vermiethet. Er verbindet dabei das Angenehme mit dem Nützlichen, verdient viel Geld und muntert seine Unterthanen durch gutes Beispiel zur Nachfolge auf. Bisjetzt ahmen jedoch nur einige Prinzen, Minister und Chinesen sein Beispiel nach. Prinz Kroom Luang Wong-sa, ein Stiefbruder von ihm, hat sogar kürzlich directe Verbindungen mit Hamburg angeknüpft, und kurz nach uns ging eins seiner Schiffe dorthin ab. Er besitzt neun Dampfschiffe und funfzehn Segelschiffe, sämmtlich europäisch gebaut und größtentheils von

deutschen Kapitänen befehligt, die der König in der theoretischen Navigation selbst examinirt, ehe er sie anstellt. Die ganze Handelsmarine Siams besteht aus 23 Dampfschiffen und 76 Segelschiffen, die fast sämmtlich erst in den letzten 10 Jahren gebaut oder gekauft sind.

Wie sich der Handel von Siam seit dem Regierungsantritte des jetzigen Königs durch Freigabe der Reisausfuhr, Herabsetzung der Zölle für fremde Schiffe und andere liberale Maßregeln gehoben hat, mag aus Vergleichung der 1848 und 1860 in Bangkok eingelaufenen fremden Schiffe erhellen. Im erstern Jahre besuchten 9 Fahrzeuge von zusammen 2200 Tonnen den Hafen, dagegen 1860 nicht weniger als 286 mit einem Gehalte von 109000 Tonnen. Im Jahre 1861 waren bis November schon 317 Schiffe angekommen, und während im Jahre 1857 nur 1,047,659 Pikul Reis verschifft wurden, betrug die Ausfuhr im Jahre 1861 drei Millionen Pikul oder über $3\frac{1}{2}$ Millionen Centner, hatte sich mithin in vier Jahren fast verdreifacht.

In frühern Zeiten waren die Zölle für auswärtige Schiffe so hoch, daß der Handel fast auf Null reducirt wurde. Ein Schiff mußte für sechs Fuß Breite 15000 Thaler bezahlen. Dann wurde dieser Zoll auf 1000 Tikol oder 800 Thaler für jenes Maß herabgesetzt, seit fünf Jahren jedoch auf den zehnten Theil, und seitdem füllt König Mongkut durch die belebte Schiffahrt seinen Schatz.

Deutschland ist sowol direct als indirect am siamesischen Handel betheiligt. Zwei Drittheile desselben sind in den Händen zweier deutscher Häuser in Bangkok, und im Jahre 1861 besuchten 82 deutsche Schiffe den Hafen. Der durch Graf Eulenburg abgeschlossene Vertrag ist deshalb für Deutschland von um so größerer Wichtigkeit, da die Deutschen hier in erster Reihe stehen, Engländer und Amerikaner aber erst nach ihnen kommen. Das deutsche Haus Markwald u. Co.

expedirte im Jahre 1861 allein 90 Schiffe von zusammen 51000 Tonnen. Der Chef dieses Hauses, ein Preuße von Geburt, besitzt das ganze Vertrauen der beiden Könige und des Prinzen Kroom Luang, ist der Agent für deren sämmtliche kaufmännische Geschäfte und infolge dessen von bedeutendem Einflusse bei Hofe.

Außer dem Reis wird hauptsächlich Zucker ausgeführt, im Jahre 1860 im Betrage von 203597 Pikul. Er geht meistens nach China und ist von sehr guter Qualität. Fernere Exportartikel sind Sapanholz, Pfeffer, Arak, Häute, Hörner, Cardamomen, Zinn, Seide, Elfenbein, letzteres jedoch nicht mehr in so großer Quantität wie früher, da man es in Europa aus Afrika billiger bezieht.

Die Einfuhr erreichte im Jahre 1859 einen Betrag von 563985 Pfund Sterling. Die bedeutendsten Artikel davon waren Shirtings, Sarongs und Opium, von beiden erstern sehr viel zollvereinsländische Waare. Auch Luxusartikel und Kurzwaaren kamen aus Deutschland, jedoch wird der Bedarf solcher Gegenstände für das erste immer noch beschränkt bleiben. Einen Hauptausfuhrartikel des Landes habe ich noch anzuführen, nämlich Teakholz, an dem Siam, wie überhaupt auch an andern Zier- und Nutzhölzern, sehr reich ist. Die eiserne Festigkeit dieses Holzes, das selbst den Würmern zu hart, der Trockenfäule nicht ausgesetzt ist und auch in Berührung mit Eisen dieses nicht oxydirt, hat bei dem Mangel an gutem Bauholz schon längst die Aufmerksamkeit der europäischen Schiffbauer, namentlich aber der Marinen auf sich gezogen. Seit Jahren verwenden England und Frankreich Teakholz zum Bau ihrer Kriegsschiffe, da es bei diesen viel mehr als bei Kauffahrteischiffen auf Festigkeit und Dauerhaftigkeit des Baues ankommt. Bisjetzt wird es jedoch hauptsächlich von Rangun und Molmein, den Hauptstationen der Engländer im Nordwesten der hinterindischen Halbinsel, geholt, obwol es

in Bangkok billiger ist. Der Kubikfuß ausgesuchten Holzes, frei von Aesten, kostet hier 25 Silbergroschen, und da bei uns in Preußen, dem Lande des Holzes, der Kubikfuß Eichenholz bester Qualität sich auf 1 Thaler 10 Silbergroschen stellt, so würde sich gewiß auch die Einfuhr des Teakholzes nach Deutschland empfehlen, namentlich da die Entwickelung unsere Marine große Massen guten Holzes beansprucht.

Die Münzen Siams heißen Tschang, Tamlung, Tikol, Salung und Fuang; die erstern beiden sind von Gold, die übrigen von Silber. Ein Tschang ist = 72 Thaler, ein Tamlung = 3 Thaler 18 Silbergroschen, ein Tikol = 27 Silbergroschen, ein Salung = 6 Silbergroschen 9 Pfennigen und ein Fuang = 3 Silbergroschen 4½ Pfennig. Den Tschang sieht man fast nie und den Tamlung nur selten; der Tikol wiegt 236 Gran Troyes. Alle Münzen sind kugelförmig und die Fuangs so klein wie Erbsen. Originell ist es, wenn man beim Kaufen eines Gegenstandes auf dem Markte kleine Silbermünzen herausbekommt und diese plötzlich von dem Verkäufer ausgespien werden. Wegen ihrer Kleinheit ist bei den Marktleuten der Mund der gewöhnliche Aufbewahrungsort der Salungs und Fuangs, sonst wird das Geld jedoch allgemein in seidenen Börsen getragen. Jetzt geht man damit um, neue Gold- und Silbermünzen in europäischem Format zu schlagen. Papier- und Kupfergeld gibt es in Siam nicht; als Scheidemünze für das ärmere Volk dienen Kauries, kleine Muscheln, die aus Indien und China eingeführt werden, und von denen nicht weniger als 800 auf einen Fuang, also etwa 20 auf einen Pfennig gehen.

Das Gepräge der neuen Münzen, von denen ich einige Probestücke gesehen, ist wunderschön und macht dem Graveur alle Ehre. Auf der einen Seite steht in siamesischer Schrift der Name des Königs und die Jahreszahl und auf der andern das Landeswappen, der Elefant, nebst dem Werth der Münze.

34.

Das Zweikönigsystem in Siam. Die Thronfolge. Die Prinzessinnen. König Mongkut. Die siamesischen Astrologen. Prinz Kroom Luang Wong-sa. Die Prinzen des königlichen Hauses. Die Volksklassen. Die Einnahmen des Königs. Segnungen und Plagen des Tropenklimas. Der weiße Elefant. Ueberfluß an Nahrungsmitteln. Siam ein Handelsstaat. Die französische Annectirungslust in Hinderindien. Preußen und die Holländer. Hülflosigkeit Siams gegen französische Eroberungspolitik. Die Reichthümer König Mongkut's. Der Vertrag zwischen Siam und Preußen.

Die Regierung von Siam ist despotisch. Es sind zwar zwei Könige da, aber der zweite oder Vangna ist dem ersten subordinirt und eigentlich nur eine Puppe, obwol er von äußerer königlicher Macht und Prunk wie jener umgeben ist. Er besitzt einen Hofstaat, Beamte und einen Harem von Amazonen wie der erste König, und wenn dieser auch keinen Befehl ohne Zustimmung seines Collegen erläßt, so ist dies mehr oder minder eine bloße Form, denn politisch ist der zweite König eine Null. Bei Kriegen ist er oberster Befehlshaber, und macht er, seinen Verpflichtungen gemäß, dem ersten König seine Besuche, so ist er die einzige Person im ganzen Königreiche, welche vor Sr. Majestät sich nicht niederwirft, sondern nach einem Gruße mit aufgehobenen Händen sich neben ihn setzen darf. Das Zweikönigsystem besteht in Siam seit

vielen Jahrhunderten, aber merkwürdigerweise hat es noch nie zu Zerwürfnissen Anlaß gegeben, wie dies in andern Staaten bei ähnlicher Einrichtung fast stets der Fall gewesen. Zur königlichen Kasse hat der zweite König Zutritt, jedoch nur mit Bewilligung des ersten Königs und auf Grund einer mit dessen Siegel versehenen Anweisung. Der zweite König ist gewöhnlich nahe mit dem ersten König verwandt und der gegenwärtige ein Bruder desselben.

Die Krone ist erblich; jedoch ist es nicht nothwendig, daß der älteste Sohn Thronfolger wird, vielmehr kann dieser auch anderweitig vom König gewählt werden. Die Töchter des Königs dürfen sich nicht verheirathen, um keine mächtigen Schwiegersöhne befürchten zu müssen. Dies schließt aber nicht aus, daß sie eine gute Erziehung erhalten, und während wir in Singapore waren, erließ der König von Siam in den dortigen Blättern eine Bekanntmachung, wonach eine im Französischen bewanderte und musikalisch gebildete Engländerin als Gouvernante für die königlichen Töchter gesucht wurde. Das Gehalt betrug 150 Thaler monatlich.

Ich selbst habe König Mongkut nicht gesehen, besitze aber eine schöne Photographie von ihm, nach welcher das nebenanstehende Bild gezeichnet ist. Danach hat er ein gutmüthiges Gesicht und, abgesehen von der Hautfarbe, das Ansehen eines gemüthlich behäbigen Bürgers. König Mongkut hat es übrigens gern, wenn er gebeten wird, sich photographiren zu lassen, und er zwingt selbst seine widerstrebenden Frauen zu solchen Sitzungen. Um die Fremden, welche sein Bild erhalten, wissen zu lassen, daß er schreiben kann, nimmt er gewöhnlich eine Feder in die Hand. Eine bezeichnende Staffage ist auch der unmittelbar neben seinem Schreibtische stehende Flaschenkeller. Champagner und Liqueure nimmt er gern als Geschenke an, und ich sah einen eigenhändigen Brief Sr. Majestät an einen amerikanischen Kaufmann, in welchem er sich



Zu II, 274.

Phra Somdet Mongkut, Erster König von Siam.

auf das wärmste für die Uebersendung einiger Flaschen Champagner bedankt. Zugleich bedauert er darin sehr lebhaft, daß er nicht im Stande sei, ein geeignetes Gegengeschenk zu machen, glaubt aber, daß der eigenhändige Brief eines Königs für ihn, den Kaufmann, Werth haben und sonach ein Aequivalent sein werde.

König Mongkut spricht und schreibt das Englische ziemlich correct und besser als irgendeiner seiner Unterthanen. Er gehörte früher dem Priesterstande an und hat seine Priesterschaft auf das beste benutzt, um Englisch, Sanskrit und Pali zu studiren. Außerdem hat er sich ernstlich mit Theologie, Geschichte, Geographie, Physik, Chemie, Astronomie und Astrologie beschäftigt. Ich habe bereits bemerkt, daß er die Kapitäne seiner Schiffe in der theoretischen Navigation selbst examinirt, und diese versichern, daß er genau darin Bescheid und mit dem Sextanten wie der beste Praktiker umzugehen wisse. Nach dem Beispiele Karl's V. hat er ein ganzes Zimmer voll Chronometer und Uhren, deren Gang er gleichmäßig zu machen bestrebt ist, und die er zu dem Zwecke öfter auseinander nimmt und wieder zusammensetzt. Die Astrologen spielen in Siam eine große Rolle, und trotz seiner für einen asiatischen Fürsten bedeutenden wissenschaftlichen Bildung hat sich König Mongkut noch nicht von ihnen losmachen können. Sie müssen Trockenheit und Regentage, Krieg und Frieden vorhersagen, und nichts Wichtiges geschieht im Reiche, ohne daß sie um Rath gefragt werden. Trotzdem sind sie schlimm daran, wenn ihre Prophezeiungen nicht eintreffen. Dann werden sie nämlich oft abgesetzt, erhalten auch jedesmal eine Tracht Schläge, während sie andererseits mit reichen Geschenken belohnt werden.

Der König besitzt nicht weniger als zehn jüngere Brüder; der bekannteste unter ihnen ist der schon genannte Prinz Kroom Luang Wong-sa Tirat Tanit. Er ist ein großer Freund der

Europäer und namentlich mit dem Chef des obenerwähnten deutschen Hauses sehr befreundet, durch den auch ich mit ihm bekannt wurde. Später, als ich einmal mit einem Boote vor seinem Hause vorbeifuhr, saß er vor der Thür, rief mich zu sich, und ich hatte die Ehre, bei ihm eine sehr feine Manilacigarre zu rauchen und eine Tasse Thee zu trinken. Leider war die Unterhaltung sehr beschränkt, da der Prinz das Englisch kaum fließender sprach als ich selbst das Siamesische. Sein Gesicht ist noch gutmüthiger als das des Königs und der alte Herr sehr beleibt. Ich fand Seine Hoheit in kleiner Uniform, d. h. nur mit einem um die Hüften geschlungenen Sarong, während er bei officiellen Gelegenheiten ein Hemde, Beinkleider, seidene Jacke und einen mächtigen Schleppsäbel trägt. In letzterm Costüm erscheint er auch auf einer Photographie, die er mir zum Geschenk machte. Der König hat ein Ministerium, das nur ihm allein verantwortlich ist. Prinz Kroom Luang ist Präsident des Staatsraths oder Wanglang. Er entscheidet als solcher über die wichtigen Staatsaffairen, ist oberster Richter für die Radschas und hohen Beamten, Polizeipräsident von Bangkok und hat überdies das schwierige Amt, die Amazonenschar des Palastes in Ordnung zu halten, ihre Streitigkeiten zu schlichten und sie eventuell zu bestrafen. Das ist gewiß keine Sinecure!

Die Europäer haben dem Prinzen viel zu danken, da der Premierminister denselben durchaus nicht wohl will. Ginge es nach dem Kopfe dieses Ministers, so würde Siam bald ebenso gegen Fremde geschlossen sein wie ehedem Japan. Seine Motive sind ganz patriotisch, der Mann hat Geschichte studirt. Er sagt: „Ueberall, wo hier in Asien die Europäer hingekommen sind, haben sie die Völker unterjocht und die Herrscher zu Nullen gemacht. Lassen wir sie nach Siam kommen, so geht es uns ebenso, und das will ich nicht.“ Das ist freilich richtig und gut gemeint, aber es wird dem Manne

nicht viel helfen: die Europäer sitzen in Siam durch Verträge fest und gehen gutwillig nicht wieder fort.

Die übrigen Prinzen des königlichen Hauses stehen an der Spitze der höchsten Hofchargen, sind jedoch eine Plage für das Land und das Volk. Sie bevölkern nur ihren Harem mit geraubten hübschen Mädchen und ihre Theater und Musikcorps mit jungen Männern, die sie ebenfalls pressen lassen, und kehren sich auch sonst nicht viel an Recht und Gesetz.

Die Beamten scheiden sich in fünf Klassen. In ebenso viele Klassen zerfällt auch das niedere Volk, nämlich in die Soldaten, in die Fronpflichtigen, in die Tributpflichtigen, in die Hörigen der Mandarine und in die Sklaven. Die Fronpflichtigen müssen drei Monate im Jahre bei allen öffentlichen Bauten Personaldienste leisten oder gegen eine Summe von 16 Tikol sich davon befreien. Die Hörigen der Mandarinen dürfen von diesen jedoch nur zu gewissen Dienstleistungen herangezogen werden und müssen außerdem noch eine jährliche Steuer von durchschnittlich vier Tikol zahlen. Die Sklaven sind steuerfrei, bilden aber fast ein Drittheil der Bevölkerung. Die Chinesen sind einer Kopfsteuer unterworfen.

Die Einnahmen des Königs, der überdies eine Menge Gewerbe monopolisirt und deren Ausbeute verpachtet hat, sind sehr bedeutend. Außer dem Tribut, welchen er an Gold, Farbhölzern, Droguen und Gewürzen von seinen Vasallenfürsten, den Radschas, erhält, zieht er die Grundsteuer, die für jeden Morgen Reisacker bei der Ernte in einem Tikol besteht. Sodann wird jeder Pikul ausgeführter Reis abermals mit einem Tikol verzollt, ebenso Zucker, Pfeffer, Taback u. s. w., und außerdem erhebt er die Schiffahrtsabgaben. Die sich aus allen diesen Einnahmen ergebende Summe beläuft sich auf mehr als 25 Millionen Thaler.

Während Siam einerseits die größte Fruchtbarkeit und sonstigen Segnungen eines tropischen Bodens und Klimas auf-

zuweisen hat, besitzt es auch alle Plagen desselben. Es ist reich an Krokodilen, Schlangen und allem jenen Gewürm, dessen Anblick bei den meisten Europäern ein Schaudern hervorruft. Schlangen gibt es unzählbar, und wie der Golf, so wimmeln auch Flüsse, Wege und Felder davon. Die weißen Ameisen sind eine Landplage, sie richten die größten Verheerungen an, und wehe dem Magazin, in dem sie ungestört vier bis fünf Tage hausen dürfen. Möchten auch Tausende von Centnern Reis darin lagern, sie würden durch diese Räuber, die sich mit märchenhafter Schnelligkeit vermehren und sich in sechs Tagen verzehntausendfachen, in Staub verwandelt. Fast alle Magazine werden deshalb auch mit nassen Gräben umzogen, das einzige Mittel, um sie abzuhalten. Bei ihrer Metamorphose bekommen sie Flügel, erheben sich in die Lüfte und werden dann von den Insektenfressern vertilgt, ein Glück für das Land, das ihnen sonst bei solcher Vermehrung bald ganz zur Beute fallen würde.

An Tigern, Leoparden und ähnlichen Raubthieren ist ebenfalls kein Mangel, und Affen kann es kaum mehr in irgendeinem andern Lande geben. Man sieht sie ganz in der Nähe von Bangkok in Scharen von Hunderten sich ohne Scheu vor den Menschen auf den Bäumen bewegen, und sie richten in den Gärten und Obstplantagen schreckliche Verwüstungen an. Gezähmt sind sie die possirlichsten, aber auch zugleich die nichtsnutzigsten, diebischsten Racker, die man sich denken kann. Wir hatten eine ganze Auswahl davon an Bord für den Zoologischen Garten in Berlin, und haben sie in dieser Beziehung zur Genüge kennen gelernt.

Rhinocerosse gibt es ebenfalls, aber nicht sehr häufig. Sie werden wegen des als Arzneimittel dienenden Horns und wegen der Haut gejagt, die durch langes Kochen in Gallert verwandelt wird und als Leckerbissen gilt.

Der Elefant wird in Siam sehr geschätzt und als ein

vernünftiges Wesen betrachtet. Es gibt deren außerordentlich viel im Lande, und sie erreichen oft eine Höhe von 12—14 Fuß. Da sie zu den Reisen und Märschen im Innern unentbehrlich sind, so bilden sie auch einen bedeutenden Theil des Heeres und der König hält 600 Kriegselefanten. Das berühmteste dieser Thiere ist jedoch der bekannte weiße Elefant, der sich einer besondern Heiligkeit und Verehrung erfreut, weil er nach buddhistischen Begriffen die Seele eines Buddha beherbergt, indem sich diese bald in weiße Affen, bald in weiße Elefanten verwandeln. Der Glückliche, welcher ein solches Thier fängt, erhält zunächst so viel Land, als der Schall eines Elefantenschreies durchdringt und außerdem ein Jahrgeld von 600 Tikol. Der Statthalter der Provinz, in der er entdeckt ist, berichtet das glückliche Ereigniß nach Bangkok, und es wird eine Straße durch die Wälder bis an den nächsten Fluß gebahnt und ein reich mit Blumen geschmücktes Floß hergestellt, anf dem das heilige Thier unter einem luftigen Gebäude untergebracht und mit Zuckerrohr und Kuchen gefüttert wird. Der Elefant wird dann, von hohen Mandarinen und Musik geleitet, von 50 bis 60 Booten nach Bangkok gerudert, wo er vom Könige, an der Spitze der höchsten Beamten, empfangen und ihm der Rang eines Mandarins erster Klasse in Gnaden verliehen wird. Sein Stall befindet sich innerhalb des königlichen Palastes, und er erhält eine Menge Beamte zu seiner Bedienung. Die einen müssen für sein Futter sorgen, die andern ihm Kühlung zufächeln oder ihm die Fliegen abwehren, wieder andere sein Lager mit Blumen schmücken oder ihm Musik machen, um ihm die Zeit zu vertreiben. Seine Zähne werden mit goldenen Ringen geschmückt, und alles wirft sich vor ihm nieder. Wenn er zum Baden geht, hält ihm ein Beamter einen rothen Sonnenschirm über den Kopf, und durch Hornsignale wird den Volke angezeigt, ihm Platz zu machen. Bei seinem Tode wird allgemeine Landestrauer

verordnet und das Begräbniß ist ebenfalls von großem Pompe begleitet. Zu den Dienstleistungen niedrigster Art für ihn, als Grasschneiden, Reinigen des Stalles, werden Talapoins genommen, die sich eines Vergehens gegen das Cölibat schuldig gemacht haben. Der gegenwärtige weiße Elefant ist jedoch keineswegs weiß, sondern chocoladenfarbig, da wirkliche Albinos unter den Elefanten außerordentlich selten sind und man sich daher schon mit einem hellen Grau zufriedenstellt. Die holländische Regierung hat anf Sumatra einen wirklich weißen Elefanten einfangen lassen und beabsichtigte bei unserm Abgange diesen dem Könige von Siam zum Geschenk zu machen, wodurch man wol große Freude im Lande erregt haben wird.

Außer den Elefanten werden als Zug- und Lastthiere hauptsächlich Büffel benutzt. Pferde sieht man fast gar nicht, und bei dem morastigen Boden sind sie auch nicht zu verwerthen. Schafe sind gleichfalls selten, Federvieh und Schweine dagegen gibt es in großen Massen, letztere oft 4—500 Pfund schwer. Hochwild aller Art ist gleichfalls in Ueberfluß und wird zur Zeit der Ueberschwemmungen zu Tausenden erschlagen, wenn es sich auf die kleinen trocken bleibenden Erhöhungen flüchtct. Hirschgeweihe bilden daher auch einen bedeutenden Ausfuhrartikel des Landes, während das Fleisch die Märkte füllt und von den Siamesen viel gegessen wird.

An Früchten bringt Siam hervor, was nur irgend ein tropischer Boden vermag, und ebenso reich sind die Flüsse an Fischen. Dieser Ueberfluß an Nahrungsmitteln und die Mühelosigkeit des Unterhalts ist auch die Quelle der Trägheit der Bewohner, und deshalb ist keine Aussicht, daß darin eine Aenderung eintrete. Die Entwickelung der reichen Hülfsquellen des Landes und sein Aufblühen zu einem bedeutenden Handelsstaate Asiens haben wir deshalb hauptsächlich von den Chinesen zu erwarten, die auch bereits das Ihrige

dazu thun, oder auch dann, wenn, wie es fast den Anschein hat, Siam theilweise die Colonie eines europäischen Staates wird.

Diese letztere Eventualität scheint König Mongkut sehr zu fürchten, und meiner Ansicht nach hat er auch genügende Ursache dazu. Die Franzosen wollen nun einmal durchaus Colonien haben, obwol kein Volk so wenig das Colonisiren versteht wie sie. Nachdem sie Algier erobert, Milliarden von Francs und Hunderttausende von Menschen dafür hingeopfert, haben sie nach 30 Jahren endlich eine wohlgeregelte Colonie mit Departements, Präfecten, Militär und forcirtem Ackerbau. Was eine weise Regierung nur irgend für Maßregeln zur Hebung eines Landes zu ersinnen vermag, ist in Frankreich für das Schoskind Algier gethan, und dennoch bringt es nicht nur nichts ein, sondern kostet dem Mutterlande jährlich 60 Millionen Francs. Nun hat Napoleon die Colonialpolitik der letzten Ludwige wieder aufgenommen. In der Ermordung einiger katholischer Bischöfe fand sich Gelegenheit, mit Cochinchina anzubinden.

Nach fünf Jahren und abermaligen großen Geld- und Menschenopfern hat man es endlich dahin gebracht, das eroberte Land, mit dem Finger am Drücker der Gewehre, in Departements einzutheilen und Präfecten zu ernennen, wenn auch größtentheils noch in partibus. Jetzt hat sich aber herausgestellt, daß Cochinchina ein Kirchhof für Europäer und als Colonie sehr problematisch ist. Man wendet deshalb die Blicke auf eine gesündere Gegend, und dies ist zunächst die an das anamitische Reich grenzende Kambodscha. Der sie durchströmende Kambodschafluß reicht einige 100 Meilen in Siam hinauf, und seine Schiffbarkeit bildet das schönste Transportmittel für alle Producte des reichen Landes. Der Boden ist zwar auch theilweise sumpfig, aber das Klima im Vergleich zu Saigon viel gesünder. Zwar gehört die Kambodscha zu Siam,

allein da sie im vorigen Jahrhundert noch einen Theil von Anam bildete, läßt sich ja leicht das Nationalitätsprincip in Anwendung bringen, und überdies kann die Auffindung eines Differenzpunktes Frankreich keine Schwierigkeiten machen. Um diesen recht schleunig herbeizuführen, haben die Franzosen im December 1861 Pulo Condore besetzt und als französisches Eigenthum erklärt. Pulo Condore ist eine ziemlich große Insel mit zwei schönen Häfen vor der Mündung des Kambodschaflusses und war bis dahin im Besitze des Königs von Siam. Die Häfen geben eine vortreffliche Flottenstation und beherrschen vollständig die ganze Kambodscha. Da man jedoch glaubte, daß die Besitznahme vielleicht noch nicht den gewünschten Zweck haben werde, so ging man in Bangkok selbst gleichzeitig noch weiter. Nach den Verträgen darf kein bewaffnetes Schiff in den Mainam hinein, und ebenso wenig dürfen fremde Truppen das Land betreten. Am Tage, als wir vor Bangkok anlangten, war aber eine vollarmirte Corvette bis zur Residenz hinaufgedampft. Gleichzeitig brachte ein französisches Dampftransportschiff die siamesische Gesandtschaft, welche Frankreich besucht hatte. Der Kaiser schickte mit dieser Gesandtschaft einen eigenhändigen Brief an den König und das Großkreuz der Ehrenlegion. Der Brief ging also die Franzosen weiter nichts an, und König Mongkut gab dies auch deutlich dadurch zu erkennen, daß er ihn auf das feierlichste mit 24 königlichen Piroguen von 16—30 Ruderern einholen ließ. Trotzdem bestanden aber die Franzosen darauf, auch ihrerseits das Handschreiben mit den gehörigen Ehren zu begleiten, und es wurden 50 Mann Soldaten ausgeschifft, die zwar nicht den Brief geleiteten, aber acht Tage in Bangkok verweilten.

Es scheint nicht, daß dies Verfahren die gewünschte Wirkung herbeigeführt hat. Mit der Zeit wird sie jedoch wol eintreten, und die Maßregeln, daß alle in Siam ansässigen Cochin-

chinesen sich beim französischen Consul einschreiben können und dadurch factisch unter französischen Schutz gestellt werden, zielt wol auch darauf hin. Wenn China und Mexico erledigt sind, wird Siam an die Reihe kommen, bis dahin hält man die Wunde offen. Von englischer Seite wurden natürlich alle diese Vorgänge mit eifersüchtigen Augen betrachtet; allein was wollen die Engländer machen, wenn die Franzosen wirklich Siam erobern? Sie haben sich in China schon lange daran gewöhnen müssen, dem französischen Einflusse zu weichen, und die Franzosen haben auch anderwärts ähnliche Sachen gemacht, ohne die Engländer zu fragen. Ueberdies würden jene nur mit demselben Rechte handeln, mit dem die Engländer seit Jahrhunderten in Indien annectirt haben, mit dem Rechte des Stärkern, und ich bedauere nur von Herzen, daß Preußen nicht ebenfalls Colonien annectirt. Es gibt deren noch genug, bei deren Besitznahme kein legitimes Recht verletzt wird, und es bedürfte wol nur einer Offerte an Holland, um die Hälfte von Sumatra oder Borneo zu erlangen. Sie wären beides gar zu gern los, da das Mutterland für die productive Colonisirung so ungeheurer Länderstrecken zu klein ist, und nach allem, was man an Ort und Stelle darüber hört, fürchten die Holländer am Ende nur für andere zu arbeiten. Sie allein können kaum Java gegen einen feindlichen Angriff halten, geschweige denn die übrigen Sunda-Inseln. Daraus machen sie sich kein Geheimniß, und sie würden es deshalb lieber friedlich an eine stammverwandte Nation abtreten, die ihnen im Fall der Noth zur Seite steht, als in steter Angst schweben, es zu verlieren. Java bringt jährlich 40 Millionen Gulden netto in den Staatsschatz. Sumatra ist ebenso reich, und unsere Finanzen könnten, abgesehen von allen andern Vortheilen, wol eine solche Unterstützung gebrauchen.

Von einem Widerstande gegen französische Vergewaltigung dürfte in Siam kaum die Rede sein, solange nicht andere

Maßregeln zur Vertheidigung des Landes getroffen werden. Wenn die Franzosen wollen, so schicken sie in drei Tagen eine Dampfflotte von Saigon nach Bangkok, die weder durch die Kanonen noch Sperrketten aufgehalten werden wird, und die Hauptstadt und damit das Land gehört ihnen. Wenn es auch keine Militärstraßen in Siam gibt, so sind doch die vier Hauptflüsse für Dampfkanonenboote fahrbar und das Land fremden Truppen daher bis an seine äußersten Grenzen zugänglich. Der König besitzt zwar ein europäisch gebautes Geschwader von mehreren Schraubencorvetten und kleinern Dampffahrzeugen, allein das unglückliche Princip, nichts zu repariren, und die auf halbem Wege stehen bleibende Civilisation der Siamesen macht diese Schiffe ebenso wenig furchtbar als die verrosteten Kanonen der Forts. Die 200 Kanonenboote, welche einst mit einem enormen Kostenaufwande in einem Anfalle von Vertheidigungsfieber gebaut worden, und für deren jedes ein eigener Hafen gegraben wurde, liegen im Hafen total verfault und zum größten Theil bis an den Rand mit Wasser gefüllt.

Ebenso wenig ist das siamesische Heer, dessen einigermaßen brauchbarer Theil 10000 Mann nicht übersteigt, im Stande, einen gelandeten europäischen Feind wieder zu vertreiben. Trotz ihrer Tapferkeit, hinter der das Strafgesetzbuch steht, das jedem mit Hinrichtung droht, der nur auf Klafterlänge vor dem Feinde zurückweicht, sind die siamesischen Soldaten den tapfern Chinesen nicht viel überlegen, und wenn der König auch seit 10 Jahren europäische Uniformen und Exercitium eingeführt hat, so ist das Wesen der Armee nicht viel damit verbessert.

Und doch kann es kaum ein Land geben, das leichter zu vertheidigen wäre als Siam. Ein paar starke Forts an der Mündung jedes der vier Flüsse, einige schwimmende Batterien, beides mit wirksamen Geschützen armirt und von tapfern

Soldaten vertheidigt, würden jeden Angriff vergeblich machen, da die Natur des morastigen Bodens jede Landung an der Küste verbietet.

Sollte Siam aber von einer europäischen Macht erobert werden, so ist es zugleich das Land, um die Kriegskosten zu bezahlen. Wenn auch die orientalische Ueberschwenglichkeit der Bewohner Bangkoks die Schätze des Palastes übertreiben mag, so ist der darin enthaltene Reichthum an edlen Metallen und Juwelen doch ganz bedeutend und für europäische Begriffe immer fabelhaft. So z. B. stehen in dem Tempel, in dem den Königen bei ihrer Thronbesteigung der Eid geleistet wird, und der sich ebenfalls innerhalb der Palastmauern befindet, einige dreißig Buddhastatuen von 6 Fuß Höhe aus massivem Golde, und die Stirn eines jeden dieser Götzen ist mit einem nußgroßen Diamanten geschmückt. Außerdem enthält dieser Tempel noch eine andere Statue des Buddha von 1½ Fuß Höhe aus einem einzigen Smaragd geschnitten. Das kostbarste Prachtstück ist jedoch das vom jetzigen König bei der Thronbesteigung seinem verstorbenen Bruder gesetzte Monument, an dem 600 Goldschmiede unausgesetzt neun Monate arbeiteten. Es ist 31 Fuß hoch und besteht aus neun Abtheilungen, die zusammen ein Thor bilden, das mit starken Goldplatten bedeckt und auf das feinste ciselirt ist. Auf dem Thore steht eine 9 Fuß hohe massiv goldene Urne, welche die Ueberreste des verstorbenen Königs enthält. Ist Dankbarkeit nach Geldsummen zu berechnen, so hat Phra Sombet Mongkut es sich etwas Gehöriges kosten lassen, um seine Dankbarkeit dafür an den Tag zu legen, daß sein Bruder ihm die Thronfolge überließ und ihn nicht zu Gunsten des eigenen Sohnes aus der Welt schaffte.

Das Klima von Siam ist im allgemeinen trotz der Ueberschwemmungen, des Marschbodens und der vier bis fünf Monate dauernden Regenzeit nicht so ungesund, als man

glauben sollte. Wechselfieber sind zwar sehr häufig aber leicht und nur die Waldfieber sind den Europäern gefährlich, weil sie fast immer einen tödlichen Ausgang nehmen. In Bangkok, wo der Seewind Zutritt hat, ist jedoch nichts zu fürchten, da die Waldfieber nur im Innern in den Urwaldregionen grassiren. Nur Dysenterien sind sehr häufig und lebensgefährlich, und namentlich litten unsere Schiffsmannschaften sehr darunter, von denen über 20 Mann dieser Krankheit und ihren Folgen erlagen.

Die Abschließung unsers Vertrags in Siam machte durchaus keine Schwierigkeiten. Schon seit einem Jahre war Graf Eulenburg vom Könige erwartet, der sehr gern mit Preußen in Verbindung treten wollte, und die Einleitungen zu den Verhandlungen nahmen alsbald nach Ankunft des Gesandten ihren Anfang. Voraussichtlich war nach sechs Wochen alles nach Wunsch geordnet. Da das Geschwader alsdann nach Preußen zurückgehen sollte, so lag für die Elbe als Transportschiff keine Veranlassung zum fernern Verbleiben vor, und wir traten demnach am 24. December 1861 unsere Reise nach der Heimat an. Der Vertrag selbst wurde im Februar 1862 zu allseitiger Zufriedenheit abgeschlossen. Graf Eulenburg ging mit der Gesandtschaft von Singapore aus über Land nach Europa und die Schiffe im März über Java nach der Capstadt. Hier verweilten sie einige Wochen, um sich zu trennen. Die Arkona segelte heimwärts, die Thetis dagegen zuerst nach den La Platastaaten und Bahia, welchen letztern Ort sie Mitte Juli verließ, um dann ebenfalls nach Preußen zu gehen.

35.

Abreise der Elbe von Bangkok am Weihnachtsabende 1861. Ankunft zu Anjer auf Java. Einladung und Reise nach Serang, dem Sitze der Regentschaft. Ueppigkeit und hoher Culturstand der Landschaft. Die blühenden Verhältnisse der Colonie Java. Die Holländer als Mustercolonisten. Die Agrarverhältnisse und die Behandlung der Eingeborenen. Der Ertrag Javas und die Vortheile, welche Holland aus der Colonie zu ziehen weiß. Die Stadt Serang. Das Schachspiel der japanischen Großen. Rückreise nach Anjer.

Mit freudigem Herzklopfen empfingen wir Ende December 1861 den Befehl zur Rückkehr nach dem Vaterlande. Am Weihnachtsabend, dem dritten, welchen wir fern von den Unsern und der Heimat verlebten, verließen wir mit schwachem Landwinde die Rhede von Bangkok und steuerten dem Süden zu. Wir hatten uns auf eine vierzehntägige Reise nach Singapore gefaßt gemacht, da der Januar für den Golf von Siam gewöhnlich reich an Windstillen ist, wurden jedoch angenehm durch eine frische Nordostbrise enttäuscht, die uns schon am 29. December, also in fünf Tagen, an unsern nächsten Bestimmungsort brachte. In Singapore mußten wir zur Ausführung einiger Reparaturen vierzehn Tage bleiben. In der Physiognomie der Stadt und Insel hatte sich seit unserer letzten Abwesenheit nichts Wesentliches geändert, und ich wüßte nichts Bemerkenswerthes zu meiner frühern Schilderung hinzuzufügen. In Siam hatten wir bereits mehrere

Thiere für den Zoologischen Garten in Berlin an Bord genommen, und diese Sammlung wurde noch beträchtlich in Singapore vermehrt, da die großen leer stehenden Räumlichkeiten des Schiffs eine äußerst günstige Gelegenheit für den Transport gewährten. Um diese Sammlung möglichst reichhaltig zu machen, liefen wir auch Anjer auf Java an, den Punkt, wo, wie ich schon früher erwähnte, sämmtliche von Ost und West kommenden Schiffe anlegen, um sich nach langer Seereise zu erquicken oder Erfrischungen für eine solche mitzunehmen. Leider trafen wir es schlecht mit der Witterung. Der Nordwestmonsun ist der Winter in Java und im Januar namentlich fast täglich von anhaltendem Regen und heftigen Stürmen begleitet.

Wir hatten von Singapore nach Anjer eine außergewöhnlich schnelle Reise von nur drei Tagen, während Schiffe selbst im Nordwestmonsun selten unter acht Tage gebrauchen, und langten am 16. Januar 1862 früh auf der Rhede an. Unser Aufenthalt dauerte sechs Tage. Aber trotz der kurzen Zeit, des nur selten unterbrochenen Regens und der anhaltenden Stürme verlebten wir auf Java die schönsten und angenehmsten Tage und nahmen von der prachtvollen Insel Erinnerungen mit, die lange in unsern Herzen nachhallen und von allen auf der Reise empfangenen Eindrücken am lebendigsten bleiben werden.

Es ist von Reisenden viel und mit Recht die Gastfreundschaft gerühmt, welche ihnen im Auslande entgegengetragen wird; aber Java ist das Land, wo man dieselbe in einem über alles Lob erhabenen Grade übt. Die Holländer erweisen sich den Deutschen gegenüber als ein wahrer Bruderstamm, und wo wir mit ihnen zusammengetroffen, haben sie uns mit der herzlichsten Freundschaft empfangen.

Wir waren kaum einige Stunden vor dem lieblichen Anjer zu Anker gekommen, als wir bereits telegraphisch von dem

Residenten der Provinz Bantam, zu der Anjer gehört, eine Einladung nach Serang, dem Sitz der Residentschaft, erhielten. Zugleich wurde eine mit sechs Pferden bespannte und von zwei Vorreitern begleitete Extrapost gestellt, und schon nach einer halben Stunde flogen wir mit Windeseile durch die reichen und hochcultivirten Fluren der schönen Insel, der Perle nicht allein aller holländischen, sondern sämmtlicher Colonien der Welt. Serang liegt 22 Paal oder 5½ deutsche Meilen von Anjer entfernt, eine Tour, die wir in zwei Stunden zurücklegten, inclusive des durch vier Relais entstandenen Aufenthalts. Der Weg, eine auf beiden Seiten bepflanzte Chaussee, war nicht gepflastert, sondern mit Rasen bedeckt, auf dem es sich so sanft wie auf einem Teppich fuhr. Dieser führte zuerst eine halbe Meile am Strande entlang und bog dann in das Innere ein, wo er sich bald durch Reis- und Zuckerfelder, bald durch mächtige Waldungen hinzog, die, sorgsam gelichtet, den Kaffeeplantagen durch ihre reichen Blätterkronen als Schirm gegen die brennenden Strahlen der Tropensonne dienten. Ein steter Wechsel der Scenerie, die eine immer lieblicher und schöner als die andere, erfreute das Auge. Die üppige Vegetation, die reichen großartigen Formen der tropischen Flora gaben Zeugniß von der unerschöpflichen Productionskraft des jungfräulichen Bodens und die treffliche Cultur des Landes von dem Fleiße und der Industrie der Bewohner. Ich erinnere mich nicht, je eine europäische Colonie in einem so blühenden Zustande gesehen zu haben wie Java, das ich auf meinen frühern Reisen von vielen verschiedenen Punkten kennen gelernt, aber überall so wie hier gefunden habe.

Man macht den Holländern viele Vorwürfe, man nennt sie engherzig, starrköpfig, altväterisch, und behauptet, daß sie nicht mit der Zeit fortschreiten. Mag dies mit Recht oder Unrecht geschehen, so viel steht fest, daß sie das Colonisiren

verstehen wie keine andere Nation. Das können sogar die Engländer nicht in Abrede stellen, obwol sie es mit Widerstreben zugeben und gleichzeitig ihre Rivalen der Inhumanität zeihen. Letzteres ist jedoch eine ungerechte Behauptung, und ich überlasse es dem Leser, darüber selbst zu urtheilen, indem ich das holländische auf Java befolgte System in kurzen Worten schildere.

Da das Mutterland stets außer Stande war, die ostindischen Colonien, von denen Java allein eine Bevölkerung von 9 Millionen zählt, durch bloße physische Machtentwickelung in Unterthänigkeit zu halten, welche die javanischen Fürsten und Kronprätendenten oft abzuschütteln versuchten, so sah sich die Regierung genöthigt, eine moralische Gewalt zu Hülfe zu rufen, indem sie seit der frühesten Occupation einen jeden Europäer dem Eingeborenen gegenüber als höheres Wesen hinstellte. Wir finden dies Princip ebenfalls bei allen übrigen europäischen Colonialmächten; allein die Holländer sind die einzigen, welche es nicht gemisbraucht und daher von ihren Unterthanen weder als Despoten gehaßt werden noch ihr Ansehen als eine höher stehende Rasse durch erniedrigende Handlungen eingebüßt haben. Neben einer unnachsichtlichen und drakonischen Strenge, sobald sich ein Eingeborener gegen einen Weißen vergangen, herrscht andererseits die unparteiischste Gerechtigkeit im umgekehrten Falle, und ein Eingriff in die Rechte eines Eingeborenen wird stets an dem Weißen geahndet. Die größte Schonung aller religiösen und socialen Vorurtheile des Volks ist einer der ersten Regierungsgrundsätze, und es wird z. B. kein Beamter angestellt, der nicht der malaiischen Sprache mächtig ist. In frühern Zeiten, wo die einheimischen Fürsten noch öftere Empörungsversuche machten, wurden abends häufig Europäer auf den Straßen ermordet, und es schien unmöglich, sich gegen solche Ueberfälle zu schützen, da die braunen Javanen in der Dunkelheit nicht von den umge-

benden Gegenständen zu unterscheiden waren. Es wurde daher ein Gesetz erlassen, daß jeder Farbige auf der Insel nach Sonnenuntergang eine Fackel zu tragen habe. Wer ohne eine solche betroffen wurde, der ward am folgenden Tage gehängt. Diese Maßregel, infolge deren sofort dem Unwesen ein Ziel gesetzt wurde, ist ein Beispiel, wie die Holländer es verstanden, sich gefürchtet zu machen. Als wir nach Serang fuhren, bückten sich die uns begegnenden Eingeborenen vor uns zur Erde nieder und nahmen den Hut ab, eine Disciplin, welche sie beständig daran erinnern soll, daß die Weißen ihre Herren sind.

Die Sklaverei besteht factisch auf Java, jedoch wird sie so milde gehandhabt, daß sie eher einer patriarchalischen Abhängigkeit gleicht. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, dies Verhältniß zu beobachten, aber fast überall eine rührende Anhänglichkeit der Sklaven an ihre Herrschaft gesehen, die nur ein Resultat der humanen Behandlung sein konnte. Mishandlungen jeder Art sind streng vom Gesetz verboten, und der betreffende Herr hat auf eine begründete Klage des Sklaven diesen sofort freizulassen. Die Holländer waren jedoch nicht damit zufrieden, eine schöne Insel zu besitzen und 9 Millionen Javanesen ihre Unterthanen zu nennen, sie wollten auch allen möglichen Nutzen daraus ziehen und bewerkstelligten dies folgendermaßen. Zunächst erklärten sie alles bereits vorhandene und noch zu bearbeitende Culturland wie überhaupt den gesammten Grund und Boden der Insel für Staatseigenthum, das wol von Weißen als Besitzthum erworben, von den Eingeborenen aber nur pachtweise benutzt werden konnte. Einer jeden Ortschaft wurde nach Verhältniß ihrer Einwohnerzahl eine bestimmte Quantität Land zugetheilt, aber für die Nutznießung dem Bauer zugleich auferlegt, so und so viel Kaffee, Zucker u. s. w. der Regierung für einen gewissen Preis zu liefern. Diese Verordnung hatte einen doppelten Zweck; einmal brachte

sie dem Staatsschatze eine ganz beträchtliche Summe ein, und sodann hielt sie die von Natur trägen Javanesen an, das Land zu cultiviren und sich an eine thätige Lebensweise zu gewöhnen.

So z. B. werden von 2 Morgen Land 5 Pikul (120 Pfund Zollgewicht) Kaffee verlangt und jeder Pikul von der Regierung mit 7 Fl. (4 Thlr.) bezahlt. Die 2 Morgen Land können aber mindestens 10 Pikul hervorbringen, sodaß der fleißige Eingeborene die Hälfte sein Eigenthum nennen kann. Den Ueberfluß des Ertrags nimmt ebenfalls die Regierung, aber sie bezahlt ihn mit dem gangbaren Preise und zu dem wirklichen Werthe von 28 Fl. pro Pikul, und zwar an Ort und Stelle, sodaß dem Producenten keine weitern Kosten für Transport rc. erwachsen. Der Bauer kann daher durch Fleiß und Thätigkeit sich nicht allein einen bequemen Lebensunterhalt, sondern sogar ein Vermögen erwerben, da die Regierung ihm gegen jene Bedingungen eine beliebige Quantität Land überläßt. Wenn auch in der ersten Zeit diese Einrichtung wenig Anklang fand, bewährt sie sich doch von Jahr zu Jahr mehr, und die Production der Insel sowie die Wohlhabenheit der Bewohner hebt sich beständig.

So ist es gekommen, daß Java jetzt einen Nettoertrag von 40 Mill. Fl. abwirft, daß es Holland in den Stand setzt, eine Armee von 10000 Mann in den Colonien, eine Flotte zweiten Ranges zu erhalten, die Zinsen seiner enormen Staatsschuld zu decken und außerdem noch einen beträchtlichen Ueberschuß in den Staatsschatz abzuführen, abgesehen von dem Nutzen, den Rhederei und Handel des Landes aus der Colonie ziehen.

Und die Javanesen befinden sich wohl dabei. Anstatt der ewigen Fehden der vielen einheimischen Fürsten, die gegenseitig das Eigenthum der Unterthanen raubten und diese als Sklaven verkauften, erfreuen sie sich unter der Herrschaft

der Holländer einer friedlichen Ruhe und des Schutzes ihres Eigenthums. Das Land erblüht überall wie ein Garten, Armuth existirt nicht, und wenn den Holländern vorgeworfen wird, daß sie nichts für das geistige Wohl ihrer Unterthanen thun, weil sie in Java keine Missionare zulassen und alle Proselytenmacherei streng verpönten, so sind sie wenigstens bestrebt, deren materielles Wohl auf jede Weise zu fördern, und das ist mehr, als im allgemeinen von den übrigen europäischen Colonialmächten in Bezug auf ihre farbigen Unterthanen gesagt werden kann. In Java gibt es z. B. keine concessionirten Opium-Shops wie in den englischen Colonien, aus denen die Regierung auf Kosten der moralischen und physischen Gesundheit ihrer Unterthanen schwere Steuern zieht. Sodann bin ich mit den Holländern aber auch der Ansicht, daß die farbigen Völker und besonders die Bewohner der Tropenländer unfähig sind, je die Culturstufe der kaukasischen Rasse zu erreichen, daß zu ihrer höhern geistigen Entwickelung vor allem erst eine Gewöhnung an ein thätiges Leben erforderlich ist, und daß die Regierung ihre vornehmste Pflicht erfüllt, wenn es ihr gelingt, durch weise Maßnahmen eine solche Wandlung herbeizuführen.

Serang ist ein kleines befestigtes Städtchen, reizend gelegen und mit dem Militär von circa 200 Europäern bewohnt. Die vornehmsten Gebäude sind die Wohnungen oder vielmehr Paläste des Residenten und des javanesischen Regenten. Neben den holländischen Beamten in den Residentschaften gibt es nämlich noch stets eingeborene, die gewöhnlich aus den angesehensten javanischen Familien stammen und deren Ergebenheit sich die Holländer sichern wollen. Jede Provinz hat deshalb außer dem Residenten noch einen inländischen Regenten, der ein Gehalt von 12000 Fl. bezieht, und dem alle Ehrenbezeigungen eines Gouverneurs erwiesen werden. Wir machten dem Regenten von Bantam unsere Aufwartung

und fanden in ihm einen liebenswürdigen alten Herrn, der der holländischen Sprache vollständig mächtig war, und mit dem wir uns auf das angenehmste unterhielten. Leider verstattete die Kürze unsers Aufenthalts nicht, einigen javanischen Festlichkeiten, die nach Verlauf einer Woche stattfinden sollten, beizuwohnen; doch verschaffte uns der Regent noch ein originelles Schauspiel, das wol einzig dasteht. In einem mächtigen Saale seines Hauses befanden sich 64 quadratische Erhöhungen von ein Fuß angebracht, die zusammen wieder ein Quadrat bildeten. An den Seiten des letztern liefen Reihen von Sitzen, zu denen wir geführt wurden. Gleichzeitig erschienen 32 Javanesen in phantastischem Aufputz und nahmen, sich einander gegenüberstellend, auf ebenso viel Erhöhungen Platz. Der Regent begann nun, die eine Partei und ein anderer hochstehender Javanese die zweite zu commandiren. Bis dahin wußten wir nicht die Bedeutung dieses Schauspiels, jetzt wurde es uns aber klar, daß wir vor einem kolossalen Schachbret saßen, dessen Figuren die 32 Javanesen waren. Das Spiel, welches jedoch in einer von der unsern abweichenden Weise gespielt wird, ist eine der vornehmsten Belustigungen der javanischen Großen, und fast alle haben in ihren Wohnungen einen solchen Schachsaal.

Am andern Tage kehrten wir in Begleitung des Residenten, seiner Familie und des Regenten, die unser Schiff sehen wollten, nach Anjer zurück. Wir hatten vier Wagen, jeder mit sechs Pferden bespannt, und da uns außerdem circa 40 Vorreiter und Bediente zu Pferde geleiteten, so bildete der Zug eine fürstliche Cavalcade, die mit Windeseile dahinbrauste, bisweilen jedoch plötzlich ins Stocken gerieth, wenn es den eigensinnigen Ponies einfiel, still zu stehen, was sie bei jeder Steigung des Weges versuchten und gewöhnlich auch trotz alles Schimpfens und Peitschens durchsetzten. Es blieb dann nichts anderes übrig, als daß sämmtliche Reiter absaßen und

den Wagen so lange vorwärts schoben, bis er den Pferden in die Hacken kam und diese sich durch solches von der Peitsche unterstützte Manöver bewogen fanden, ihren Weg fortzusetzen.

Bei unserer Ankunft in Anjer wehte es so hart und das Wetter blieb auch später so lange schlecht, daß wir drei Tage lang von unserm Schiffe abgeschnitten waren. Erst am vierten Tage konnten unsere liebenswürdigen Wirthe das Schiff besuchen, und am folgenden sagten wir ihnen und dem schönen Java Lebewohl, um dem Süden zuzusteuern und für lange Wochen wieder auf dem blauen Wasser umherzuschwimmen.

36.

Ein neuer Weg durch den Indischen Ocean. Ankunft der Elbe am Cap der guten Hoffnung. Die Tafelbai und der Tafelberg. Die Capstadt, ihre Lage und Bevölkerung. Die „Afrikaner". Die holländischen Colonisten und die Engländer. Vernachlässigung der Communicationsmittel und ihre Folgen. Handel und Erzeugnisse der Capcolonie. Der Capwein. Das Dorf Constantia. Zwei große deutsche Firmen in der Capstadt. Warnung an die Deutschen. Die Kafferkriege. Gouverneur Sir George Grey. Das Kaffercollegium. Die Kaffertruppen. Die Hottentotten.

Wir nahmen nach dem Cap der guten Hoffnung einen andern als den gewöhnlichen Weg. Der Amerikaner Maury, dessen Forschungen die Schiffahrt so unendlich viel verdankt, empfiehlt nämlich, statt des üblichen diagonalen Curses, zwischen den Breitenparallelen von 15—20 Süd bis nahe Mauritius zu segeln und dann erst südlich zu gehen, weil in jenem Breitengürtel der Südostpassatwind am stärksten wehe und die Schiffe deshalb eine schnellere Reise machen würden. Wir beschlossen, diese neue Tour zu versuchen, und fanden, wie früher schon so oft, daß Maury recht habe. Wir durchsegelten in einer Zeit von funfzehn Tagen eine Strecke von 765 geographischen Meilen und liefen am 28. Tage, nachdem wir Java verlassen, die südöstliche Spitze von Afrika an. Wir trafen hier zwei Theeschiffe, die von China kamen. Hierzu werden stets die besten Segler genommen, da der Thee durch längere Seefahrten leidet, und es war kein kleiner Triumph für uns, daß beide Schiffe zwölf Tage vor uns die Sundastraße verlassen, aber doch nicht eher als wir an jenem Punkte angekommen waren, weil sie den gewöhnlichen Weg

genommen. Wir hatten daher lediglich der neuen Tour unsern bedeutenden Vortheil zu danken.

Die verhältnißmäßig kurze Strecke von der Südostspitze Afrikas nach dem Cap der guten Hoffnung, welche sich bequem in vier Tagen zurücklegen läßt, kostete uns jedoch sieben Tage, da wir noch einen 36stündigen schweren Weststurm durchzumachen und überhaupt fast den ganzen Weg zu kreuzen hatten. Am 37. Tage liefen wir in die Tafelbai ein, gerade als der Tafelberg sich mit einem weißen Wolkentuche bedeckt hatte und uns den Tafeldecker in Gestalt einer sehr steifen Südostbrise entgegensandte. Diese Südoster sind am Cap eine ganz eigenthümliche meteorologische Erscheinung. Sie wehen fast ausschließlich während der Sommermonate, bisweilen nur nachmittags, bisweilen tagelang und gewöhnlich mit einer Gewalt, daß sie eher Stürme als Winde genannt werden müssen; doch beschränken sie sich merkwürdigerweise auf die Tafelbai, die kaum eine geographische Meile im Durchmesser hält. Ihre Grenze ist so scharf, daß man häufig das Schauspiel hat, von zwei Schiffen, die kaum 200 Schritte im Eingange der Bai voneinander entfernt sind, das eine in totaler Windstille liegen zu sehen, während das andere fast nur Sturmsegel führen kann.

Der Mann, welcher die Südspitze Afrikas das Cap der „guten Hoffnung" nennen konnte, muß mehr als anspruchslos gewesen sein. Ich glaube, daß kein Schiff dasselbe umschifft, ohne von Stürmen heimgesucht zu werden, und obwol ich es diesmal bereits zum sechzehnten mal passirte, kann ich mich nur einer einzigen Tour erinnern, die auch nur annähernd gut hätte genannt werden können. Sein erster Entdecker nannte es das „Cap der Stürme", und dies ist es im wahrsten Sinne des Worts.

Das Cap der guten Hoffnung erstreckt sich als eine schmale felsige Landspitze von ungefähr acht Meilen Länge südlich in

den Ocean hinein, dessen gewaltige Wellen sich schäumend an seinen steilen Wänden brechen. Das nördliche Ende dieser Landspitze bildet der Tafelberg, so benannt wegen seiner abgeflachten Kuppe, die viel Aehnlichkeit mit einer Tischplatte hat. Westlich von diesem Berge bildet die Küste des Festlandes die Tafelbai und östlich die Simons- oder Falsche Bai, beides unsichere und sehr oft gefährliche Ankerplätze, namentlich im Winter, wo Weststürme in die erstere und Ostwinde in die letztere eine so himmelhohe See wälzen, daß die darin ankernden Schiffe fast immer auf den Strand treiben, wie dies vor zwei Jahren mit neun Schiffen an Einem Nachmittag geschah. Man hat jetzt den Bau einer Mole in der Tafelbai begonnen, die eine englische Meile weit halbmondförmig hinausgeführt werden soll. Sie wird einige Millionen kosten und vor den nächsten zehn Jahren auch nicht fertig werden, aber der dadurch geschaffene sichere Hafen wird von unberechenbarem Nutzen für die Colonie werden und namentlich die Capstadt ganz bedeutend heben. Diese liegt am südöstlichen Theile der Bai und am Fuße des Tafelbergs in einer sandigen und von aller Vegetation entblößten Ebene. Sie macht deshalb keinen freundlichen Eindruck, und nur an der Ostseite, wo Geld und Kunst die Natur verbessert haben, schmückt das Grün von Gärten und Parks den öden Strand. Unter den letztern zeichnet sich der botanische Garten wenn nicht durch seine Größe, so doch durch seine Reichhaltigkeit und Schönheit aus. Das Cap besitzt jenes glückliche Klima, wo die Palme neben der Eiche, Kaffee und Zucker neben unserm Korn und die Weintraube neben der Banane reift; was daher in unsern Gärten sich hinter Glas ängstlich bergen muß, blüht und grünt hier im Freien wie in der Heimat. Am stärksten sind australische Pflanzen hier vertreten, unter denen zahlreiche Arten von Testudinarien durch ihre sonderbaren Formen hauptsächlich auffallen.

Die Physiognomie der Stadt ist echt englisch. Sie zählt 40000 Einwohner, von denen jedoch nur etwa 6—7000 unvermischtes europäisches Blut haben. Die übrigen Bewohner bezeichnet man mit dem Namen Afrikaner, und sie begreifen alle Mischlinge von Europäern mit Negern, Hottentotten, Kaffern und sonstigen Farbigen. Unter letztern zeichnen sich noch die sogenannten Malaien aus. Dies sind die Abkömmlinge von malaiischen Sklaven, welche die Holländer früher, als sie noch das Cap besaßen, von ihren ostindischen Besitzungen einführten. Als die Engländer das Cap eroberten, wurden die Malaien frei, und sie bilden jetzt die niedere Bürgerklasse. Der Name Malaie ist jedoch fast das einzige, was von ihrer ursprünglichen Nationalität übrig geblieben ist. Sie sind durch Vermischung mit Kaffern und Hottentotten ein ganz anderer Menschenschlag geworden, ein ausgezeichneter sowol in physischer als moralischer Beziehung, und zeigen sich, was jedenfalls Beachtung verdient, den Hottentotten und Kaffern weit überlegen. Sie erinnern sehr an die spanischen und französischen Basken, besitzen durchgängig eine schlanke Figur, einen kräftigen Körperbau und angenehme Gesichtszüge. Außerdem sind sie arbeitsam und penible reinlich: Eigenschaften, die unter Völkern, deren Heimat die Tropen sind, sehr selten angetroffen werden. Mit ihrer Nationalität haben sie auch ihre Sprache verloren, aber merkwürdigerweise sprechen sie nicht englisch, sondern, wie überhaupt fünf Sechstel sämmtlicher Coloniebewohner, holländisch. Das Cap ist seit 50 Jahren englisch, aber bisjetzt haben die Engländer es nicht dahin bringen können, ihre Sprache auch nur zur officiellen zu machen. Sie sind noch immer gezwungen, ihre Gesetze, Bekanntmachungen in Holländisch zu erlassen, weil außerhalb der Capstadt und Simonstown kein Colonist, außer den geborenen Engländern, englisch versteht. Kirchen, Schulen, Zeitungen, alles ist holländisch, und der englische Beamte oder Kaufmann muß

diese Sprache lernen, wenn er am Cap fortkommen will. Hier sind zwei zähe Volkscharaktere zusammengetroffen, aber die Holländer sind die zähern. Sie werden nie englisch werden, und wie die Transvaal-Republik und die Freestates sich losgerissen, kann es nicht lange dauern, daß auch die östlichen Theile der Colonie sich als selbständige Republik abtrennen werden. England thut auch nichts, um sich die Liebe der Colonisten zu erwerben. Würde es für bessere Communication oder Sicherung der Häfen sorgen, so würde sich die Colonie sehr bald ungemein heben, und es würden sich mehr Einwanderer hinziehen; aber die mangelnden Straßen machen alles so übermäßig theuer, daß der unbemittelte Einwanderer gar nicht auf einen grünen Zweig kommen kann und jeder abgeschreckt wird. Was hilft es z. B. dem Handwerker, wenn er auch täglich 1 Pfd St. verdient, aber dafür das Quart Milch in der Stadt mit 15 Sgr., das Schock Eier mit 3 Thlrn. und ein Huhn mit 1 Thlr. 15 Sgr. bezahlen soll? Man hat jetzt zwar eine Eisenbahn von der Capstadt nach Osten hin zu legen begonnen, jedoch muß diese die Colonie selbst bauen, und aus Mangel an Kapital schreitet sie nur sehr langsam vorwärts. Die Engländer allein betheiligen sich daran; die Boers hängen viel zu sehr am Althergebrachten, als daß sie ihre schweren Truhen öffnen und ihr Geld für eine solche Neuerung anlegen sollten. Seit Hunderten von Jahren sind sie gewohnt, ihre Erzeugnisse mit einem Gespann von 8 Pferden und 20 Ochsen mit gewaltigen Hörnern zu Markte zu bringen; weshalb sollten sie es ferner nicht mehr thun?

Selten sind wol Menschen weniger mit der Zeit vorwärts geschritten als diese Boers. Wie es ihre Vorfahren bereits vor 200 Jahren machten, so geschieht es noch heute. Der arre Republikanismus der ersten Colonisten wohnt ungebrochen in ihren Köpfen; sie leben abgeschlossen auf ihren Ge-

höften und kümmern sich weder um die Außenwelt noch um ihre Nachbarn, wenn sie nicht durchaus nöthig haben, mit ihnen zusammenzukommen. Mit der Bildung ist es daher schlecht bestellt, und die Schulen bieten ein trauriges Bild der Verwilderung.

Der Handel der Colonie ist unbedeutend im Verhältniß zu ihrer weiten Ausdehnung. Wolle und Wein sind die Hauptausfuhrartikel; Elfenbein, Kupfererz, Felle, Hörner und Straußfedern kommen in zweiter Reihe. Eingeführt werden Shirtings, Holz und alle Arten Industriewaaren, aber ebenfalls nur in beschränktem Maße, da Kaffern und Hottentotten außer einigen Baumwollenwaaren wenig gebrauchen. Die Hauptbeschäftigung der Landbewohner ist Viehzucht, jedoch sind sie wegen häufiger Dürren, von denen viele Landstriche heimgesucht werden, gezwungen, oft Hunderte von Meilen weit mit ihren Heerden zu nomadisiren. In der Capstadt ist der Futtermangel so groß, daß man Heu aus England importirt. Das Vieh vom Lande ist sehr schön, namentlich das Rindvieh. Die Schafe haben Fettschwänze und sind ebenfalls sehr groß. Wein wird im Verhältniß am meisten producirt. Er wird theils in Constantia, theils in der Umgegend von der Capstadt in sehr verschiedenen Qualitäten gebaut. Der Constantia ist, wie bekannt, der beste, und sind es namentlich zwei Weinberge, die ihn erzeugen. Es gibt davon vier Sorten: Constantia-Pontac, Frontignac, weißen und rothen Constantia, jedoch sind diese ziemlich theuer, und die beiden ersten Sorten muß man an Ort und Stelle mit einem Thaler die Flasche bezahlen. Außerdem existiren noch der Paulo-Constantia, der als echter Constantia auch nach Deutschland versandt wird, sowie Cap-Rheinwein, Cap-Madeira und Price-Pontac, von denen sich die Flasche am Orte auf ungefähr 12 Sgr. stellt, und die recht gute Tischweine sind.

Constantia liegt $1\frac{1}{2}$ Meilen östlich von der Capstadt am Fuße des Tafelberges, der die Weinberge gegen die kalten Südwinde schützt. Es ist ein kleines hübsches Dorf, das wegen seiner oasenartigen Erscheinung in der umgebenden dürren Sandwüste so viel mehr Anziehung besitzt und nicht nur von jedem Fremden, sondern auch vielfach von den Bewohnern der Capstadt selbst aufgesucht wird. Wir kamen gerade zur Weinernte und konnten uns an den Trauben erlaben, dem einzigen, was am Cap billig ist.

Unter den Handelshäusern der Colonie nehmen zwei deutsche Firmen: Suffert und Gebrüder Mosenthal, eine der ersten, wenn nicht die ersten Stellungen ein. Die letztere Firma besitzt im Innern große Länderstrecken, bedeutender als viele Fürsten- und Herzogthümer Deutschlands, und beginnt sie durch Deutsche zu colonisiren. Einige tausend Landleute sind aus der Gegend von Frankfurt auf Kosten der Herren Mosenthal übergesiedelt, und es geht ihnen sehr gut. Ohne einen Contract mit Mosenthal oder Suffert mögen sich deutsche Auswanderer jedoch wohl hüten, nach dem Cap zu gehen. Infolge der hohen Preise für alle Lebensbedürfnisse und der ihr bischen Habe bald aufzehrenden Reisekosten in das Innere, wo sie allein Beschäftigung finden können, gerathen sie leicht in Schulden, sind gezwungen, bei den Boers Dienste zu nehmen, und abgesehen davon, daß sie von diesen fast wie Sklaven gehalten werden, kommen sie selten wieder aus der Abhängigkeit heraus. An den Grenzen, wo sie noch am ehesten ein Unterkommen finden, haben sie außerdem noch ihre Existenz den Kaffern abzuringen, mit denen die Boers in tödlicher Feindschaft leben. Letztere schießen die Kaffern wie wilde Thiere nieder und machen jedes friedliche Leben mit diesen Stämmen dadurch unmöglich.

Diese Kaffernkriege haben der Colonie und England, das die Soldaten schickt, schon unendliche Opfer gekostet, ohne

daß sie irgendwelche Vortheile brachten. Die englische Regierung hat deshalb auf Anrathen des vorletzten Gouverneurs Sir George Grey, des besten, den die Capcolonie gehabt hat, eine andere Politik eingeschlagen, die wahrscheinlich besser zum Ziele führt. Alle unterjochten Kaffernstämme müssen Geiseln stellen, und zwar Kinder von 8—12 Jahren der Häuptlinge und Vornehmsten. Diese werden dann in das sogenannte Kafferncollegium in der Capstadt gebracht, das vor einigen Jahren zu diesem Zwecke gegründet wurde und von der Regierung mit 20000 Pfd. St. jährlich subventionirt wird. Hier bleiben sie bis zu ihren funfzehnten Jahre und werden in der christlichen Religion, in der englischen Sprache und in gemeinnützigen Kenntnissen unterrichtet. Mit dem funfzehnten Jahre wechselt man sie gegen frische Geiseln. Bei unserer Anwesenheit befanden sich einige funfzig dieser jugendlichen Kaffern im Colleg und darunter acht bis zehn Mädchen. Sir George Grey, dessen Amtsführung in England vielfach angegriffen ward, hat mit diesem Institut der Zukunft der Colonie jedenfalls den besten Dienst geleistet, und die heranwachsende und in der Capstadt gebildete Generation wird gewiß in friedlichen Verhältnissen mit den Europäern leben.

Die Kaffern sind in ihrer äußern Erscheinung den Negern ähnlich, jedoch viel hübscher und intelligenter als diese. Sie sind geborene Reiter und Krieger, muthig, tapfer und außerordentlich schlau. Einer ihrer Häuptlinge, Moshes, ist ein erfahrener General, der die Engländer mehr als einmal in die Klemme gebracht hat. Mit Infanterie ist gegen die berittenen Kaffern wenig auszurichten, ebenso wenig aber mit europäischer Cavalerie, und die Engländer haben deshalb einige Regimenter dieser Waffengattung aus den Stämmen treuer Kaffern gebildet, welche ihnen sowol im Kriege als im Frieden, wo sie als Polizei fungiren, die wesentlichsten Dienste leisten. Diese Kafferntruppen, von denen ein Regiment in

der Capstadt steht, machen auf den Fremden einen außerordentlich günstigen Eindruck. Es sind sämmtlich hübsche schlanke Leute von trefflicher Haltung, denen man das Reitertalent sofort ansieht.

Die Hottentotten erscheinen dagegen wie Krüppel und Zwerge. Man erkennt sie sofort an ihrer kleinen Statur, ihrem ängstlichen gedrückten Wesen, den auffallend häßlichen Gesichtszügen und dem überaus großen Munde. Sie sind von Natur sehr unreinlich und werden dadurch noch abschreckender. Von den Kaffern werden sie fast noch mehr verachtet als von den Europäern.

Unser Aufenthalt in der Capstadt dauerte drei Wochen, und wir verließen sie am 17. März, um unsere Weiterreise anzutreten.

37.

Die Heimreise. Naturbeschaffenheit, Bevölkerung und Verkehr der Insel St.-Helena. Das englische Geschwader an der westafrikanischen Küste. Verwendung der mit den Sklavenschiffen genommenen Neger. Die Insel Ascension. Ankunft der Elbe in Swinemünde am 29. Mai 1862. Die Opfer, welche die ostasiatische Expedition gekostet. Die Vortheile des Unternehmens für Gesammtdeutschland. Reellität, ein Haupterforderniß im Verkehr mit den Asiaten. Abschied vom Leser.

Am 29. März gelangten wir nach St.-Helena, wo wir ebenfalls einige Tage blieben, um unser Trinkwasser zu ergänzen. Von außen gewährt die berühmte Insel einen traurigen Anblick, und die starren Felsmassen, welche bis zur Höhe von 1000 Fuß steil aus dem Meere emporsteigen, lassen nicht ahnen, daß das Innere die reizendsten Thäler und Culturstrecken besitzt. St.-Helena hat 1½ Quadratmeilen im Umfange und ist von 8000 Menschen bewohnt, von denen etwa ein Drittel unvermischter europäischer Rasse sind. Die übrigen sind Abkömmlinge von Weißen, Negern und Malaien, und auch eine kleine Colonie von 3—400 Chinesen besteht hier, die sich mit Ackerbau beschäftigen und mit dem Zopfe alle Eigenthümlichkeiten ihres Vaterlandes bewahrt haben.

Die Hauptstadt und zugleich auch die einzige der Insel ist Jamestown von circa 1500 Einwohnern. Sie liegt an der Nordwestseite, und ihre Rhede ist mithin geschützt, da in diesen Breiten beständig der Südostpassatwind weht. James-

town ist eigentlich nur eine Straße, die sich in einem engen Thale einige tausend Schritt landeinwärts erstreckt. Da die Stadt zugleich der einzige Punkt der Insel ist, wo gelandet werden kann, so ist sie sehr stark befestigt. Mit ungemeiner Mühe und großem Kunstaufwand sind Plateformen aus den Wänden der steilen Küsten gesprengt, um Batterien darauf anzulegen, und diese erblickt man noch in der Höhe von 600 Fuß auf dem westlich von der Stadt liegenden Berge, zu dem eine Treppe von 735 Stufen in gerader Linie hinaufführt. Die Garnison benutzt diese gewiß einzig in ihrer Art dastehende Treppe täglich, um keinen Umweg zu machen, obwol dieser weit bequemer ist. Ich bin nur hinuntergegangen, aber ich rathe jedem Fremden, es mir nicht nachzuthun: ich habe acht Tage gebraucht, um die Schmerzen an meinen Füßen zu verwinden.

Das Klima von St.-Helena ist außerordentlich angenehm und gesund. Die Lage der Insel auf dem 15. Grade südlicher Breite innerhalb des frischen Südostpassatwindes bedingt dies. Sie bringt alle tropischen Früchte hervor und ist sehr fruchtbar, aber nicht die Hälfte des culturfähigen Landes ist bebaut. Der Ertrag reicht deshalb lange nicht zur Ernährung der Bewohner hin, und da der Ausfall durch Importen vom Cap der guten Hoffnung gedeckt werden muß, so kann man sich denken, wie theuer alles sein muß. Ausgeführt wird von der Insel nichts, und die ganze Bevölkerung lebt eigentlich nur von der Schiffahrt, d. h. von dem Wiederverkauf eingeführter Gegenstände an die Schiffe, welche die Insel anlaufen, um Wasser zu füllen. Die Zahl solcher Schiffe beträgt 2—3000 jährlich, da fast jedes von Ostindien kommende Fahrzeug St.-Helena als Anhaltepunkt wählt, und es besteht daher in Jamestown ein reger Verkehr. Im allgemeinen herrscht jedoch auf der Insel große Armuth, und das mangelnde Kapital ist auch die Ursache, weshalb nicht mehr Land urbar

gemacht wird, da das dazu erforderliche Terrassiren der Bergabhänge ziemliche Kosten verursacht.

Fremde besuchen die Insel nicht, ohne einen Ritt nach Longwood zu machen und die ehemalige Wohnung und das Grab Napoleon's I. zu besehen. Bekanntlich hat der jetzige französische Kaiser Longwood angekauft und restauriren lassen. Es werden daher von dem Custos weder Stücke des Eisengitters, noch Zweige von der Trauerweide des Grabes mehr verkauft; alles ist neu, und an die Stelle des frühern englischen Unteroffiziers ist als Wächter der Baron von Rougemont, eine Reliquie der alten Garde, getreten.

St.-Helena ist nebst Ascension der Sammelpunkt für die Schiffe des englischen westafrikanischen Geschwaders, das von Sierra-Leone bis zum Cap zur Verhinderung des Sklavenhandels kreuzt. Durchschnittlich werden von diesem Geschwader jährlich sechs bis acht Sklavenfahrer aufgebracht und den Kapern von der Regierung 5 Pf. St. für jeden Neger und 1 Pf. St. 10 Sh. für jede Tonne des genommenen Schiffes als Prisengelder ausgezahlt. Schiffe und Neger schafft man nach St.-Helena. Erstere werden merkwürdigerweise zerstört, mögen sie noch so schön sein. Letztere sperrt man so lange in Kasernen, bis sich Gelegenheit bietet, sie nach den englischen Besitzungen in Westindien zu schicken. Dort verdienen sie die Kosten ab, die ihre Befreiung der englischen Regierung gemacht, und werden Apprentices, „Lehrlinge", auf einen Zeitraum von 10 Jahren; dann stellt man es ihnen frei, in ihr Vaterland zurückzukehren. So wissen die Engländer das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen; sie leisten der Philanthropie einen Dienst und verschaffen sich zugleich billige Arbeitskräfte für ihre Colonien.

Unser nächstes Reiseziel war Ascension, eine andere der Klippen, welche vulkanische Thätigkeit so viel tausend Fuß aus dem Grunde des süd-atlantischen Oceans emporgehoben. Die

Insel liegt etwa 150 Meilen in nordwestlicher Richtung von St.-Helena auf dem Wege nach Europa und ist ungefähr ebenso groß und unzugänglich wie letztere, aber bis auf die Spitze des höchsten Berges, der sich 2500 Fuß hoch erhebt, durchaus unfruchtbar, kahl und nur ein todtes Feld von Lavaklippen und vulkanischer Asche. Ein traurigerer Anblick als die schwarzen zackigen Felsen, welche wie ein Gürtel die Insel umschließen, ist kaum denkbar. Die Rhede ist ungefähr wie in St.-Helena, das Landen jedoch viel schwieriger und oft tagelang unmöglich, wenn die von Südamerika herüberkommenden Rollseen, eine bisjetzt noch nicht genügend erklärte Erscheinung, sich an den Felsen brechen. Die Insel hat 120 Einwohner, und zwar nur Militär. Früher unbewohnt, wurde Ascension 1816 von den Engländern in Besitz genommen, um Napoleon besser zu bewachen und alle Fluchtversuche desselben zu vereiteln, da jedes nach Nordamerika oder Europa segelnde Schiff bei der Insel vorbei mußte und von den englischen Kreuzern leicht angehalten werden konnte. Seit Napoleon's Tode dient sie jedoch nur noch als Sanitarium für die Fieberkranken des afrikanischen Geschwaders und wird außerdem von Schiffen aufgesucht, die Wasser auffüllen wollen und St.-Helena verfehlt haben. Das Hospital ist 2000 Fuß hoch über dem Meeresspiegel an der Seite des erwähnten Berges angelegt, und hier sieht man auch das einzige Grün auf der Insel. Die Gouverneure haben ihr Möglichstes gethan, um dieses Fleckchen zu cultiviren. Hier ist ein großer Garten angelegt, und in mächtigen Cisternen wird das sich aus den Wolken niederschlagende Wasser gesammelt, das eine Röhrenleitung $1\frac{1}{4}$ Meilen weit nach der Küste und dem Ankerplatze führt. Namentlich hat der jetzige Gouverneur, Kapitän Barnard, sich sehr viel Mühe mit neuen Anpflanzungen gegeben und jährlich 10—15000 Sträucher und Pflanzen eingesetzt, um die Vegetation allmählich weiter zu Thale zu leiten und

durch das Blätterwerk mehr Feuchtigkeitsniederschlag anzuziehen. Nach den meteorologischen Beobachtungen gelingt dies auch von Jahr zu Jahr mehr. Trotzdem wird Ascension immer eine traurige Einöde bleiben, auf der niemand freiwillig wohnt. Das einzige Erzeugniß der Insel sind Seeschildkröten, die an der Küste ihre Eier legen und gefangen werden. Die Saison des Fanges ist vom Februar bis Juni und der jährliche Ertrag ungefähr 600 Stück. Im Durchschnitt sind die Thiere außerordentlich groß, sie wiegen selten unter 300 Pfund, erreichen aber oft das doppelte Gewicht. Unmittelbar an der Küste sind zwei mit dem Meere zusammenhängende Bassins angelegt, in denen sie aufbewahrt werden. Die anlaufenden Schiffe nehmen gewöhnlich einige an Bord; das Stück kostet $2^1/_2$ Pfd. St., und auch wir kauften zwei davon. Eine wurde später geschlachtet, die zweite für den Zoologischen Garten in Berlin lebend überbracht. Jede derselben wog ungefähr $2^1/_2$ Ctr., und beide legten täglich 2—3 Eier von der Größe eines Enteneies, aber kugelförmig und statt der Schale mit einer pergamentartigen Haut versehen; der Geschmack der Eier war jedoch nicht sehr besonders.

Von Ascension bis zum Aequator hatten wir eine ziemlich lange Reise, neun Tage, von dort an jedoch ging es sehr schnell vorwärts. Wir nahmen abermals eine neue von Maury vorgeschlagene Tour, indem wir uns mehr westlich hielten, und fanden dort einen so günstigen Passatwind, daß wir schon nach vierzehn Tagen die Grenze desselben und am 18. Tage von der Linie an die Azoren erreichten.

Am 19. Mai traf die Elbe in Falmouth ein, am 23. erhielten wir Ordre nach Swinemünde zu segeln. Am 29. Mai begrüßten wir nach $2^1/_2$jähriger Abwesenheit die heimischen Gestade, glücklich und wohlbehalten, mit gesunder Mannschaft und ohne einen einzigen Mann verloren zu haben. Bei unserer Ankunft erfuhren wir, daß der Vertrag mit Siam Anfang Februar

abgeschlossen worden sei und die beiden Schiffe Arkona und Thetis sich bereits auf der Heimreise befänden. Der Gesandte Graf Eulenburg war Mitte März von Singapore über Land nach Berlin gereist und Anfang Mai dort eingetroffen.

Die preußische Expedition nach Ostasien hat große Opfer gekostet; von den vier Schiffen ist eins nicht wiedergekehrt und von den 800 Menschen, welche mit dem Geschwader hinausgingen, hat ein ziemlicher Theil sein Vaterland nicht wiedergesehen. Die Zahl der Fehlenden beträgt über 100; davon sind 42 mit dem Frauenlob verloren gegangen, während die übrigen durch Krankheiten hingerafft wurden, unter ihnen sechs Offiziere. Große Resultate werden jedoch fast immer theuer erkauft, und wir dürfen die Ergebnisse der Expedition groß nennen, wenn nicht für die Gegenwart, so doch für die Zukunft Deutschlands und seines Handels. Wir haben drei Verträge geschlossen, die, wenn sie richtig benutzt werden, eine unberechenbare Tragweite haben. Wir haben den Asiaten, gezeigt, daß die unter ihnen wohnenden Deutschen eine Flagge haben, die ihnen Schutz angedeihen lassen und ihre Rechte vertreten wird. Die Deutschen in China, Japan und Siam selbst sind durch die geschlossenen Verträge auf einen ganz andern Boden gestellt. Wo sie früher nur geduldet waren, haben sie jetzt ein Recht zu sein; sie sind den meistbegünstigten Nationen gleichgestellt und haben nicht mehr nöthig, um Schutz und Hülfe bei fremden Consuln und Gesandten zu betteln.

Die Expedition hat ferner den Deutschen im Vaterlande eine genaue Einsicht in die dortigen Verhältnisse gegeben; sie hat den Weg zu directen Handelsverbindungen mit jenen Ländern gebahnt und der deutschen Industrie neue Absatzquellen eröffnet. Die preußische Regierung hat beschlossen, ein größeres und mehrere kleine Schiffe hinausschicken, um den Verträgen Geltung zu verschaffen und den Deutschen effectiven

Schutz zu gewähren. Es bleibt daher nur zu wünschen, daß die deutschen Kaufleute selbst nunmehr das Ihrige thun. Ich habe gezeigt, wie es uns möglich ist, mit allen Nationen in Ostasien zu concurriren, sie zu verdrängen und selbst mit England einen erfolgreichen Kampf um den Löwenantheil am chinesischen und damit am Welthandel zu führen. Sehr viel können dazu die Regierungen, viel der Zollverein und die Handelscorporationen thun, aber Eins und das Wichtigste ist Sache der Kaufleute selbst: sie müssen reell sein. Der Mangel an Reellität hat dem deutschen Handel schon unberechenbaren Schaden gethan. Die Reellität der Engländer ist das Geheimniß ihrer Handelserfolge im Osten, und solange wir darin ihnen nachstehen, werden uns alle Verträge nichts nutzen. Der Chinese läßt sich einmal hinter das Licht führen, aber nicht wieder. Es verlocken ihn keine niedrigen Preise dazu. Der Asiate zahlt baar und theuer, aber er verlangt gute Waare und daß eine bestimmte Marke auch unverändert dieselbe Waare enthalte. Ist er davon überzeugt, so kauft er ungesehen nur nach der Marke; wird er einmal getäuscht, so kommt er nie wieder.

Hiermit schließe ich meine Mittheilungen über die preußische Expedition. Ich habe den Leser viele Tausende von Meilen weit in ferne Gegenden geführt, die bisher nur theilweise und sehr unvollkommen bekannt waren, und habe versucht, ihm ein Bild von jenen fremden Ländern und Völkern zu entwerfen. Mein Bestreben war es, neben der Schilderung des Neuen und Interessanten, das sich dem Beobachter auf dieser Reise in so reichem Maße bot, besonders auch die Vortheile darzulegen, welche sich in handelspolitischer Beziehung an die preußische Expedition knüpfen, und die Deutschen von der großen Wichtigkeit des Unternehmens für das gemeinsame Vaterland zu überzeugen.

Dem freundlichen Leser aber, der uns auf unserer Reise begleitet, Freude und Leid im Geiste mit uns getheilt, spreche ich meinen Dank dafür aus und sage ihm ein herzliches Lebewohl!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dem freundlichen Leser aber, der uns auf unserer Reise begleitet, Freude und Leid im Geiste mit uns getheilt, spreche ich meinen Dank dafür aus und sage ihm ein herzliches Lebewohl!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.